Worte

der Liebe und des Troſtes.

Von

F. Kletke.

Zum Beſten

der Wittwen und Waiſen der jetzt an der Cholera Verſtorbenen herausgegeben.

Berlin, 1837.

Preis 7½ Sgr.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Seiner Hochwürden

Herrn D. A. Neander,

Doctor der Theologie,

erstem Bischofe der evangelischen Kirche, Königlichem Ober-Consistorial-Rathe, wirklichem ersten General-Superintendenten der Provinz Brandenburg, Ritter ꝛc., Probst ꝛc. ꝛc.,

in

tiefster Ehrfurcht

gewidmet.

Ein ew'ger Bau iſt des Erlöſers Wort,
An dem mit ewig ſehnendem Verlangen
In Nacht und Tod des Menſchen Blicke hangen,
Das Frieden reicht der Seele hier und dort.

So ſteht's unwandelbar in Zeit und Ort;
In weſſen Seele ſeine Töne drangen,
Wird auch den Geiſt in tiefſter Bruſt empfangen;
Ein ew'ger Bau iſt ſeiner Liebe Wort! —

Du bist die Säule, die emporgestrebt
Mit höchster Kraft in unsers Tempels Hallen;
Du bist, den wahrhaft Jesus Wort belebt!

O laß, Verehrter, Dir gewidmet sein
Die leisen Klänge, die vorüberhallen,
Ich schloß in sie mein inn'res Leben ein. —

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Hoffe!	11
„Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht!“	12
Engelgruß	13
Zwei Thränen	14
Das Wort Gottes	15
Einſt!	16
Die Thränen der Menſchen	17
Der Menſch und Jeſus	18
Abendgebet	19
Jeſus	20
Der Engel des Todes	21
Gebet	22
Tod und Leben	23
That und Gedanke	24
Der Fremdling	25
Kinderglaube	27
Weihnachten	28
Jeſus am Oelberge	29
„Du ſiehſt uns nicht!“	30
Die Blumen im Walde	31
Bete! Glaube! Liebe! Hoffe!	32

	Seite
Ueberall'	33
Morgen'	34
„Ich will ein ganzes Herz!"	35
Frühling	36
Thränen um die Todten	37
Ein Tag und d'rüber	38
Wahre Liebe	39
Reue	40
Mensch und Gott	42
„Ich lasse nie von dir!"	43
„Das hast du mir gethan!"	44
Vertrauen	45
Weihnachtslied für Kinder	46
„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"	47

Worte

der Liebe und des Troſtes.

Hoffe!

Wie auch der Gram des Lebens
Das menſchliche Herz bedrückt,
Ewig das weinende Auge
Hoffend zur Ferne blickt.

Und durch die Nacht der Wolken
Es ruft dem Betrübten zu:
Kämpfe die ſchmerzlichen Stunden,
Hoffe, ich gebe Ruh'!

Neige das Herz, das müde,
Der ewigen Liebe zu —
Sterbliche irren und haſſen,
Hoffe, ich gebe Ruh'!

„Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht!“

Mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht,
Ich bin das Wort, das euch Verſöhnung reicht,
Die Liebe bin ich und verlaſſ' euch nicht,
Ich bin die Wahrheit und das ew'ge Licht! —

Was ſteh'ſt du Menſch ſo fern und zagend mir?
Weißt du es nicht, ich war ja ſtets bei dir?
Ich war um dich in Nacht und Sturmesweh'n,
Du aber ſah'ſt mich nicht zur Seite ſteh'n.

Ich blieb bei dir, als dich die Welt verſtieß,
Der Einz'ge war ich, der dich nie verließ,
Und haſt du oft auch meiner nicht gedacht —
Ich hab' für dich gebetet und gewacht.

Und will noch beten, wachen noch für dich,
Und dächteſt du, o Menſch, auch nie an mich!
An deinem Todeslager will ich ſteh'n,
Ich will mit dir zu meinem Vater geh'n. —

Was fürchteſt du, was ſteh'ſt du zitternd noch?
Klein iſt die Laſt, ſanft iſt der Liebe Joch!
Du trägſt es leicht, wenn du mein Wort erkannt,
Die Liebe bin ich, reiche mir die Hand!

Engelgruß.

Alljährlich an dem Tage,
Da du geboren biſt,
Frühzeitig, wenn du ſchlummerſt,
Ein Engel dich begrüßt.

Und was du Lieb' und Gutes
Gethan in Jahresfriſt,
Der Engel wie im Traume
In deine Seele küßt.

Daß du mit Dankesblicken
Erwacht zum Himmel ſchauſt;
Daß du des Vaters Liebe
Mit neuem Muth' vertrauſt.

Doch, wenn er nichts gefunden
In eines Jahres Lauf,
Geht er von dir mit Trauern,
Und weinend wachſt du auf.

Zwei Thränen.

Zwei Thränen heben ein gefall'nes Herz
An ſeines Vaters Bruſt auf's neue:
Die eine Thräne um der Brüder Schmerz,
Die Schmerzensthräne wahrer Reue.

Das Wort Gottes.

Wer hat es nie empfunden,
Wie oft ein einz'ger Tag
Mit angſtdurchweinten Stunden
Auf ſeiner Seele lag!
Wen hat es nie betroffen,
Daß Schmerz ihn überkam,
Der Glauben, Muth und Hoffen
Aus ſeiner Seele nahm.

Und wenn die Nacht in Kummer
Durchbetet und durchwacht,
Dann hat im Morgenſchlummer
Der Vater Troſt gebracht.
Da zagend wir entſchliefen,
Hat er ſein Wort geweckt
In unſrer Seele Tiefen,
Daß uns kein Tod mehr ſchreckt.

So ſteht er bei den Seinen
Erbarmend allezeit
Um die, die wahrhaft weinen,
Um die, die wahrhaft reu't.
Ruft nur, ſo ſollt ihr finden!
Klopft, euch wird aufgethan!
Strebt auf aus Traum und Sünden
Zum Vater himmelan!

Einſt!

Ob ſie dein blutendes Herz nicht ſchonen,
Ob ſie die Liebe mit Undank lohnen —
Dein Herz, wie lange noch wird es ſchlagen,
Bis es dein Engel zu Gott getragen!

Um was die Menſchen ſo raſtlos mühen,
Wird vor den Schauern des Todes fliehen;
Was ſie beſpottet, verfolgt mit Hohne,
Geht mit hinüber zu Gottes Throne.

An jenem Tag', wo das Weltall zittert,
Von ſeiner Allmacht Gericht erſchüttert:
Vor ſeinen Stuhl wird die Liebe treten,
Und wird dich rufen und für dich beten.

Die Thränen der Menschen.

Es ist so viel, um was sie weinen,
So viel, was sie gesehnt, geliebt,
Was sie wohl einzig würdig meinen,
Daß es zu trauern Anlaß giebt.

Sie weinen, wenn in Meeres Wogen
Des Reichthums kleinster Theil versank;
Wenn sie ein falsch Gebild betrogen
Des Ruhms, nach dem die Seele rang.

Sie weinen, daß der Kreis der Jahre
Genuß und Leben Fesseln legt;
Sie weinen, daß das Grau der Haare
Das Siegel eines Todes trägt.

O weint um die verlornen Stunden,
O weint, daß Selbstsucht, Haß und Neid
Den Weg in euer Herz gefunden,
O weint um eure Jugendzeit!

Der Menſch und Jeſus.

Er kam, der Sünde Fluch zu tragen,
Gehüllt in eines Menſchen Kleid;
Sie haben ihn an's Kreuz geſchlagen,
Sie höhnten ſeiner Liebe Leid.

Wie muß nun Alles klein erſcheinen,
Des Todes Angſt, des Lebens Noth!
Die eigne Liebe zu der ſeinen,
Der eigne Tod zu ſeinem Tod!

Und du, o Menſch, du willſt es klagen,
Daß Menſchen nicht dein Herz verſteh'n:
Wenn ſie den Herrn an's Kreuz geſchlagen
Wie ſoll es dir dem Diener geh'n?

Abendgebet.

Wenn du Abends Schlummer ſuchſt und Frieden,
Denke ſtets, mit dieſer einen Nacht,
Mit der letzten, ſei das Herz hienieden
Schon zur ew'gen Ruh' gebracht.

Ja du denkſt wohl innig der Geliebten,
Denk' in Lieb' auch, die dir's minder ſind,
Denk' in Lieb' auch, die dich je betrübten,
Liebend, die dir feind geſinnt.

Glaube nicht: Der hat noch langes Leben
Mir voraus, wenn man in's Grab mich trägt;
Und was Jenem das Geſchick gegeben,
Iſt auf feſten Grund gelegt! —

Eine Nacht zerſtreut des Menſchen Habe;
Kommt der Tod, er fragt nicht: Willſt du heut?
O ſo denke, wie am ſtillen Grabe
Solch ein Haß zu ſpät gereut!

Biſt du liebend, liebend wird vergeben;
Dann erſt fleh' um deiner Sünde Schuld,
Und der güt'ge Gott wägt auch dein Leben
Sich erbarmend mit Geduld.

Jeſus.

Es iſt ſo viel des Göttlichen in dir,
Was dem Verſtande nie ergründbar iſt;
Nur feſt vertrauen, innig glauben wir:
Daß du erlöſend uns geſendet biſt.

Und nicht bedarf's, daß Menſchenſinn es faßt,
Einfach und klar iſt deiner Worte Geiſt,
Den du in zwei Gebote nur gefaßt,
Der uns zu Liebe und Verſöhnung weiſt.

Der Engel des Todes.

Ich bin der Engel, dem der Herr gegeben
Mit einem Hauch zu löſen jedes Leben.
Sein Wille ruft und eilend muß ich geh'n,
Ein warmes Herz in Aſche zu verweh'n.

Ich wandle ſtill, doch zitternd ſeh' ich lauſchen
Die Menſchen, ahnend meiner Flügel Rauſchen.
Unſichtbar nah' ich, ſtumm der Blicke Gruß,
Küß' ich ſie mächtig mit der Liebe Kuß.

O dürftet ihr mein leuchtend Antlitz ſchauen,
Wie würdet freudig ihr dem Gruß vertrauen,
Der ſeiner Liebe ſtiller Bote iſt,
Angſt, Schmerz und Traum von eurer Seele küßt!

Ich bin der Engel, der auf Todeshügeln
Lehnt an der Aſche, ſchützend mit den Flügeln;
Zum Grab' gewendet meiner Fackel Licht,
Künd' ich den Tag, von dem mein Auge ſpricht.

Ich künde Tag, ich künde ew'ges Leben,
Ich bin der Engel, dem der Herr gegeben,
Daß er durch aller Mächte Trübſal reicht,
Daß ſeinem Kuß der Erde Täuſchung weicht.

Gebet.

Wenn du beteſt, bete ſtill,
Wahrhaft, wie es Liebe will.
Ob's in Töne ſich ergoſſen —
War dein Herz nur auferſchloſſen.

Zu dem Thron des Ew'gen geht
Auch ein Blick, der innig fleht.
Bete ſtill am ſtillen Orte —
Wenig ſind der Liebe Worte.

Tod und Leben.

Auch Veilchen duften an der Gräber Rand,
Der Flieder weht, wo einſt die Urne ſtand,
Um kalten Stein rankt ſich das Immergrün,
Es iſt ein Grab, um das die Roſen blühn!

Laſſ' dies, o Menſch, ein ewig Zeichen ſein,
Wie jedes Sterben nur ein kurzer Schein,
Wie bald dem Tod' ſich Leben neu vereint,
Wie Leben glüht, wo du um Tod geweint! —

So dunkle Wege muß das Leben geh'n,
So muß durch Tod es wieder auferſteh'n,
So reinigt Schmerz den trüben Menſchenſinn,
So führt zu Gott durch Nacht die Liebe hin.

That und Gedanke.

Ewig gleich und unermeßlich iſt die göttliche Geduld;
Doch der Menſch ſoll ſie nicht prüfen wiſſentlich durch neue Schuld.

Ward ſo lange Zeit gelaſſen, ſeine Sünde zu bereu'n;
Ward die Schuld auch unermeßlich und die Strafe wird ſo ſeyn.

Ja wie lang' es währt, doch kommt ſie einſt die Stunde des Gerichts,
Wo die Seele tritt entkleidet vor die Wahrheit ſeines Lichts.

Nicht die That da wird dir reden, nicht die That iſt That allein:
Auch dein leiſeſter Gedanke wird dein ew'ger Zeuge ſein.

Auch der leiſeſte Gedanke tritt enthüllt vor dich und ſpricht:
Lüge war die That! Du that'ſt ſie; aber um des Guten nicht!

Der Fremdling.

Am Abend saß ein armer Mann
Vor seiner kleinen, dunklen Hütte,
Da trat ein Fremdling zu ihm an
Mit Gottesgruß und leiser Bitte:

„Kannst du für eine einz'ge Nacht
Mir wohl ein Mahl und Obdach geben?
Sobald die Sonne früh erwacht,
Muß ich den Stab zum Wandern heben." —

Der Arme sprach: „Tritt ein zu mir!
Verzeih' der dürftig schlichten Gabe;
Doch theil' ich freudig es mit dir,
So viel und wenig, als ich habe."

Sie sitzen drinn auf harter Bank
Die Beiden bei der Armuth Mahle;
Das kleine Stübchen kaum durchdrang
Die Lampe mit dem matten Strahle.

Da hebt der Gast zu sprechen an,
Und wie er spricht mit inn'gen Tönen,
Lauscht hochentzückt der arme Mann
Dem Wort von Liebe und Versöhnen.

Er denkt an keines Schlummers Rast,
Er möcht' es ewig, ewig hören;
So haben mächtig ihn erfaßt
Des Andern wundersame Lehren.

Er möchte mehr und mehr verſteh'n,
Er möchte lauſchen, möchte fragen —
Da ſchickt der Fremdling ſich zum Gehn;
Denn ſchon beginnt es hell zu tagen.

„O bleib! O bleib!“ Der Arme fleht.
„Was willſt du jetzt ſchon von mir ſcheiden?
Seit mir dein Wort zu Herzen geht,
Vergeſſ' ich meiner Laſt und Leiden!

Sieh Alles, was mein eigen iſt,
Um deine Worte wollt' ich's geben;
Seit du zu mir getreten biſt,
Fühl' ich in mir ein andres Leben.“ —

Der Fremde ſpricht: „Es darf nicht ſein,
Daß ich noch länger bei dir weile;
Noch Viele, Viele warten mein,
Mit denen Schmerz und Luſt ich theile.

Doch ſoll es wahrlich dir geſcheh'n,
Wirſt du in Wahrheit mich bekennen,
Daß wir dereinſt uns wiederſeh'n,
Und nie uns von einander trennen.

Erfülle freudig mein Gebot,
Und meinen Diener will ich ſenden;
Ich bin die Liebe, er der Tod;
Was ich begann, wird er vollenden.“

Kinderglaube.

O ſel'ger Kinderglaube,
Wie du ein Herz durchdringſt!
Wie du aus Lieb' und Hoffen
So ewig wiederklingſt!

Die Vögel unter'm Himmel,
Sie ſä'n und ärnten nicht,
Und grüßen mit Geſange
Das neue Morgenlicht.

O ſel'ger Kinderglaube,
Ja Herz, vertrau ihm feſt:
Daß dich auch heut' und immer
Dein Vater nicht verläßt!

Weihnachten.

O Weihnachtsfeſt, wie biſt du ſchön,
Wenn an dem vollen Tiſch ſie ſteh'n,
Die Aeltern mit der Liebe Blicken,
Die Kinder mit des Danks Entzücken!

Heut' ſchimmert Alles wunderbar!
Die ihr da ſteht mit grauem Haar,
Noch mahnt's euch froh nach ſo viel Jahren,
Wie einſt ihr gleiche Luſt erfahren!

Wie glänzen in dem bunten Licht
Die goldnen Früchte, ſchwer und dicht!
Was kaum das Herz mit Zittern dachte,
Der Weihnachtsabend reichlich brachte.

Ihr aber in der Kinder Spiel
Denkt ſeiner Sendung göttlich Ziel!
Denkt, daß uns heute ward gegeben,
Der liebend ſtarb, damit wir leben!

Jeſus am Oelberge.

Am Oelberg' ſtand des Menſchen Sohn,
Und weinte zu des Vaters Thron,
Und rief: Nichts iſt unmöglich dir,
O Vater, nimm den Kelch von mir!
Doch nicht auf deines Sohnes Willen:
Wie du es willſt, laſſ' es erfüllen!

Des Todes Grauen, Angſt und Pein
Durchdrang ſein zitterndes Gebein.
Die Jünger alle ſchliefen tief;
Nur Jeſus betet', rang und rief
Zum Vater auf, bis überwunden
Die Menſchenfurcht der Leidensſtunden.

Die ihr ſein ew'ges Wort bekennt,
O Alle, die ihr Jeſus nennt,
Der Schmach und Hohn um Lieb' erwarb,
Der Kreuzestod um Liebe ſtarb:
So liebt und ſegnet, die euch haſſen!
So ringt um die, die euch verlaſſen!

„Du ſiehſt uns nicht!“

Du weinſt um uns, du rufſt nach uns zurück,
Du glaubſt nun fern der Liebe Ton und Blick:
Wir aber ſteh'n bei dir, du ſiehſt uns nicht!
Wir aber hören dich, du weißt es nicht!

Nur wenn die Nacht ſich ſtill zur Erde ſenkt,
Wenn zum Gebet es deine Seele drängt,
Wenn dann dein Herz der Liebe Muth gewinnt:
Da fühlſt du wohl, daß wir dir nahe ſind!

Die Blumen im Walde.

Die Blumen in dem Wald',
Sie hat kein Menſch begoſſen,
Die Blumen in dem Wald'
Sind über Nacht entſproſſen.

Wohin kein Auge drang,
Da duften ſie im Stillen
Den grünen Wald entlang,
Nach ihres Gärtners Willen.

Der Sturmwind hat ſie nie
Berührt mit ſeinen Wettern,
Die Sonne grüßt ſie früh
Herab von Zweig' und Blättern.

Sie blüh'n nicht, daß ihr Blüh'n
Ein Aug' ergötzen ſollte;
Sie duften und ſie blüh'n,
Weil ſo der Gärtner wollte.

Bis wann er kommt und ſpricht
Den ſtillen Abendſeegen,
Sie duften länger nicht,
Zur Ruhe ſie ſich legen.

Treib' nicht ſo ängſtlich fort,
Du Menſch, mit Sorg' und Mühen;
Sieh' von des Gärtners Wort
Die Blumen einſam blühen!

Bete! Glaube! Liebe! Hoffe!

Bete zu des Vaters Thron,
Daß er deine Schuld verzeiht.
Glaube, er vergab dir ſchon,
Wenn es wahrhaft dich gereut.
Liebe Gott und lieb' als Brüder,
Die dich lieben, die dich haſſen.
Hoffe, jenſeits find'ſt du wieder,
Was du weinend hier verlaſſen!

Ueberall!

Ueberall des Himmels Bogen
Ueberall der Liebe Wort!
Darum muthig fortgezogen,
Sonne leuchtet hier und dort!

Wo ſich Tag und Abend neigen,
Seh' ich auch aus tiefſter Nacht
Morgenlichter glüh'n und ſteigen
Früh noch, eh's der Menſch gedacht,

Und ein Morgen naht nicht minder,
Weil der Lenz ein Ende nahm,
Und die Liebe ſorgt der Kinder
Minder nicht, weil Winter kam.

Ob ſein Froſt die ſtarren Kerzen
Uns um Thür und Fenſter trägt —
Frühling iſt mit jedem Herzen,
Das für Lieb' und Treue ſchlägt.

Morgen!

Einmal doch — und ſei's im Grabe!
Find'ſt du dein erſehntes Glück!
Einmal ruft aus deinen Nächten
Dich der ew'gen Liebe Blick! —

Mag der Sturm die loſen Blätter
Einer Roſe heut' verweh'n,
Wird die kleine Knospe morgen
Darum doch in Blüthe ſteh'n.

Heute noch auf deinem Auge,
Trübgeſchloſſen, liegt die Nacht;
Wenn das Frühroth morgen leuchtet,
Morgen biſt du auferwacht.

Morgen wird des Herren Engel
Zeitig dir am Lager ſteh'n,
Morgen ſollſt du all' die Deinen,
Lang Beweinten wiederſeh'n!

„Ich will ein ganzes Herz!“

Ich will nicht außen, ich will innen ſein,
Lebend'ger Strahl, der euer Herz durchzieht,
Lebend'ges Wort, das euren Geiſt durchglüht —
Ich will nicht außen, ich will innen ſein!

Nur der liebt wahrhaft, der den Tod nicht ſcheut!
Ich litt den Tod um meiner Liebe Wort,
Ich gab mein Leben um die Menſchheit fort.
Nur der liebt wahrhaft, der den Tod nicht ſcheut!

Nur der bekennt mich, der mich wahrhaft liebt!
Und wer mich liebt, ſtrebt meinen Worten nach
Durch jedes Leid, durch Tod und Lebensſchmach —
Nur der bekennt mich, der mich wahrhaft liebt!

Nicht ſchwankend halb, ich will ein ganzes Herz!
Wer um mich litt, der lebt! Und ob er ſtirbt,
Solch' Sterben ewig Leben ihm erwirbt;
Nicht ſchwankend halb, ich will ein ganzes Herz!

Frühling.

Im Wennemonat naht
Ein Engel ſich der Erde,
Daß aller Blüthe Saat
Dem Schlaf entrungen werde.

Der Engel tritt zu dir
Mit ſtillem Gruß und ſpricht:
Fühlſt du ſolch Treiben hier
In deinem Herzen nicht?

Es lag vor kurzer Zeit
Noch Alles hier im Traume,
Nun ringt der Keim befreit
Aus ſeinem dunklen Raume.

Haſt du wohl auch die Saat
In deiner Bruſt gepflegt,
Daß, nun der Frühling naht,
Dein Frühling Blüthe trägt?

Thränen um die Todten.

Vergieb, o Herr, daß wir ſo bitter weinen,
Weil, die wir lieben, uns entriſſen ſcheinen.
Lang iſt die Nacht und einſam fühlt das Herz
In der Geliebten Tod zwiefachen Schmerz.

Wohl wiſſen wir, Allgüt'ger, du wirſt geben
Nach kurzem Traum der ew'gen Liebe Leben;
Denn jede Täuſchung endet nur bei dir —
Wir wiſſen's wohl — und dennoch weinen wir!

Wir jammern nicht, daß glücklich, die wir lieben;
Wir weinen, wir, die hier zurückgeblieben!
In ſolcher Trennung fühlt ein menſchlich' Herz
Nur ſeine Sehnſucht, nur den eignen Schmerz.

Ein Tag und d'rüber!

Einen Tag und d'rüber
Fließen eure Zähren;
Einen Tag und d'rüber
Mag das Leid noch währen.

Einen Tag und d'rüber
Angſt und Schmerz getragen,
Einen Tag und d'rüber
Sollt ihr nicht mehr klagen!

Dieſer Tag und d'rüber
Kam von Gottes Händen,
Dieſer Tag und d'rüber
Wird es Gott auch wenden.

Einen Tag und d'rüber
Wird ſein Ruf ertönen,
Der dem Tod' das Leben
Ewig wird verſöhnen!

Wahre Liebe.

Und ob dein Herz auch hundertmal
Der fremden Schuld vergaß,
Die Liebe zählt nach keiner Zahl,
Die Liebe kennt kein Maaß.

Und willst du gar so strenge sein,
Denk' eigner Schwäche doch!
Wie willst du, soll dir Gott verzeih'n
Täglich, ja stündlich noch?

O denk', wenn seine Liebe nicht
So viele Schuld dir strich —
Hielt' er mit dir so streng Gericht,
Wie stünd' es einst um Dich!

Reue.

O Vater, dir zu Füßen
Fleht ein verlor'ner Sohn,
Das Herz durchbebt, zerriſſen,
Zu deiner Gnade Thron.
In Angſt und Schmerz und Wunden,
Bis ihm Verſöhnung wird,
Daß er zu allen Stunden
So weit von dir geirrt.

Kein Troſt iſt, der mir bliebe;
Denn hundertfaltig rief
Die Stimme deiner Liebe,
Und meine Seele ſchlief.
Und ernſt und ernſter weckte
Dein Ruf mich tauſendfach,
Bis Leid und Trübſal ſchreckte
Vom Schlaf die Seele wach.

Einſt ward der Welt vollendet
Dein Wort von ew'ger Treu'
Durch ihn, den du geſendet,
Daß uns Erlöſung ſei.
An's Kreuz mit Hohn geſchlagen,
In Demuth und Geduld
Hat ihn dein Sohn getragen,
Den Tod um Menſchenſchuld.

Und ich, der oft geſchworen
Zu dir mit Herz und Mund,
Hab', immer neu verloren,
Gebrochen ſolchen Bund!
Ja, reich und unermeßlich
War deine Güte mir!
Nur ich, ſo leicht vergeßlich,
Wandt' doch mein Herz von dir!

Ja, könnt' ich ewig weinen
Um meiner Sünde Schuld,
Unſäglich würd' ſie ſcheinen
Durch deiner Liebe Huld.
So bet' ich tief in Reue
Und ruf' in Angſt und Schmerz:
O Vater, heb' auf's neue
Zu dir ein irrend Herz!

Menſch und Gott.

Wie das Herz in dem Getriebe
Raſtlos ſchlägt den leiſen Schlag,
Wandert raſtlos Gottes Liebe
Durch der Seinen Nacht und Tag.

Wenn der Menſch in wildem Drange
Vor- und rückwärts treibt den Weg,
Folgt ſie ſtill dem irren Gange
Hält ſie ſtill den loſen Steg.

Wenn die Augen müde neigen
Sich zum Schlaf in dunkler Nacht;
Wenn die Morgenlichter ſteigen,
Steht ſie noch am Bett und wacht! —

Menſchenherz und Gottesliebe, —
Jenes ſchlägt nur Stunden lang,
Ewig wandert ſeine Liebe
Segnend ihren Weltengang.

„Ich laſſe nie von dir!“

Dem wendet Gott ſich zu,
Der ganz verlaſſen ſcheint;
Dem giebt er Troſt und Ruh,
Der troſtlos einſam weint.

Wenn du wohl zaghaft meinſt,
Daß jede Hülfe wich;
Und wie du einſam ſcheinſt:
Er ſieht und leitet dich!

Ein Stern an dunk'lem Raum',
Durch alle Nacht ein Licht,
An dem der wirre Traum
Und Schmerz des Lebens bricht.

Ich laſſe nie von dir!
So tönt ein ew'ges Wort.
Was du beweinteſt hier,
Begrüßt dich ſchöner dort!

Schmerz war des Menſchen Loos;
Trag' es und hoffe ſtill:
Es iſt kein Leid ſo groß,
Das ich nicht ſtillen will!

„Das haſt du mir gethan!“

Bei deinem Mahle ſaß ich mit zu Gaſt;
Ich war's, den, zitternd, du bekleidet haſt;
Ich war's, den deiner Liebe Gaben
Von Sünd' und Noth errettet haben!

Ich war's, bei dem du einſt in Todesnacht
Mit Gottes Wort ſo tröſtend zugebracht;
Ich war's, den du mit ſtillen Klagen,
Selbſt müd' und krank, zur Ruh' getragen! —

Jetzt will ich dir als Freund zur Seite ſteh'n;
Denn eh mich zwar dein Auge nie geſeh'n —
So Vieler Noth dein Herz bewegte:
Ich war's, den deine Liebe pflegte! —

Ich bin der Armen und der Kranken Freund,
Der liebt mich treu, der's treu mit ihnen meint;
Ihn will auch ich als Freund bekennen,
Ihn will ich einſt dem Vater nennen!

Vertrauen.

Vertrau'ſt du deinen Schlummer ihm eine ganze Nacht;
Glaub' auch, daß er am Tage noch weiter für dich wacht.

Glaubſt du, daß auf ſein Wort ergrünt die ganze Erde;
Glaub', daß auch dir dein Korn dabei entſprießen werde.

Glaubſt du, die Nacht, die längſte, muß enden ihre Bahn;
Glaub' auch, für jedes Leiden bricht neuer Morgen an.

Glaubſt du, er lenkt den Gang, den alle Welten gehen;
Glaub', er wird dein Geſchick zu lenken auch verſtehen!

Weihnachtslied für Kinder.

Weihnachten iſt der Tag des Herrn,
Die frommen Kindlein hat er gern,
Schickt ſeine Engel alle aus,
Die wandern ſtill von Haus zu Haus.

Und wie es ſtürmt und wie es ſchneit,
Da iſt kein Steg, kein Weg zu weit,
Und Trepp' hinauf und Trepp' hinab
Die Engel mit dem Wanderſtab'!

Und ſind die Kindlein fromm und gut,
Der Engel wohl verweilen thut;
Den Weihnachtsbaum er zündet an,
Hängt viele goldne Früchte dran.

Daß nun bei Tage, wie bei Nacht,
Der Chriſtbaum glänzt in heller Pracht;
Er glänzt ſo kraus und wunderbar,
Er grünet wohl ein ganzes Jahr.

Und wo in Lieb' und Frömmigkeit
Zuſammen ſitzen arme Leut',
Und drücken ſich die Hände ſtill,
Und ſprechen froh: Wie Gott es will!

Wenn auch nur eines Lämpchens Strahl
Euch Armen leuchtete zum Mahl:
Theilt nur beglückt den kleinen Fiſch,
Der Herr ſitzt mit bei euch zu Tiſch'!

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“

Wein' deine Thränen in die ſtille Nacht;
Schlaf iſt um dich, nur ſeine Liebe wacht,
Und hört die Bitten, die kein Mund geſprochen,
Und zählt die Thränen, die ein Herz gebrochen.

Blick auf, blick auf! Das Auge himmelwärts!
Trägſt du, ein Menſch, allein der Menſchheit Schmerz?
Sah'ſt du die tauſend gramgebleichten Wangen,
Die nach dem Tode dürſten und verlangen!

„Ach, wär' die Jugend nicht ſo ſchön und licht,
Ach, ſchlüg' das Herz ſo warm für Liebe nicht!
Und nun die dunklen Trauerzeichen alle,
Von Lieb' und Hoffen eine Todtenhalle!“ —

Geſtirne zieh'n die Bahnen ewig fort,
Und ewig glüht die Liebe hier und dort.
Es iſt kein Tod, dem er nicht Macht gegeben,
Er iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Er iſt der Weg, die Wahrheit und das Licht!
Wein' an den Gräbern; doch verzage nicht!
Getroſt, o Menſch! Wenn ſeine Lippen ſprechen,
Wird die Verweſung ihre Pforten brechen!

Die Bürgerverſchwörung zu Breslau.

Die Royaliſten in der Vendee.

Novellen

von

H. Kletke.

Berlin, 1840.
Vereins-Buchhandlung.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Vorrede.

Die meisten Bücher haben eine Vorrede. Das ist der Grund, warum dieses Buch auch eine hat. Bei Werken wissenschaftlicher Tendenz bedient der Autor sich der Vorrede, den Leser von vorn herein auf den richtigen Sehpunkt der Kritik zu stellen, indem er das besondere Verhältniß seines Werkes zur Wissenschaft anschaulich macht. Eine solche Vorrede ist gewiß von Wichtigkeit. Einleitungen belletristischer Schriften dagegen zeigen nicht selten nur die unnütze und lächerliche Bemühung, das Urtheil des Lesenden, namentlich des recensirend Lesenden, nachsichtiger und wohlwollender zu stimmen, indem der Autor Schwächen, bedeutende Mängel zwar zugesteht, doch aber hofft u. s. w.

Andernheils klingt wohl auch häufig jener Ton einer bewundrungswürdigen Selbstschätzung vor, welcher jedes tadelnde Urtheil verachtend abweist. Was mich betrifft, so fühle ich weder Lust, meine Novellen anzupreisen, noch auch, sie tadelnd einzuleiten. Dieser Mühe werden mich ja wohl Andere überheben. Es fällt mir auch nicht ein, durch die Erwähnung, daß sie vor längerer Zeit bereits geschrieben wurden, die Kritik des Lesers etwa entwaffnen zu wollen, denn wenn ich wirklich versteckter Weise damit auszudrücken wünschte, es seyen freilich ganz ungenießbare Produktionen, die man indeß einer früheren Zeit zu gut halten möge, so wäre ich ja gar nicht zu entschuldigen, daß ich dergleichen zu veröffentlichen gewagt habe. Genug, sie mögen gefallen, oder sie mögen es nicht, gedruckt sind sie! Dieses Faktum läßt sich nicht ändern und — ich will es auch nicht.

H. K.

Die

Bürgerverſchwörung

zu Breslau.

II.

Es war ein Julitag des Jahres 1418. — Marie, die Tochter des Conſul Freiberg zu Breslau, ſaß in dem großen, mit koſtbaren Tapeten und Stickereien verzierten Wohnzimmer. Die ſchweren, wellenartigen Vorhänge mit den golddurchwirkten Quaſten, die maſſiven Möbel, die für die Dauer vieler Menſchenalter berechnet waren, Alles zeugte von der ſchwerfälligen, aber bequemen Eleganz jener Zeiten und von der Prachtliebe eines damaligen Patriziers.

Marie rückte den hohen Seſſel näher an das Fenſter, und beſchäftigt mit einer weiblichen Arbeit, horchte ſie geſpannt auf die Reden ihres Bräutigams, des höh-

mischen Edlen Valentin von Tenczin, welcher lebhaft im Zimmer auf und ab ging.

„Also Du hast es gesehen, Du warst dabei?“ fragte Marie.

„Ich war dabei“, rief Valentin, „als ihn achthundert Soldknechte zum Scheiterhaufen führten; eine Mütze mit vier angemalten Teufeln hatten sie ihm auf's Haupt gesetzt. Als man ihn an den Pfahl band, begann er einen Psalm zu singen; aber der Rauch unterbrach ihn bald. Den Leib riß man in Stücke, das Herz wurde auf eine Stange gesteckt und gebraten. Huß'ens Asche und die Asche des Scheiterhaufens warf man in den Rhein. Ja, ich war dabei, als sein treuer Freund Hieronymus von Prag, bis an den Hals in Holz und Streh, ihnen zurief: Macht das Feuer vor meinen Augen; denn hätte ich es gefürchtet, so stände ich nicht hier! — Und unter dem Geknister und Geprassel der Flammen hörte man ihn rufen: Allmächtiger Gott! — Es ist ein böses Omen für unsere Zeit, wenn ein deutscher Kaiser so sein heiliges Wort eines freien Geleites bricht. Der Tod dieser Männer hat in ganz Böhmen eine Fackel gezündet, die Tausenden vielleicht zu Grabe leuchten wird. Ueberall ist Aufstand, Unruhe in den Gemüthern, und König Wenzeslaw ist zu schwach, um die Bewegung zu beherrschen. Einen ähnlichen

Geiſt finde ich hier in Breslau aufſäßige Bürger, feindſelig gegen alle Beſchlüſſe des Rathes; und mit welcher Strenge auch vor zwei Jahren der König alle Aufrührer bedrohte, ein Theil eurer Bürger möchte wohl lieber heute wie morgen losbrechen. — Gott gebe das Beſte!"

Mit einem leichten Anflug von Stolz entgegnete Marie: „Du vergiſt, daß mein Vater dieſen böſen übermüthigen Geiſt bewacht. Er iſt wohl ein Mann, dieſe Bürger im Zaum zu halten."

„O meine Liebe", ſagte Valentin, „Volks-Aufruhr iſt ein ſchleichendes Feuer, welches an hundert Stellen zugleich ausbricht und Alles überwältigt. Dieſe Zeit laſtet auf meinem Herzen wie eine trübe Gewitterſchwüle. Darum ließ ich Alles im Stich, eilte hierher und drang in Deinen Vater, unſere Verbindung zu beſchleunigen. Noch acht Tage, dann biſt Du mein, dann bin ich ruhig. Ich will flüchten mit Dir, wo ich Dich ſicher und geborgen glaube; wo aber auch Gefahr drohen mag, will ich Dein Schutz ſeyn, wie ein Mann, den nichts beben macht." Er ſchlug ſeinen Arm um ſie und drückte einen langen innigen Kuß auf ihre Lippen.

Marie, einen Blick zum Fenſter hinauswerfend, ſprach erröthend: „Ei, Valentin, dort kommt der Oheim Megerlin!"

Es dauerte nicht lange, so trat der Rathsherr Johann Megerlin daselbst ein. Nach kurzer Begrüßung fragte er sogleich nach seinem Schwager, dem Consul. Dieser öffnete in dem nämlichen Augenblick die Thür.

Der Consul Freiberg war ein Mann tief in den Vierzigen, lang, hager, die Stirn gefurcht; das Gesicht hatte den Ausdruck einer starren Unbeweglichkeit, nur die Augen waren gebietend und stolz. „Was bringst Du Neues?" fragte er Megerlin.

„Weder Neues noch Gutes!" entgegnete dieser — „wir müssen freilich daran gewöhnt seyn! Der Himmel weiß, wie sich schon jetzt, eh' noch die Auflage öffentlich bekannt gemacht worden, ein giftiges Gerede wegen des neuen *) Eidgeschosses verbreitet hat. Wo man hinhört, ist Groll und Murren gegen uns. Ich eilte, Dich von dieser Stimmung zu benachrichtigen. Sollte vielleicht ein günstigerer Augenblick — ?"

*) Unter Heinrich's VI Regierung wurde eine Steuer nach dem Vermögenszustand eines Jeden ausgeschrieben. Zuerst überließ man Jedem die Angabe, dann aber mußte er die Richtigkeit durch einen Eid bekräftigen; daher erhielt die Abgabe den Namen Eidgeschoß. Als Strafe des Meineids hatte der Herzog Landesverweisung mit sechs Heller auf den Weg festgesetzt.

„Um keinen Preis!“ rief Freiberg. „Sind unsere Privilegien nichts? Sind wir es nicht, Patrizier, Rath, Consuln, welche den Willen und die Entscheidung haben, wann und was gegeben werden soll? Oder sollen wir aus eigenem Seckel langen, was die Stadt bedarf? Weh dir! Es muß seyn, und jetzt! Es soll noch heute festgesetzt und bekannt gemacht seyn, und der Befehl dann sogleich vollstreckt werden.“

Megerlin sagte: „Es ist recht und billig, wären nur die Unruhen in Böhmen nicht! und Wenzeslaw, der uns Breslauern stets ein wohlgesinnter Herr war, ist jetzt für uns gänzlich verloren. Was meint Ihr, Herr von Tenczin?“

Valentin zuckte die Achseln und sprach: „Leider, daß es so ist!“

Da rief der Consul heftiger, als er gewohnt war: „Ei, was bedürfen wir des Königs! In Breslau sind wir König! Es soll nicht werden wie im Jahre acht, da man den Rath drei Mal absetzte. Sie wagen nichts, glaubt mir, und den Aufrührerischen will ich ein Beispiel aus dem vorigen Jahrhundert auffrischen, da Herzog Heinrich Dreien die Köpfe abschlagen ließ und Sechse für immer aus der Stadt verbannte, weil sie ungegründet über die Consuln Beschwerde führten und Drohungen ausstießen.“

Als Freiberg und Regerlin sich zum Gehen anschickten, meldete ein Diener des Rathes: „Des Tuchscherers Buchwald Sohn, welcher vor zwei Tagen in der Trunkenheit einen Mann tödtlich gemißhandelt, sey eingefangen."

„In die strengste Haft!" befahl der Consul; „legt ihm Fesseln an! Recht soll geübt werden, so lange ich den Namen eines Consuls trage."

Als der Consul sich mit seinem Schwager entfernt hatte, sagte Marie triumphirend zu ihrem Bräutigam: „Siehst Du wohl? mein Vater ist ohne Sorge, er kennt die Bürger. Seine Wachsamkeit und Strenge wird jeden Tumult schon im Keime ersticken."

„Der Himmel gebe es!" entgegnete Valentin.

Ein heftiger Lärm, welcher sich plötzlich auf der Straße erhob, ließ Beide jetzt ihre Blicke dorthin richten. In der Mitte eines Pöbelhaufens, dem sich auch einige wohlbekleidete Männer angeschlossen hatten, ward ein Jude hin und her gestoßen; sein Gesicht blutete, seine Kleider waren zerrissen; während der Eine mit einem Stecken auf ihn losschlug, hieben ihn die Andern mit geballten Fäusten in's Gesicht. Wie ein verworrenes Geschrei tönte es aus dem Haufen: „Schlagt ihn todt den Brunnenvergifter, laßt ihn nicht am Leben!" — Valentin sprang auf und griff nach dem Schwerdte.

Marie erfaßte ſeine Hand und fragte ängſtlich: „Du wirſt doch nicht —? Valentin, Du bringſt Dich in Gefahr — der Pöbel iſt ja wie raſend und ſinnlos!“

„Da ſey Gott vor“, entgegnete dieſer, „daß unter meinen Augen ein Menſch ermordet werde, wenn ich es hindern kann, und ſey's auch ein Jude!“

Er riß ſich los und ſtürzte hinab. Die Erſcheinung des ſtattlichen, kräftigen Mannes, der mit bloßem Schwerdt in das Gewühl drang, zog die Aufmerkſamkeit der Mehrzahl für einige Augenblicke auf ſich. Scheu wichen die Vorderſten zurück, und ſo eröffnete ſich eine ſchmale Bahn. Valentin ergriff den halb beſinnungsloſen Juden und zog ihn gewaltſam aus dem lebensgefährlichen Kreiſe. Ein wilder Schwarm drängte nach und klammerte ſich mit Verwünſchungen und Flüchen an des Juden und Valentin's Kleider. Dieſer ſchlug mit der Fläche des Schwerdtes auf ein paar, die ihn zunächſt am heftigſten bedrängten, und erreichte, da die Hinterſten zurückwichen, glücklich mit ſeinem Schützling das Haus. Lärmend und tobend verlief ſich das Volk, ſey es, weil es vor dem Hauſe des Conſuls war, oder weil das kräftige Benehmen, wenn auch nur eines Einzigen, ſie entmuthigt hatte. Das Haus hatte zwei Ausgänge; aus dem andern entließ Valentin den Geretteten, der, zitternd und bebend das Geſicht vom Blute

rechnend ausrief: „Gott meiner Väter! könnt' ich Euch das vergelten!“

In ihrer Freude zürnte dennoch Marie, daß er um eines Juden willen sich in dergleichen Gefahr begeben habe. So gewann selbst über die Milde eines weiblichen Gemüthes das durch die ganze Lebenszeit genährte Vorurtheil die Oberhand.

Als in den Jahren 1348, 49 und 50 die Pest durch fast ganz Europa wüthete, und auch in Schlesien und Böhmen Tausende hinraffte, bürdete man in diesen Ländern alle Schuld davon den Juden auf, welche die Brunnen vergiftet, oder durch ausgestreuten Samen des Unglücks die Luft verpestet hätten. Da wurden nun zu Tausenden die Juden getödtet, gebrannt und verbrannt. Hatte sich gleich der Haß und dieser unglückselige Aberglaube durch eine Reihe von Jahren abgestumpft, so zündete das rasche Dahinsterben von mehr als dreißig tausend Menschen, welche die furchtbare Seuche von 1410 — 1413 in Schlesien und den angrenzenden Provinzen mit ihrem Giftbauche berührt hatte, auf's Neue in den leichtgläubigen Gemüthern die Wuth der schonungslosen Verfolgung an.

2.

Es dunkelte schon, als ein Mädchen, gekleidet wie eine wohlhabende Bürgerstochter jener Zeit, mit kurzen schnellen Schritten über die lange Dombrücke ging. Ein junger Mann, von vornehmen Aeußern, schritt hastig hinter ihr her. Als er sie erreicht hatte, rief er halblaut: „Anna!“

Die Angeredete erschrak; da sie aber umblickte, sagte sie freundlich: „Ihr seyd es, Anton? habt Ihr mich doch erschreckt!“

Anton Megerlin faßte ihre Hand, und sprach weich und innig: „Seit drei Tagen habe ich Dich nicht gesehen; das muß anders werden. Ich kann Dich so lange nicht entbehren, meine Anna!“

Diese entgegnete: „Hättet Ihr doch immer daran gedacht, daß Ihr der Sohn des Rathsherrn Megerlin seyd, und daß Euer Ohm der Consul Freiberg ist. Nun habt Ihr mit Seufzen und Klagen mir das Herz bethört; meine Ruhe ist hin, ich bin nicht mehr glücklich. Anton, Anton, was werdet Ihr noch aus einem armen Mädchen machen, die Euch zu gut ist, um Euch zu stehen, wie sie sollte!“

„Nein, Aennchen, das sollst Du nicht!“ rief Anton; „Du weißt es nicht, wie ich jeden Augenblick an

Dich denke; ich bin ganz verwirrt, der Vater ſchüttelt den Kopf und meine Freunde rathen hin und her. — Aennchen, biſt Du mir auch gut?"

„O, wie fragt Ihr", ſprach Anna leiſe; „wißt Ihr das nicht?"

Anton fuhr fort: „Du mußt mein werden, Anna, ich werfe Stand, alle Ausſichten der Zukunft fort, ich will nichts ohne Dich; noch morgen will ich frei mit meinem Vater reden und dem Deinen —."

„Ach, mein Vater —!" ſagte traurig Anna.

„Nun, Dein Vater?"

„Er wird es nie zugeben; er iſt ſo böſe auf den Rath, und Alle, welche vornehmer ſind, als wir. Und der Eurige — Anton, denkt nicht mehr an mich!"

„Nein, Anna!" rief Anton; „vertraue mir, und was auch kommen mag in dieſer Zeit der Feindſeligkeit und Zerwürfniß, Haß unſerer Väter, jeder Kampf von außen und von innen, meine Liebe ſoll ſiegen und Dich erringen. Meine Seele hat nur ein Gefühl, die Liebe für Dich; aber Du ſollſt nicht unglücklich werden! Ich bitte Dich, Anna, in dieſer Stunde, wo Gott allein unſer Zeuge iſt: willſt Du Dein Geſchick feſt an das meine ketten? willſt Du ſeyn, wo ich immer ſeyn mag? O Anna, ſprich wahr und aufrichtig, daß es Dich nie gereue!"

„Nie", sprach Anna, wohin Du gehst, ich folge Dir!"

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander; der Mond hatte die dunklen Wolken durchbrochen und die Oder floß still und glänzend unter ihren Füßen. Als sie dem Neumarkt nahten, wo der Fleischermeister Matthias Weiß, der Vater Anna's, sein Haus hatte, schlich aus einer der engen dunklen Quergassen eine alte Frau von hoher Gestalt, aber hager und zusammengefallen. Anna schauerte innerlich und drängte sich näher an Anton. „Ach, sieh die Petfrau!" flüsterte sie.

Als sie dicht bei ihnen war, konnte auch Anton sie erkennen. Ihr ganzer Anzug bestand fast nur aus Lappen ehemaliger kostbarer Kleider. Sie hatte das Flickwerk, mit welchem sie prunkte, phantastisch ausgeputzt und geordnet. Ein kurzes Mäntelchen, welches kaum bis an die Hüften reichte, hing lose um ihre Schultern, und stand zu dem langen Unterkörper in sonderbarem Verhältniß. Aus dem dunklen Tuche, mit dem ihr Kopf umwunden und bedeckt war, stahlen sich einzelne graue Haare auf das blasse welke Angesicht herab. Dieses, wohl einst nicht unschön, sprach von dem Elend vieler Jahre. Bitterkeit, Selbstsucht und Gefühllosigkeit hatten jeder Falte desselben ihre eigenthümliche Bedeutung gegeben.

Die Alte wendete ſich zu Anton und ſagte halb bittend und halb drohend: „Gebt einer armen Frau etwas; ich will's Euch beſprechen, daß Ihr ein Paar werdet; es geſchieht ſonſt nicht, Junker Megerlin!“

Anton ergrimmte: „Packe Dich fort“, ſprach er, „wir brauchen Dein Verſprechen nicht. Nimm Dich in Acht, daß man Dir Dein Handwerk nicht legt.“

Da lachte die Alte gellend laut auf, und rief ihm nach: „Ihr nicht, Junker; Ihr nicht, noch Euer geſtrenger Herr Vater, und der ganze Rath nicht!“

Sie ſetzte ſich auf einen der großen Eckſteine in der Nähe der St. Vincenz-Kirche und ſchaute unverwandt nach der Pforte des Kloſters.

Es dauerte nicht lange, ſo trat aus dieſer ein Mann in Mönchskleidung. Als er bei der Sitzenden vorüberging, ſtand ſie auf und folgte ihm.

„Wenn es jetzt nicht gar ſo dunkel wäre“, ſagte der Mönch, „daß die Tugend ſchwarz ausſähe wie die Sünde, das Volk würde gute Augen machen, mich in Deiner Geſellſchaft zu erblicken; es wäſcht ein paar Sünden mehr von Deinem alten Schädel.“

„Ihr beliebt zu ſcherzen, ehrwürdiger Herr!“ entgegnete die Alte; „mag das Volk reden und mich verläſtern — was ſoll eine arme Frau machen, die leben will? — Ihr aber wißt ja ſehr wohl, daß ich nur die

Ehre habe, Euch und allen Heiligen zu Dienst zu seyn."

„Ja, wie Beelzebub dem Herrn der Heerschaaren!" murmelte der Mönch.

Die Alte fuhr fort: „Ich hoffe, es soll mir nach meinem Tode ein kleiner Geruch von Heiligkeit nicht entgehen. Wenn mir nur erst der liebe Gott verleiht, daß ich täglich ein Paar Kännchen Schweidnitzer Bier*) trinken kann, dann will ich auch gerne fasten und Buße thun. Will Se. Hochwürden der Herr Abt sich meiner in Gnaden annehmen?"

„Ja, Weib, ja!" rief der Pater, „er will es, das heißt, er will prüfen, ob Du verdienst, daß er seine Gnade an Dich verschwende; er will vergessen, daß Du Wahrsagerei und andere Künste des Teufels treibst, daß Du mithin eine Hexe bist, die verbrannt werden müßte, er will Deiner Ruchlosigkeit sich bedienen zu frommen Zwecken. Merk' auf, Weib, und wenn Du Dich treu und geschickt anläßt —."

*) Das Schweidnitzer Bier stand damals in Schlesien in außerordentlichem Ruf und war als Luxus-Artikel in Breslau sowohl bei der Einfuhr, als bei dem Ausschank mit Zöllen belegt und endlich sogar zu einem dem Stadtkelleramt allein zustehenden Handels-Artikel gemacht worden.

hab' ich das nicht immerfort unterbrach ihn die Alte. Ist es doch nicht das erste Mal, Pater Clemens, daß ich in Eurem Auftrage hin

Der Mönch sprach: „Es wird Dir leicht seyn, denn es ist nur Dein früheres Geschäft — sprich, wo Du hinkommst, verkünde, wenn Du wahrsagst, daß Pest, Elend, Krieg und Hungersnoth über Breslau kommen müsse durch die Gottlosigkeit, Habsucht und Erpressung des Rathes; schreie Wehe, Wehe, Wehe! über die Confulu, wandre umher wie ein Unglücksrabe, oder nur Verwünschungen und Verheißungen des kommenden Elends sagst.

Und wenn der Rath mir zum Dank einen eisernen Schmuck an Händ' und Füße legen läßt und Daumschrauben und spanische Stiefeln, wie dann?" fragte die Alte.

Pater Clemens entgegnete: „Hast Du nicht schon einmal gesessen, und bist durch uns frei geworden? Ist nicht Dein Leben unsre Gnade? Könnten wir Dich nicht jeden Augenblick festnehmen, martern und verbrennen lassen? Wer zweifelt, daß wir es könnten? — und doch thun wir's nicht. Darum denke, es ist Dein Tod, wenn ein verrätherisches, falsches Wort über Deine Lippen geht, obgleich ein Wort Deinesgleichen ohnmächtig [illegible] gegen uns.

Zerknirscht rief die Alte: „Ja, ich bin Euer Geschöpf, was Ihr befehlt, will ich thun ohne zu fragen. Mögen sie dort die alten Glieder mir zerbrechen, hier mich martern und verbrennen, es kommt auf Eins heraus, drum will ich Alles thun.“

3.

Als Anna in das Zimmer trat, war sie erstaunt, bei ihrem Vater eine Menge Bürger anzutreffen, die Alle mehr oder minder von irgend einer Sache von Wichtigkeit erregt und ergriffen schienen. Anna sann nicht weiter über das Ungewöhnliche, denn nur von Gottesfurcht und von Liebe zu Anton war ihre ganze Seele durchdrungen; alles Andere ging unbeachtet an ihr vorüber. Wenn sie aber, wie es manchmal geschah, genöthigt war, die heftigen und wilden Drohungen mit anzuhören, die ihr Vater gegen Consuln und Rath ausstieß, so durchzuckte es sie jedesmal wie ein Dolchstoß, denn unter jenen Namen, mit Fluch und Verwünschungen belegt, war ja einer, ihrem Herzen der theuerste.

Bei Anna's Eintreten stockte das Gespräch; freundlich grüßten die Bürger, so unwillig sie eben erst gewesen,

das schöne Mädchen; vor allen aber verzog Georg Rathurg, der Schuster, sein finsteres und hartes Gesicht zu einem widerlichen Lächeln und nickte ihr zu. Anna graute, wenn sie ihn erblickte, eine so unwillkürliche heftige Abneigung empfand sie gegen Rathurg, und gerade auf sie hatte der Widerwärtige seine Neigung geworfen und eifrig warb er jede Gelegenheit ihr diese zu zeigen. Er war Wittwer, nahe an den Vierzigern, von feindseliger und heftiger Gemüthsart; weil sich diese aber gegen alle Höhersiehenden vorzugsweise kehrte, fand er bei ihrem Vater in Gunst und trotzte darauf, ihre Liebe gewinnen zu müssen.

Die arme Anna betete wohl innig in ihrem Kämmerlein, Gott möge die Gemüther lenken und in aller Herzen Fried' und Eintracht senden: aber die einzelnen dumpfen Laute, welche zu ihr herüber klangen, waren nicht die des Friedens und der Eintracht. Verblendung, Trotz und langgenährter Haß fachten die glimmenden Funken an. Matthias Beck, Rathurg, der Braumeister Hengstewald und Jacob Kreutzberg, ein Böttner, waren die Grimmigsten.

„Sieht es so mit einer Breslauer Bürgerschaft, rief zornig Matthias Beck, der Fleischer, „daß die, welche aus unserer Mitte erwählt und nichts Besseres sind, als wir, nach freier Willkür uns pressen und be-

steuern dürfen! Darum ist im Jahre vier ein neuer Rath eingesetzt worden, darum wurde zwei Jahre später das Rathhaus gestürmt und sechs Consuln fortgejagt — unser Blut, unser Geld, ist Alles umsonst geopfert? — Haben wir nicht schon in einem Jahre *) drei Mal den Rath abgesetzt, und sollten nun ihrer Habsucht, ihrer Verschwendung das mühsam Erworbene geduldig hingeben?"

„Das sieht also fest", fragten Einige, „daß wir das neue Eidgeschoß unabänderlich geben sollen?"

„Freilich", erwiderte Kreuzberg, „der Rath hat es ja heute Morgen entschieden, weil der Consul Freiberg mit Gewalt darauf drang."

„Eine ewige Schande, wenn wir das geben!" schrien sie Alle bestia durcheinander.

„Der Teufel hole den Rath und die Consuln!" sagte der Schuster. „Es ist schlecht um uns berathen, wenn wir nicht selbst Hand anlegen. Laßt sie doch immerhin Steuern ausschreiben, wer kann uns, die Gemeine, zwingen, sie zu geben? Was ist der Rath ohne uns? Hätt' ich sie Alle unter meiner Schuster-Ahle, ich wollte sie flicken für die Ewigkeit!"

*) Im Jahre 1308.

Da sprach Hengesweib, der Braumeister: „Ja wahrhaftig, ich wollt' ihnen ein schlecht Gebräu zubereiten!"

Kreuzberg rief: „Wer das Eidgeschoß zahlt, der ist werth, daß ihm das Letzte genommen werde und er von Thür zu Thür betteln gehen müsse!"

Es klopfte; man fuhr auf — aber der Eintretende war ein Befreundeter, der Tuchscheerer Peter Buchwald.

„Muthig, Bürger!" sagte Buchwald, „laßt uns zusammenhalten, laßt uns nicht zu Sklaven werden; wer will das neue Eidgeschoß geben?"

„Keiner, keiner!" war die vielstimmige Antwort.

„Was bedarf es mehr!" fuhr Buchwald fort; „an unsrer Einigkeit scheitert jede Bedrückung, jede neue Auflage. Sie ist schon vernichtet, da wir Nein sagen."

„Wir sind also fest entschlossen", sagte Beck, „als Männer zu handeln; laßt uns dem Rathe solches anzeigen, er mag's bedenken! — Mag draus entstehen, was da wolle, die Schuld ist die der Consuln und des Rathes!"

„So ist es!" riefen die Andern.

Man wählte Sechse, die am folgenden Tage dem Rathe die Meinung und Beschwerde der Bürger vortragen sollten. Bleibe der Rath aber bei seiner Ent-

scheidung, so solle jeder Bürger, und sey es mit Gewalt, die Leistung des Eidgeschosses weigern. Nach den Ereignissen der nächsten Tage wolle man vereinigt die weiteren Maaßregeln bestimmen. Eine neue Berathung ward für den dritten Tag angesetzt.

Als sie auseinander gingen, verbreiteten sie sich still und geräuschlos.

Buchwald und Kreuzberg gingen zusammen. Der Erstere sagte: „Kann ich fest auf Dich rechnen, Kreuzberg! bist Du mein Freund?"

Kreuzberg erwiederte: „Was bedarf's einer Versicherung! Rede, wenn Du mich brauchst."

Buchwald fuhr fort: „Mein Sohn liegt gefangen in Ketten und auf den Tod — glaubst Du, der Rath wird nachgeben?"

„Nein", sagte der Büttner, „er wird es nicht — aber Dein Sohn, wie kommt Dein Sohn —?"

„Wie das gekommen, ist eine unglückselige Geschichte; ich weiß nur, für den Sohn eines Rathsherrn würden sie schon ein Pferdchen offen lassen. Mein Sohn muß sterben, wenn nicht in kurzer Zeit sich Vieles ändert. Meinst Du, daß Rath und Consuln gerecht mit uns verfahren?"

„Den will ich sehn, der das sagen könnte!" sprach Kreuzberg.

„Meinst Du", fuhr Buchwald fort, „daß sie's um uns verdient haben, in Pracht und Ueppigkeit ihre Tyrannei fortzuführen?"

„Verdient?" sagte der Büttner, „nicht das nackte Leben haben sie um uns verdient."

Der Tuchscheerer drückte ihm die Hand: „Ich sehe, wir sind gänzlich einverstanden. O Freiberg, dein Kopf sitzt wahrlich nicht fester, als der meines Sohnes!"

4.

Am andern Morgen klopfte es zeitig an Ratburg's Thüre. Es war die Pestfrau (wir wollen ihr diesen Namen lassen, mit welchem das Volk sie einmal belegt hatte).

„Guten Tag, Görg!" begrüßte sie ihn. Brummend dankte der Schuster, und sein verdrießliches Gesicht zeigte, wie wenig ein solcher Besuch ihn erfreue.

„Du siehst mich nicht gern", sagte die alte Frau, „aber es macht Dir keine Ehre, daß Du mich verachtest, die ich so nahe mit Dir verwandt bin. Hast Du je etwas für mich gethan? Mühsam muß ich alte Frau mich durch's Leben schlagen. Schäme Dich, Du hart-

herziger Mensch, daß Du so gegen Deine leibliche Mutter bist. Was hast Du gegen mich? beule ich um Almosen bei Dir?"

„Laß's gut seyn, Gertrude", entgegnete der Schuster, „ich habe nichts mit Dir zu thun. Du weißt es, was willst Du alte bei mir! Du bist meine Mutter, meinthalb! aber das Volk nennt Dich eine Hexe und Pestfrau; pfui, das klingt abscheulich."

Das blasse Gesicht der Alten färbte sich roth vor Zorn: „O Du erbärmlicher Mensch!" rief sie zitternd, „was geht es Dich an, was die Leute von mir reden! Hab' ich nicht in der Pestzeit mehr Dienste geleistet bei Kranken und Todten, als hundert Schuhflicker wie Du! Muß ich nicht ganz allein für meinen alten Körper sorgen und mich kümmerlich nähren und kleiden?"

„Ja", sagte Ratburg, „das ist es eben, daß Du noch nicht verhungert bist und Dich der Teufel in der Pestzeit nicht geholt hat!"

Jammernd sprach die Alte: „Ja, vor dreißig Jahren, da hieß ich nur die schöne Gertrude, und reiche Bürger- und Rathsherrnsöhne kamen um mich gelaufen; aber ich war wählig, und der Eine, den ich wirklich liebte, gerade der mußte mich verlassen! Meine Eltern, frühzeitig gestorben, Niemand, der sich meiner annahm, so kam ich allmählig in's Elend."

„O Ruhme", sprach der Schuster, „das ist ja eine alte Geschichte, die ich längst weiß!"

„Ja, ich hasse die Menschen", entgegnete sie giftig, „und Dich auch, Dich auch, Görg! Glaub' nicht, daß ich um Deinetwillen herkam, aus Haß, aus Haß! — Nicht wahr, es ist ein hübscher Mensch, der Junker Regerlin? Du kennst ihn ja, Du bist ja ein Verwandter des Alten?"

„Nun?" fragte Ratburg, „was soll's?"

„Ei, das meint auch die Anna Beck. Ha, ha! nicht wahr, Görg, das traf?"

Der Schuster sprang heftig von seinem Sessel auf: „Jetzt, Weib, rede!" rief er wild; „was ist mit der Anna und dem Regerlin?"

„Was weiß ich", sagte Gertrude, „was es ist! — aber was es werden soll — mache Dir nur ein fein Hochzeitkleid zurecht auf den Ehrentag der hübschen Anna; ich hab' sie gestern in der Dunkelstunde mit dem Regerlin gesehn. O Görg! wie sie vertraulich und zärtlich zusammen schwatzten!"

„Du lügst, Ruhme!" schrie Ratburg; „kein Anderer als ich wird des Beck Schwiegersohn, der Alte ist mir zugethan und ich weiß, daß sie mein ist, wenn ich mich ernstlich erkläre."

Gertrude erwiederte: „Ein Rathsherrnsohn —

ei, ei, Görg! und das junge Blut in sein glattes Gesicht vergafft — schlag' sie aus dem Sinn, die Anna bekommst Du nicht. — Nicht wahr, jetzt würdest Du nicht böse seyn, wenn ich alle meine Künste versuchte, die Du so schmähst!"

„Der Teufel hole Dich und Dein Hexenwerk!" fuhr Ratburg auf. „Doch nein, Du streichst ja überall umher. — Eins kannst Du thun, laure, beobachte sie, bringe mir Kundschaft — wahrhaftig, ich will Dir's nicht unbelohnt lassen. Jetzt fort zu dem alten Beck; ich muß Gewißheit haben, und dann wehe Jedem, den ich auf meinen Wegen finde!" — Hastig eilte er fort, die Pestfrau mit hinweg treibend.

3.

Einige Stunden später, als der Rath versammelt war, wurden Abgeordnete der Breslauer Bürgerschaft vor ihn geführt. Unter ihnen befanden sich Beck, der Schlächter, Hengesweib, der Braumeister, der Büttner Kreuzberg und Ratburg, der Schuster. Sie protestirten gegen die Auflage eines neuen Eidgeschosses.

„Haben wir nicht", sagte der Fleischer, „der hohen Abgaben immer mehr, ja zu viele, über deren Verwendung nie etwas laut geworden ist? Wohin soll es kommen mit uns? Seit Jahren haben die Gewerke Beeinträchtigungen jeder Art erfahren, die freien Fleisch- und Brodmärkte — das Privilegium des Hopfenhandels und das Mahlrecht des Malzes, welches der Rath ausschließlich hat — ja was helfen uns des Königs Verordnungen, ist nicht Tüchtigkeit und Gerechtigkeitsliebe auch bei uns? — Aber wer ist aus unsern Geschlechtern in den Rath aufgenommen? Durch jene häufigen Abgaben deren Berechnung uns stets verheimlicht wurde, ist ein großer Theil der Gewerke herabgekommen und verarmt, nur die Auflagen steigern und mehren sich. Wo ist Reichthum und Vermögen bei uns, und wie soll von dem, was nicht da ist, ein Theil noch abgegeben werden?"

Der Schlächter hatte geendet; seine Mitgenossen gaben ihre völlige Beistimmung zu der ausgesprochenen Weigerung zu erkennen; es herrschte eine kurze und lautlose Pause, die Abgeordneten lauschten gespannt der Erwiederung und fragend und zögernd blickten die Glieder des Raths sich an, wer beginnen solle. Nach einigen Augenblicken erhob sich der Consul Freiberg. Blick und Haltung dieses Mannes sprachen im Voraus die Entscheidung; ohne sich zu einer seiner Worte un-

ziemlichen Heftigkeit hinreißen zu laſſen, begann er ernſt und nachdrucksvoll:

„Ihr kennt nur wenig den Vortheil der Stadt und der Gewerke, wenn Ihr dieſen in einem geſetzloſen Zuſtand zu begründen glaubt, wo die Beſchlüſſe des Rathes dem bedachtloſen Murren einiger Unzufriedenen weichen müſſen. Erinnert Euch einer Reihe von funfzig bis achtzig Jahren, fragt Euch, welche verderblichen und unſeligen Folgen Zwietracht, blinder Trotz und Ungehorſam über Breslau herbeigeführt haben! Schreit Ihr über Auflagen? Um Eurer Zwietracht willen legte der König im Jahre ſechs der Stadt die Buße von achttauſend Mark Groſchen auf. Jene Summe wurde ſchweigend und willig gegeben als ein Strafgeld; und Ihr weigert Euch zu zahlen, was zu der Wohlfahrt des Ganzen dient! Klagt Ihr, daß die Gewerke herabgekommen? Es iſt falſch, nur der Willkür der Einzelnen iſt durch die freien Märkte eine nothwendige Beſchränkung auferlegt worden. Andere empfingen auf dieſe Weiſe rechtliche Begünſtigungen. Endlich, was wollt Ihr, was dürft Ihr klagen, die Verwaltung der Stadteinkünfte bleibe Euch fremd! Hat nicht vor einem Jahre bereits der König feſtgeſetzt, daß die Kaufleute vier aus den Handwerkern und die Handwerker vier aus den Kaufleuten zum Einnehmen und Ausgeben der Renten er-

wählen? Haltlos und ungegründet sind die Einwendungen, welche Ihr vorbringt. Nicht zu unserm Besten ist diese Auflage beschlossen worden, sie ist nothwendig, um das Ganze zu erhalten, von dem Ihr selbst ja der größte Theil seyd. Begebt Euch also jeder Weigerung und nehmt die Ueberzeugung mit Euch, daß wir so zu dem Besten Aller handeln."

„Sollen wir unsere Ketten noch vergolden?" murrte Ratbura.

Kreuzberg sagte: „Diese Gründe können uns nicht überzeugen; was der gemeine Mann sich erarbeitet, muß er an Auflagen hingeben; wo soll das hinaus, wir können und wollen nichts weiter geben. Ja, uns bürdet man alle Lasten auf."

„Gewiß!" sprach Hengesweib, „und wenn wir, die Gemeine, gedrückt und zu Grunde gerichtet werden, kann das der Stadt frommen?"

Die Rathsherren staunten über die kecke ungebührende Redeweise der Abgesandten. Lebhafter Unwille wurde sichtbar; aber sie schwiegen, da der Consul sogleich entgegnete:

„Vergeßt Ihr, daß wir es sind, die zu entscheiden haben, gestützt auf das heilige Recht unserer Privilegien und Gesetze? Er hat sie vielfach bestätigt, Euer König und Herr, dem Ihr den Eid des Gehorsams geschworen

wollt Ihr ihn brechen durch gesetzlose aufrührerische Weigerung? Ja, ich mahne Euch, Bürger, an die strengen Befehle Euers Königs, mit dem er Ungehorsame und Aufrührerische an Leib und Gut zu züchtigen gebietet. Ja, ich mahne Euch: fest und unabänderlich sind die Beschlüsse des Rathes, sie werden vollstreckt werden, wahret Euch daher vor jeder Widersetzlichkeit!"

Schweigend blickten die Bürger sich an, und wie in gegenseitiger augenblicklicher Verständigung, verließen sie den Rathssaal, ohne weiter noch eine Erwiederung vorzubringen. Als sie hinaustraten, drängten sich erwartend Viele an sie heran; sie aber bedeuteten dieselben leise und mit wenigen Worten, und geboten den Versammelten, sich ohne Aufsehn zu zerstreuen. —

So war jener Morgen ruhig vorüber gegangen, dessen augenblicklichen Erfolg so Mancher begierig erwartet hatte. Augenblicklich war er erfolglos gewesen, doch desto reicher an späteren Blut- und Jammertagen. Die Kraft und Widersetzlichkeit der Bürgerschaft schien durch die Festigkeit des Consuls gänzlich gebrochen, und der Rath lebte der Ueberzeugung, daß er von dem Trotze und dem bösen Geiste Einzelner nichts zu befürchten habe.

6.

Es war in den Nachmittagsſtunden deſſelben Tages, als Anton Regerlin verſtört und glühend das Zimmer öffnete, in welchem Valentin und Marie Freiberg beſchäftigt waren, für den nahen Tag ihrer Verbindung Mancherlei auszuwählen und zu beſprechen. Die ſonderbare und haſtige Erſcheinung Anton's ſchreckte die Glücklichen aus ihren Träumen.

„Was haſt Du, Anton, was iſt Dir?“ riefen ihm Beide zu; aber Anton antwortete nichts, ſchöpfte tief Athem, und blickte ſtarr und träumend einige Minuten vor ſich hin.

„Was ſoll ich Euch ſagen?“ rief er dann; „werdet Ihr auch zu jenen Herzloſen gehören, die in dem Verurtheil ihres Standes erſtarrt und fühllos ſind? Iſt dieſer ewig verfluchte Zwiſt und Stolz auch in Euer Herz eingedrungen? Bei Gott, dann wäre es beſſer, meine Zunge erlahmte, da ſie Euch mein Elend anvertrauen will.“

Marie und Valentin blickten ihn befremdend an und Valentin ſagte: „Bin ich denn nicht Dein Freund und Marie Deine ſo nahe Verwandte? Wenn Du Rath und Hülfe bedarfſt, zu wem ſollteſt Du denn flüchten als zu uns? Sprich nur, es iſt wohl nicht

Alles so schlimm, wie oft ein drohender Augenblick uns fürchten läßt."

Anton entgegnete: „Seit drei Monaten sind alle meine Gedanken, Träume und Hoffnungen nur auf einen Gegenstand gerichtet. Was geben mich Auflagen, Raths- und Bürger-Streitigkeiten an? Wollte Gott, ich brauchte nie Etwas davon zu hören; aber wo ich hoffe, tritt mir Alles feindselig in den Weg. Ich liebe die Tochter des Fleischers Beck."

„Die Tochter des Fleischers Beck!" fragte Marie.

„Nun siehst Du", sagte Anton verletzt, „regt sich nicht gleich in Dir die Consulstochter!"

„Nein", entgegnete sie lächelnd, „Du thust mir Unrecht; ich bin wohl stolz, die Tochter meines Vaters zu seyn, aber ich würd' es auch seyn, und wenn er der ärmste von allen Bürgern wäre. Doch ist es nicht das hübsche Aennchen, von dem ich schon oft gehört, die ich aber nie gesehen habe?"

„Ja, es ist dieselbe; jedoch ist sie nicht bloß hübsch, sondern auch eben so herzensgut, fromm und unschuldig."

„Ei, Freund Anton", sagte Valentin, „dann ist es keine üble Abgabe, die Du auf Dein Theil von der Bürgerschaft verlangst."

„Still!" rief Marie, „das ist eine Angelegenheit, in der es Anton nur mit mir zu thun hat."

Dieser fuhr fort: „So ungünstig mir auch die Gesinnungen des alten Beck für meine Werbung schienen, so beschloß ich dennoch, bei ihm um Anna anzuhalten, und glaubte gewiß, auch mein Vater würde seine Einwilligung nicht versagen. Vor einigen Stunden sprach ich mit ihm. Er hatte kaum den Namen Beck gehört, als er ausrief: Bitte mich um jedes Andere, nur nicht um meine Einwilligung zu dieser Verbindung. Das ärmste Mädchen will ich meine Tochter nennen, aber dieses Mannes Tochter — nie und nimmer! Es ist ein aufrührischer, widersetzlicher, fanatischer Mensch, der nicht schweigen wird, bis ihm das Beil den Kopf vom Nacken schlägt — und Du mein Sohn — was würde der Rath von mir sagen! ich, Johann Megerlin, und dieser Beck mein Schwäher! ich wäre beschimpft, entehrt für alle Lebenszeit! — Ich müßte Dir fluchen, thät'st Du mir eine solche Schande. — Es war vergebens, daß ich bat, Aennchen doch wenigstens zu sehen und zu sprechen, daß ich ihm vorstellte, wie unbillig und ungerecht es sey, an der Tochter die Meinungen des Vaters entgelten zu lassen: er war diesmal unerschütterlich. — So war schon eine Hoffnung vernichtet und bald auch jede! — Eh' ich zu Euch kam, begegnete mir Anna, welche mir trostlos mittheilte, daß der Schuster Ratburg heute Morgen sie von ihrem Vater begehrt und das Jawort erhalten

habe. Ihr Vater ſey ſo ſtarren, unbeugſamen Sinnes, daß jeder Widerſpruch vergeblich ſeyn würde. Er habe ihr ſogleich mit Beſtimmtheit erklärt, in vier Wochen ſolle ſie Ratburg's Frau werden. Sie weiß keinen Rath, keine Hülfe, und beſchwört mich, ſie lieber zu erwerben, als zuzulaſſen, daß dies geſchähe. Wir verabredeten, uns morgen Nachmittag in der Eliſabeth-Kirche zu treffen, und ich eilte nun zu Euch, als den einzigen Freunden, die mir in ſolcher Noth geblieben ſind. O ſprecht, wenn Ihr einen Troſt und Ausweg wißt, oder ſagt bald, daß Alles verloren ſey."

Marie wendete ſich zu ihrem Bräutigam: „Hilf uns nur, Valentin, denn Du biſt ein Mann, und es handelt ſich hier um die That, und dieſe iſt mir verſagt."

Nach einigem Nachdenken entgegnete Valentin: „Ob aber der einzige Ausweg, welcher offen ſteht, Euch auch genehm und überhaupt möglich ſeyn wird? Unter ſo traurigen Verhältniſſen der Gegenwart iſt Verſöhnung und jede freundſchaftliche Annäherung beider Väter nicht zu hoffen. Ehe ſo weit die Gemüther ſich beruhigen, vergehen nicht Monde, ſondern Jahre vielleicht! Wie aber kann bis dahin Anna's Verbindung verzögert werden? Ich weiß es nicht. Wollt Ihr aber Alles um Eure Liebe wagen, ſteht Euch dieſe höher als Eltern,

Vaterstadt und alle Bande, mit denen Ihr vielfältig an Breslau geknüpft seyd, so — flieht!"

„Fliehn!" wiederholten Beide.

„Ja", sagte Valentin; hier ist Eurer Liebe jeder, auch der entfernteste Ausweg verschlossen; täuscht Euch nicht, hier habt Ihr nichts zu hoffen. Also wähle, Freund, und wenn Du Anna's gewiß bist, wähle für sie."

Marie schwieg nachsinnend. Der Vorschlag ihres Bräutigams hatte sie so überrascht, daß sie augenblicklich keiner Entscheidung fähig war.

Aber Anton, welcher freudig Jedes ergriff, was eine Hoffnung übrig ließ, fragte hastig: „Aber wohin, Valentin? Ich zweifle nicht, daß Anna einwilligen wird, da ihrer in Breslau ein solches Loos wartet. Hast Du aber auch alles Andere bedacht, Valentin?"

Valentin entgegnete: „Ich habe Güter in Böhmen, die Euch einen ruhigen und verborgenen Aufenthalt gewähren können, bis die Verhältnisse in Breslau, wenn dies ja der Fall ist, Euch eine Rückkehr gestatten. Dort findet Euch Niemand. Der Ort ist vier Tagereisen von hier entfernt, doch unterwegs triffst Du Freunde von mir, die Euch gern Schutz und Obdach bieten werden. Wie aber Eure Flucht heimlich und sicher zu Stande bringen —?"

„Eins", sagte Marie, laßt mich erinnern, obgleich ich kaum weiß, ob ich ab- oder zurathen soll; wollt Ihr fliehen, so muß es noch vor unsrer Hochzeit geschehen, damit Niemand ahne, wo Ihr Euch hingewendet habt."

Anton sprach: „Du hast Recht, Marie! nein, keine Zögerung! jeder Augenblick Verweilen kann mir Anna entreißen; ich werde nicht eher Ruhe gewinnen, bis ich die Thürme Breslau's weit hinter mir sehe. Ich habe zwei Knechte, auf deren Treue und Bereitwilligkeit ich rechnen darf; sie sollen uns begleiten. Alles Nöthige soll bald geordnet seyn. Den Tag muß Anna bestimmen — morgen, wenn es seyn kann, fort, nur fort!"

„Wollt Ihr, daß auch ich in Alles einwillige", sagte lächelnd Marie, „so muß auch Anton sie morgen zu uns führen; ich bin neugierig, Anna kennen zu lernen."

So sehr auch Beide dem widerriethen und entgegensprachen, so ließ Marie nicht nach, bis Anton ihr es zugesagt hatte.

„Es ist eine weibliche Laune", sagte Marie, „und diesmal müßt Ihr nachgeben, da ich gutmüthig und willig Eure Verschwörung theile. Auch kann es ganz ohne Gefahr geschehen. Der Vater schläft, und wir flüchten in ein entlegenes Gemach."

Anton sprang auf: „Lebt wohl, ich gehe sogleich an's Werk."

7.

Der Consul Freiberg kehrte verdrießlich aus der Sitzung zurück. „Könnt Ihr es glauben", sagte er zu Valentin, „nachdem wir gestern diese Bürger in Güte und in Strenge bedeutet und jede Widersetzlichkeit mit scharfer Ahndung bedroht haben, bleiben sie dennoch bei ihrer Weigerung? Wenn es so fortgeht, sind wir genöthigt, zum Aeußersten zu schreiten; ich aber werde nicht nachlassen, ich werde diesen starren, ungehorsamen Geist beugen und brechen."

Als der Consul das Zimmer verlassen hatte, sagte Valentin: „Du siehst, Marie, was für Hoffnung bleibt Anton, es sey denn die Flucht?"

Es wurde Anton nicht ganz leicht, die schüchterne Anna mit dem Gedanken an die Flucht vertraut zu machen; aber Liebe siegte über jede Bedenklichkeit. Es galt keine Wahl, kein Zögern, wenn sie nicht Anton für immer entsagen und Ratburg's Gattin werden wollte. Auch der Gang in das Haus des Consuls ward

ihr ſchwer; denn ſie glaubte zwiſchen ſich und der vornehmen Patriziertochter einen ſo großen Abſtand, daß ſie ſich ängſtlich und beklommen fühlte. Ganz anders war dies mit Anton, weil dieſer ſie liebte. Marie empfing ſie mit offener Herzlichkeit, daß Anna Muth gewann und die Conſulstochter bald in ihr vergaß. Beide Mädchen, ſo liebenswürdig, waren ſich dennoch in vieler Beziehung ungleich. Aus Marie ſprach Selbſtbewußtſeyn und ein edler Stolz, den ihr Umgang und Erziehung gegeben hatten; ihre äußere Haltung war frei und zuverſichtlich, ohne aus den Schranken der Weiblichkeit heraus zu treten. Anna, in dem kleinen engen Kreiſe der bürgerlichen Häuslichkeit aufgewachſen, war ſchüchtern und demüthig; ſie fühlte nur den Muth und die Kraft eines frommen unſchuldigen Herzens, welches liebte.

Inzwiſchen hatten Valentin und Anton Pläne für die nächſte Zukunft entworfen, und nun wurde gemeinſam über die Ausführung der Flucht berathſchlagt. Montag vor Tagesanbruch wollte ſich Anna von Hauſe wegſchleichen; der Vater, wenn er ſie vermiſſe, werde glauben, ſie ſey zur Meſſe gegangen. Anton wollte am Schweidnitzer Thor mit Pferden und zwei treuen Dienern ſie erwarten. So gewannen ſie, noch ehe man ihrer Flucht gewiß ward, einen bedeutenden Vorſprung.

Auch ließ sich nicht befürchten, man werde vermuthen, welchen Weg sie eingeschlagen hätten.

„Noch zwei Tage!“ seufzte Anton.

„Sie werden bald vorüber seyn“, sagte Valentin, „hütet Euch nur, daß man Euch nicht zusammensieht und Verdacht schöpft.“

Anton geleitete Annen nur eine kurze Strecke, dann trennten sie sich.

„Leb' wohl, meine Anna! denk' an den Montag!“

„Gewiß, Anton! leb' wohl!“

Sie drückten sich innig die Hände, und ihre Blicke sprachen scheidend das ganze Glück ihres Wiedersehens.

In der Nähe des Schweidnitzer Kellers erblickte Anton einen Pöbelhaufen, der sich einer alten Frau nachdrängte, die in der Mitte bewaffneter Stadtknechte ging. Es war die Pestfrau.

„Haben wir Dich endlich, Du boshaftes Weib!“ sagte der Eine; „nun soll es Dir vergehen, mit Deinen lügenhaften Prophezeiungen die Leute zu verwirren und aufsätzig zu machen. Wart' nur, Du sollst die Wahrheit reden lernen!“

Die Alte bewegte heftig ihre welken Lippen, aber die Furcht, die ihren Körper zittern machte, ließ sie alle Flüche und Verwünschungen stumm hinunterschlingen. Hinter ihr her riefen die Buben: „Pestfrau! Pestfrau!“

Das Volk, leichtsinnig und veränderlich, freute sich ihrer Gefangennehmung, obgleich es eben erst begierig ihre Künste aufgenommen und begehrt hatte. Man wünschte ihr alles Böse, ja selbst mit Steinen verfolgte man sie.

Da erspähte Gertrude durch das Gewühl den Pater Clemens, welcher theilnahmlos vorüber ging. Sie machte eine rasche Bewegung, als wolle sie zu ihm hindurchdringen, und rief laut: „Ehrwürdiger Herr, erbarmt Euch meiner!"

Ohne nur einen Blick auf sie zu werfen, setzte der Pater seinen Weg fort.

„Denkst Du", sagten die Stadtknechte, „ein so heiliger Mann wird auf Dich Hexe achten!"

Verzweifelnd bebte die Alte zusammen, ihre Augen drehten sich wie in einem Kreise; das Blut stieg ihr in's Gesicht und mit aller Kraftanstrengung entriß sie sich den Händen ihrer Verfolger. Aber nur wenige Schritte, und die Knechte hatten sie wieder ergriffen; sie widerstrebte, doch die starken nervigen Fäuste drückten sie so gewaltsam zusammen, daß sie laut aufschrie und zu Boden sank.

Man bemühte sich vergebens, sie wieder aufzurichten; alles Stoßen, Schlagen und Drehen war umsonst. „Sie ist todt!" sprachen sie gleichgültig.

„Die Peſtfrau iſt todt!“ ging es murmelnd durch den Volkshaufen.

8.

Es war der Abend, an welchem die Bürger eine Zuſammenkunft bei Beck verabredet hatten; zahlreich fanden die Unzufriedenen ſich ein. Eine ſchwankende Gemüthsſtimmung hatte ſich der Meiſten bemächtigt. Zaghaft und unentſchloſſen zu kühnen und entſcheidenden Schritten, fühlten ſie gleichwohl, daß ein ſolcher Zuſtand nicht von Dauer ſeyn könne. Der Rath ließ mit aller Strenge die Abgaben einfordern, während die Bürger ihrerſeits feſt bei der ausgeſprochenen Weigerung blieben. Wer ſollte, wer wollte nachgeben? — Es fehlten noch die äußern Reizungen und Zündmittel, welche den Brennſtoff in ihren erhitzten Gemüthern zur hellen und verſengenden Lohe anfachen ſollten.

Jener beſitze wohl noch auf ein friedliches Uebereinkommen; Dieſer auf noch ſtärkere Beweggründe. Der Eine wartete auf den Andern und glaubte, dieſer würde endlich das Wie aus ſeiner Seele reden, was er ſelbſt nicht auszuſprechen wagte.

Aus dieſer zweifelhaften Stimmung ſchreckte ſie der Büttner Kreuzberg.

„Der Rath", ſagte Kreuzberg, „wird ſich ſchwer beruhigen, immerhin, er mag beſchließen; wir ſind Männer, jeder Gewalt entgegen zu ſtehen. Ich habe den Rathsknecht die Treppe hinab geworfen; er wird das Wiederkommen vergeſſen."

Buchwald ſprach: „Wir Alle ſind einig, keine Gewalt ſoll dieſe Unbill von uns erpreſſen; der Einzelne von uns iſt zu ſchwach, ſie abzuwehren; wir müſſen vereint handeln. Noch Viele fehlen, die ſich uns freudig anſchließen würden; doch dieſer Ort iſt zu klein, Alle zu faſſen, und ein ſolches Zuſammenſtrömen müßte Verdacht erregen. Ja, Freunde, einſtimmig müſſen wir beſchließen, die Gewerke müſſen ſich vereinigen; ſo müſſen wir ihnen die Spitze bieten. Wollt Ihr das?"

„Ich ſage gut für die Fleiſcher!" rief Beck.

„Ich für die Büttner!" ſprach Kreuzberg.

„Ich für die Bäcker! — ich für die Kretſchmer! — ich für die Schuſter!" ſo rief es beiſtimmend von allen Seiten.

„Gut alſo", ſagte Buchwald; „es iſt wahrlich jetzt keine Zeit zu verlieren, denn Keiner weiß, was uns der nächſte Morgen bringt; es genügt nicht, daß wir vorbereitet ſind, wir müſſen auch vorbeugen. Laßt uns

Alle morgen frühzeitig in der St. Clemens-Kirche versammelt seyn; von allen Gewerken mögen die sich einfinden, die es mit uns halten. Dort laßt uns noch einmal ruhig und besonnen unsere Gerechtsame und des Rathes Anforderungen erwägen, und wie dann unsere Entscheidung ausfällt, so sey es, Unterwerfung oder Kampf mit den Tyrannen bis zum letzten Athemzuge!"

Beifällig wurde sein Vorschlag angenommen, doch ward von Einigen die Besorgniß laut, wie die Geistlichkeit dergleichen Schritte aufnehmen werde, und ob sie es wagen dürften, gerade diesen Versammlungs-Ort zu wählen.

„Fürchtet nichts", entgegnete Buchwald, „die geistlichen Herren sind aus vielen Gründen nicht sonderlich mit Rath und Consuln zufrieden, wenn es auch öffentlich noch nicht zum Bruch kam. Ueberdies ist der Vikar zu St. Clemens mein alter Freund; ich sage gut für Pater Clemens, daß er für Alles, was wir beschließen, Absolution ertheilt."

9.

Am andern Morgen zur bestimmten Stunde hatten sich einige hundert Bürger in der St. Clemens-Kirche*) vereinigt, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Von allen Gewerken waren da zusammengekommen: Fleischer, Tuchscheerer, Kretschmer, Bäcker, Tischler, Rothgerber und andere mehr; am zahlreichsten aber die Fleischer, Tuchscheerer und Kretschmer. Viele von den hier Versammelten hatten den frühern Zusammenkünften nicht beigewohnt; Manche waren mehr aus Neugier mitgekommen, Andere fürchteten sich wohl, man könne vielleicht zu weit gehen und sich ein böses Ende bereiten.

*) Diese Kirche steht jetzt nicht mehr; ein altes Reimwerk sagt davon:

„Weit unten zu der rechten Hand
Ein Kirchlein steht, das wird genannt
Mit seinem Namen St. Clemens;
Der gemeine Mann, weiland demens,
Darin beschloß eine Missethat,
Zu stürmen den sitzenden Rath;
Drumb läßt man's jetzo wüste stehn
Und billig gar zu Grunde gehn.
Anno 1418 war's Arnolphus,
Dieser Tag ist ein nefastus,
Daran der Rathsstuhl feiern muß."

Buchwald ſchien ruhig, aber er drückte Kreuzberg heftig die Hand und ſagte: „Ich rechne auf Dich!“

Zu Beck und Ratburg gewendet, ſagte er haſtig: „Es bleibt, wie wir verabredet haben; die Maſſe muß in Brand geſetzt werden.“

Hengesweib warf er bedeutſame Blicke zu.

Noch galt es, die Menge anzuſtacheln, daß Blut, Mord und Empörung ihnen nicht mehr verabſcheuungswürdig, ſondern wünſchenswerth, ja nothwendig erſchien. Aber die furchtſame, ſchwankende Stimmung Einzelner war kaum dafür geeignet.

Hier ſagte Einer: „Laßt's uns doch lieber noch in Güte verſuchen!“

Und bedächtig ſprach ein Anderer: „Bedenkt die Folgen, wenn wir uns mit Gewalt widerſetzen!“

„Hört mich, Freunde!“ rief Beck ihnen zu; „der Augenblick iſt da. Wollt Ihr jetzt zögern, Euch einer ſchimpflichen Knechtſchaft zu entreißen, ſo möchte es nachher leicht zu ſpät ſeyn. Seit Jahren laſtet der Druck auf uns, ungeheure Summen hat man erpreßt, kaum reicht der mühſame Erwerb hin, die Auflagen zu befriedigen. Wohin kam dies Geld, wer hat es genoſſen? Wir! Ja, erinnert Euch, wie wir vergeblich Rechnung von den Conſuln forderten; wir zahlten, ſie vergeudeten ungeſtraft unſer Hab und Gut. Ja, unſer ſind alle

Laſten des Friedens und des Krieges. Von Weib und Kind treibt man uns fort, und wir ſterben auf dem Schlachtfelde für den Ruhm, der Jenen gezollt wird. Und was, Bürger, iſt unſer Dank? Unſre theuer erkauften Rechte werden mit Füßen getreten, man höhnt, man ſpottet unſrer. Freilich, werden Manche von Euch denken, ſo iſt es; aber die dies thun, ſind doch die Conſuln und der Rath. Sagt doch, ich bitte Euch, iſt dieſer Rath, ſind dieſe Conſuln nicht aus unſerer Mitte, ſind ſie mehr als wir? Wer gab ihnen Privilegien, uns zu Sklaven zu machen? Sie haben das Recht verkehrt, ſie ſperren uns den Weg zu jenen Stellen, zu welchen wir Bürger nicht minder berufen und befähigt ſind, als ihre Kinder und Familien, für die ſie ein ausſchließliches Privilegium zu ſeyn ſcheinen. O Freunde, wenn Euch die Scham nicht roth macht, indem Ihr ſolches anhört, dann geht und zahlt ihnen, was ſie verlangen!"

„Er hat Recht, es iſt wahr!" ſprachen die Bürger; „wir haben ſelbſt nicht ſo daran gedacht; aber man behandelt uns ſchimpflich, länger iſt dieſer Druck nicht zu ertragen. Warum iſt keiner von uns Rathsherr oder Conſul? Warum bleiben dieſe Stellen nur jenen Familien allein?"

Als Buchwald die Bewegung ſah, welche die Verſammlung ergriffen hatte, zögerte er nicht, mit ſei-

nem Plane offen hervor zu treten: „Ein wahres Wort, das jetzt gesprochen wurde; wir sind uns und den Unsrigen schuldig, ein solches Joch von uns abzuwerfen. Was sollen wir thun? Sollen wir bei Wenzeslaw Beschwerde führen? Dieser ohnmächtige König vermag in seinem eigenen Lande nicht seine Befehle auszuführen, er schwelgt in Trunkenheit und Wollüsten; kann er für uns ein Schutz, ein Vermittler seyn? Fort mit ihm, unser Schutz liegt in uns, denn wir haben die Macht und Gewalt, unsre Tyrannen zu vernichten. Nichts von Versöhnung, sterben müssen sie, wenn wir Bürger Breslau's frei seyn wollen; zehnfach verdienen sie den Tod, er soll ihnen werden!"

Buchwald hielt inne — Alle schwiegen. Die ruhigen Bürger mußte eine solche Aufforderung überraschen; aber die unter den Bürgern, welche schon vorbereitet und gleichgesinnt waren, theilten das Feuer und die Bewegung des Augenblicks allen Uebrigen mit.

„Sie müssen sterben, Tod den Tyrannen, es lebe unsre Freiheit, unsre Ehre!" — so riefen Beck, Rathburg, Kreuzberg, Hengesweib und noch viele Andere.

Ihr lebhaftes Wesen, ihr Zorn, ihr Eifer riß Alle fort, so daß es bald einstimmig klang: „Sie müssen sterben!"

„Nun denn", fuhr Buchwald fort, „sollen wir zögern, bis sie vielleicht zur Gegenwehr gerüstet sind, vor unserer Rache entweichen? Morgen müssen sie sterben! Eh' sie's ahnen, soll der kalte Tod auf ihrem Nacken sitzen. Laßt uns morgen zu derselben Stunde hier versammelt seyn; bei dem Schalle des Hirtenhorns brechen wir auf, stürmen das Rathhaus und befreien uns von der verhaßten Knechtschaft."

Die Kretschmer, Fleischer und Tuchmacher, als die bedeutendsten Gewerke *), erklärten sich sogleich dafür. Auch die Andern stimmten mit ein, man dürfe nicht zögern, wenn ein so blutiges Wagstück Frucht tragen solle. Die Wenigen, bei denen Furcht den Tumel der Rache und die Lust an Gewaltthätigkeiten noch überwog, wurden betäubt von der allgemeinen Bewegung. Schon zu weit gegangen, mußten sie Mitschuldige oder Gegner werden. Was blieb ihnen übrig? Sie schlossen sich natürlich der stärkeren und befreundeten Partei an.

---

*) In Breslau hatte fast jede Innung ihre gemeinschaftlichen Rüstungen. Im Jahre 1389 hatten die Kretschmer 24, die Fleischer 17, die Schuster und Gerber 11, die Tuchmacher 16, die Bäcker 8, die Mälzer 5, die Kürschner 5, die Schneider 4 Panzer.

Wie Buchwald vorgeſchlagen, ſollte es morgen geſchehen. Zur nämlichen Stunde verſammelt, wollten ſie bei dem verabredeten Zeichen mit gewaffneter Hand in die Stadt ziehen und das Rathhaus überfallen.

Nachdem ſo Alles erwogen und feſtgeſetzt worden, beſchloſſen ſie, ihr Vorhaben zu beichten. Wie es Buchwald ihnen zugeſagt hatte, empfingen ſie von Pater Clemens die Abſolution für Alles, was ſie begehen würden.

10.

Durch ſtrenge Verordnungen glaubte der Rath jeden Keim des Aufruhrs erſtickt zu haben, und ahnte nicht, welche gefahrdrohende Thätigkeit Breslau's Bürgerſchaft heut in Bewegung ſetzte. Dieſe aber betrieb ihre Verkehrungen ſo ſtill und mit ſo ſeltener Vorſicht, daß der Rath ſorglos und ruhig blieb, während ſchon der Boden ſeiner Herrſchaft unter ihm ſchwankte und glühte.

Auch noch von Andern wurde ängſtlich und erwartungsvoll der morgende Tag herbeigewünſcht. Anton und Anna vertrauten ihm die Entſcheidung ihrer ganzen

Zukunft; Marie und Valentin hofften und ſorgten für Die, deren Loos ihren Herzen ſo nahe ſtand.

Am Vorabend des erwähnten Tages hatte das Geburtsfeſt Mariens einen Kreis heiterer Menſchen in dem Hauſe des Conſuls verſammelt.

Auch Anton befand ſich unter ihnen mit ſchwerem Herzen, wie Abſchied nehmend von Allen, die ihm durch geſellige Verhältniſſe und Bande des Blutes befreundet waren.

Der alte Megerlin, welcher die Liebe ſeines Sohnes ſchon verraucht glaubte, weil ihn dieſer nicht mehr angegangen war, ſchalt ihn vergeblich über ſein einſylbiges träumeriſches Weſen.

„Schilt ihn nicht, Vetter!“ ſagte der Conſul, „ſo iſt die Jugend, ernſt, nachdenkend, heiter und ausgelaſſen, und Alles ohne Grund, ohne daß ſie ſelbſt weiß, warum ſo und nicht anders. Man iſt nur einmal jung; ach, es war doch eine ſchöne Zeit!“

„Sing' uns ein fröhliches friſches Lied!“ wandte der Conſul ſich zu der blinden Frau, die in der einen Ecke des Zimmers ſaß und in den Saiten der Harfe leiſe Accorde anſchlug, welche wie ferne fremdartige Stimmen in das laute Geſpräch herüberklangen.

Die Alte hob an:

„Die Nachtigall ſang mit ſüßem Schall
Im Grünen!
Still! Still!
Nun blühen und duften die Roſen all'
Im Grünen!
Still! Still!
Wo rauſchend und luſtig die Birken weh'n
Im Grünen!
Still! Still!
Da ſeh' ich zwei Liebende flüſternd geh'n
Im Grünen!
Still! Still!
O Maien, o Maien, du herrliche Zeit
Im Grünen!
Still! Still!
Ja ſingen, ja ſingen, und ſtürb' ich noch heut
Im Grünen!
Still! Still!"

„So muß man an den Lenz erinnert werden", ſagte der Conſul; „man vergißt ihn leicht, wenn man alt wird." — Er ſtand auf und reichte der Blinden ein Glas Wein.

„Zwei Worte, geſtrenger Herr!" ſprach leiſe die Frau; „ich wage nicht, es laut zu ſagen, aber es drängt und ängſtet meine Seele. Als ich heute Nachmittag in der Nähe der St. Vincent-Kirche ausruhte, hörte ich Menſchen an mir vorübergehen; ſie ſprachen halblaut

und ich vernahm: Sollen ſie Alle ſterben? — So viel wir bedürfen, entgegnete eine rauhe Männerſtimme. — Eine unerklärliche Angſt überfiel mich, ich wollte aufſtehen, ich wollte ſie rufen und fragen, wer denn zum Tode beſtimmt ſey? — aber ſie waren ſchon fort. Was es nun immer bedeuten mag, ſo habe ich doch meine Pflicht gethan, Euch zu benachrichtigen."

Freiberg, deſſen ernſter und ſtrenger Charakter durch das Geburtsfeſt der geliebten Tochter heute umgewandelt ſchien, erwiederte lachend: „Ich danke Dir, fürchte nichts, Du ſahſt Geſpenſter am hellen Tage; es werden Fleiſcher geweſen ſeyn."

„Dann wehe, wen ſie zu ſchlachten bekommen!" murmelte die Blinde.

„Sing' uns noch Eins!" ſprach der Conſul, „das verſcheucht alle düſtern Gedanken."

In eintöniger und langſamer Weiſe begann ſie:

„Durch die öden Straßen keine Tritte hallen,
Keine Lautenklänge vor den Fenſtern ſchallen;
Warum ſind die Fenſter und die Thür geſchloſſen,
Und im Wirthshaus ſitzen bleich die Zechgenoſſen?"

„O!" rief Megerlin, „was erinnerſt Du uns an ſo trübe Zeiten! Gott ſey ewig Dank, die Peſt iſt an uns vorüber gegangen. Daß ſie nie wiederkehren möge!"

„Ja, schreckliche Jahre waren das, die von zehn bis dreizehn!“ sprach ein Rathsherr; „wer es aber, wie ich, erlebt hat, da die ungeheure Pest anno 1348, 49 und 50 durch ganz Europa wüthete, der kreuzet und segnet sich bei dem Gedanken solcher Strafgerichte Gottes. Ich war ein Knabe von acht Jahren, fast alle meine Angehörigen sind ihr unterlegen. Ja, schon der bloße Anblick verbreitete das schreckliche Gift. Die Eltern flohen von ihren Kindern, Kinder verließen ihre Eltern. Man sagt, der dritte Theil der europäischen Menschheit soll daran gestorben seyn. Manche Orte waren gänzlich wüst und in vielen Häusern kamen die Kranken aus Durst und Mangel um. Man mußte ungeheure Gruben machen, um die Todten hinein zu werfen; an Begraben und heilige Gebräuche konnte Niemand denken. In Italien hatte die einzige Stadt Florenz an hunderttausend Todte.“

„Wie mag“, fragte Marie, „ein so furchtbares Uebel sich verbreitet haben?“

Der Rathsherr entgegnete: „Es ist darüber viel gesprochen worden; wohl möglich, daß die Kreuzbrüder, welche damals aus Ungarn nach Schlesien kamen, sie zu uns brachten. Diese Abenteurer hatten einen gebornen Breslauer, einen Diakonus, zum Anführer. Der Bischof Prezislaus nahm ihn später gefangen und

übergab ihn den weltlichen Gerichten, die ihn zu Breslau verbrannten. Schwärme solcher fahrenden Leute zogen in jener Zeit durch ganz Europa, und mögen nicht geringe Schuld an dem allgemeinen Unglück tragen. Am schlimmsten erging es den Juden; sie sollten die Brunnen vergiftet und den Krankheitsstoff in die Luft ausgestreut haben. Ohne Umstände wurden sie in den meisten Ländern gehenkt und verbrannt. In Speier und Worms zündete man selbst die Häuser an, in welchen sie sich versammelt hatten. Zwar befahl der Kaiser Karl den Breslauer Rathmannen, alle diejenigen, welche Juden ermordeten, gefänglich einzuziehen und ihnen ihr Recht zu thun, aber was half's? — im Jahre sechszig am Tage Jacobi erschlug man ganze Haufen von ihnen. In der Verwirrung jener Jahre wurden sie von Jedem, dem es einfiel, getödtet oder ausgeplündert und nackend fortgejagt, wo sie dann vor Hunger in den Wäldern und Höhlen umkommen mußten. Ist doch der Haß des Volkes gegen sie jetzt noch fast nicht minder. Auch beschuldigt man viele Magistrate, welche den Juden große Geldsummen schuldig waren, daß sie diese mit Gewalt und heimlich fortgeschafft haben. In Speier steckte man die Erschlagenen in große Weinfässer und ließ sie den Rhein hinunter nach Holland schwimmen. Ja wohl, schreckliche Gerichte hat der Herr über Schlesien gesen-

ren! Und die Theuerung im Jahre zweiundsechzig! es graust daran zu denken, wie man Leichen gesotten hat, um sie zu verzehren."

Wegerlin sagte: „Es ist eine Zeit der Zeichen und Schrecken gewesen, in welcher auch das härteste Gemüth weich wurde und dulden lernte. Laßt uns hoffen, es sey vorüber, und daß es uns jetzt endlich vergönnt sey, das Glück des Wohlstandes und Friedens zu genießen."

„O, wenn man mir doch glauben wollte!" sprach leise die blinde Frau vor sich hin; „ich habe eine Vorempfindung von Etwas, aber ich weiß nicht deutlich, was es ist."

Der Consul rief lachend, indem er sein Glas erhob: „Ja, auf den Frieden laßt uns immerhin anstoßen; eh' es so weit kommt, da wird es manchen Stoß und Schlag noch geben; ich denke aber, das Beste haben wir schon gethan, und wenn nicht die böhmischen Unruhen Feuer in unsern Schoos tragen, wird Alles ruhig bleiben."

„Sagt uns doch", wendeten sich einige Frauen an Valentin, „wird nicht der König Wenzeslaw diesen Aufstand bald unterdrückt haben!"

„Schwer!" entgegnete Valentin; „der Tod ihres Lehrers hat die Hussiten zur Wuth und Rache entflammt, glühend für seinen Glauben haben sie das Schwerdt er-

griffen — wer mag bestimmen, wann sie es niederlegen. Der König, welcher kein Freund der Geistlichkeit ist, hat sich nur wenig um diese Streitigkeiten gekümmert, und hätte gelacht, wenn sie statt Huß und Hieronymus ein Paar Dutzend Mönche auf den Holzstoß geschickt hätten.“

Pest, Juden, Hussiten — Alles ging theilnahmlos an Anton vorüber, der im Geiste jeden Augenblick der nächsten Stunde berechnete. Er drückte Valentin und Marie zum Abschiede bedeutungsvoll die Hand, indem er leise hinzufügte: „Auf ein fröhliches Wiedersehn!“

„Ei gewiß!“ entgegneten Beide und blickten ihm noch aus dem Fenster nach, so weit die mondscheinhelle Nacht es gestattete.

„In zwölf Stunden“, sagte Marie, „können sie schon weit von Breslau seyn.“

„Wohl mehrere Meilen!“ erwiederte Valentin.

II.

Die ganze Nacht verbrachte Anna unruhig und angstvoll; kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie ordnete die kleinen Habseligkeiten, welche sie mitzunehmen be-

stimmt hatte; es waren zum Theil Andenken aus ihrer Kinderzeit und an ihre liebe, längst verstorbene Mutter. Sie seufzte, indem sie Alles zusammenlegte; bei Jedem hielt sie inne. Die Jahre ihrer Kindheit, alle Zeit ihres Lebens ging ihrer Seele vorüber; sie weinte herzlich, daß sie nun heimlich und wie eine Verstoßene aus dem elterlichen Hause, wo jedes Plätzchen ihr so lieb war, fliehen müsse; aber der eigene Vater, der mit unerbittlicher Strenge über ihre Hand verfügt hatte, drängte sie zu diesem Schritte. Wären nicht alle Vorkehrungen zur Flucht schon getroffen worden, und wäre die Neigung zu Anton ihrem Herzen gleichgültiger gewesen, so würde Anna in diesem Augenblick ihrem Vorhaben untreu geworden seyn.

So war die Zeit verstrichen, es begann fast zu dämmern, in einer halben Stunde erwartete sie Anton an der verabredeten Stelle bei dem Schweidnitzer Thor. Anna durfte nicht länger zögern.

Sie hatte versucht, sich dadurch, daß sie die Tracht eines Landmädchens anlegte, möglichst unkenntlich zu machen. Es war ihr gelungen. Noch einmal warf sie einen wehmüthigen Blick auf das kleine Gemach, öffnete leise die Thür und schlich hinaus.

Sie konnt' es sich nicht versagen, einige Augenblicke an der Thür ihres Vaters inne zu halten und zu

lauschen. Ein stummer Abschied, den sie von ihm nahm.

Wie erschrak Anna, da sie in dem Gemache wie halblaute Stimmen hörte; durch das Schlüsselloch erblickte sie Licht. Sie neigte sich ganz dicht heran; sie horchte gebannt und athemlos; es war ihr möglich, Einiges von dem Gespräche der Redenden zu verstehen. Mit Entsetzen erfüllte sie der Inhalt, der von der Blutarbeit des Tages handelte.

Starr und regungslos verweilte Anna; Schritte näherten sich von innen der Thür. Anna war wie fest gebannt von der furchtbaren Entdeckung, welche ihr Blut stocken machte.

Da öffnete sich das Zimmer, Mathias Beck und Georg Ratburg traten heraus, Beck ein Beil in der Hand, Ratburg ein scharf blitzendes Schwerdtmesser. Sie erstaunten, da sie Anna bleich und verstört in dieser Stunde hier und in solcher Tracht erblickten. — Anna schwieg auf die Frage ihres Vaters; Ratburg, welcher sie mit finstern mißtrauischen Blicken durchbohrte, wandte sich zum Fleischer und sprach einige Minuten leise mit ihm; nur der Name Megerlin klang wie stärker aus seiner Rede hervor.

Ganz zornig ergriff Beck die Hand seiner Tochter, welche willenlos und wie ohne Besinnung ihm folgte.

Er öffnete ein Zimmer, stieß sie hinein und rief ihr zu: „Du ehrlose Dirne, denk' an mich, ich werde Deine Schande mit blutigen Köpfen bezahlen!"

Als der Schlüssel von außen herumgedreht wurde, kam Anna wieder zur Besinnung. Sie warf sich auf die Knie und betete; bald aber sprang sie wieder auf, die namenlose Unruhe trieb ihr Herz zu immer wilderen Schlägen. Sie rüttelte an der Thür, diese war fest zu; sie hörte Schritte verbeieilen, sie rief angstvoll und bittend aber vergebens.

Sie stürzte an's Fenster, aber sie erblickte Niemand, von dem sie Rettung hoffen konnte. Sie weinte, betete, rang verzweifelnd die Hände, jeder Augenblick steigerte ihre furchtbare Angst. Die schrecklichsten Bilder traten wie lebendige Gestalten vor sie hin; sie glaubte Anton verwundet zu erblicken unter dem Beil ihres Vaters, unter dem scharfen Messer Ratburg's, blutig röchelnd im Todeskampfe. Und sie, sie konnte ihn nicht warnen, nicht zu seiner Rettung eilen, und schon stieg die Dämmerung des Tageslichtes! —

Es war nicht Anna mehr, die furchtsame, mädchenhafte Anna, ihr Zustand hatte sich zum Wahnsinn gesteigert.

„O, ewiger Gott! jetzt kann es geschehen!" rief Anna. „Es wird Tag, es wird Tag!"

Sie warf sich an den Boden, kam rasch empor, hastig riß sie das Fenster auf, schwang sich über die Brüstung und sprang hinab. „Amen!“ tönte ihr letzter Ruf.

12.

Es war Montag, den 18. Juli 1418 am Tage Arnolphi um zwölf Uhr *), da das Hirtenhorn dreihundert bewaffneten Bürgern, die sich in dem St. Clemens-Kirchlein versammelt hatten, das Zeichen zum Ausbruch gab. Die Schlächter, denen die Fuchsscheerer und dann die übrigen Gewerke folgten, führten den Zug an, der mit wilder rachgieriger Hast nach dem Rathhause stürzte. Sie waren mit Aexten, Beilen, Spießen und Schwertern bewaffnet, je nachdem der Eine oder der Andere diese oder jene Waffe besaß.

*) Erst um's Jahr 1580 ward die Uhr so eingerichtet, daß sie nicht von Sonnen-Untergang anfing und bis 24 zählte, sondern daß sie Mittag und Mitternacht 12 schlug.

Der Rath war versammelt. Ahnungslos saßen die Consuln und Schöppen beisammen, als ein dumpfes Getöse sie aufschreckte. Die Rathsmänner Stille, Mardet und Sachwitz eilten an's Fenster, und da sie den drohend anstürmenden Haufen erblickten, zitterten sie vor Furcht und schrieen erschreckt zu den Uebrigen: „Rettet Euch, rettet Euch! es geht an's Leben!“

Bestürzt eilten sie fort. Die Andern erschraken nicht minder, als sie die Gefahr inne wurden. Viele machten sich hastig auf und suchten zitternd zu entkommen oder einen für den Augenblick sicheren Schlupfwinkel zu erreichen; Andere, die sich von ihrem Bleiben mehr Sicherheit versprachen, schlossen die Thüren und verrammelten sie, so gut es in der Eile angehen wollte.

Freiberg war der Einzige, der, das Vergebliche jeder Hoffnung erkennend, gefaßt und ruhig sein Schicksal erwartete. Er machte keinen Versuch, zu entfliehen. Es hätte ihm freilich auch eben so wenig als den Uebrigen genützt. Niemand von Allen entkam, jene Drei ausgenommen, die den anstürmenden Troß zuerst erblickt und sogleich die Flucht ergriffen hatten.

Wenige Augenblicke später, und schon drängten die Aufrührer nach der Thür.

„Macht auf!“ schrie wüthend der ergrimmte Beck; und ohne die Antwort der Rathsherren abzuwarten,

führte er ſo heftige Schläge gegen die ſchwere eichene Thür, daß ſie laut krachte und drinnen die Seſſel und Tiſche erzitterten.

Die Rathsherren ſprachen kein Wort, ſie ſaßen unbeweglich und zuckten nur bei jedem Schlage zuſammen, die Todesangſt hatte ihnen das Blut aus den Wangen getrieben, ihre ſtarren Blicke waren auf die Thür geheftet. Wenn ſie nicht aushielt — dann —!

Immer heftiger dröhnten die Beil- und Schwerdter-Schläge; noch Andere waren dem Beiſpiele Beckes gefolgt.

Leiſe, doch mit feſter Stimme ſagte Freiberg: „Es ſcheint, der letzte Augenblick iſt uns nahe, nun ſo laßt uns als Männer ſterben!“

Jetzt durchzitterte der gewaltige Klang der Rathsglocke das Gemach. Wild und unregelmäßig wurde ſie bewegt. Jakob Kreuzberg hatte die Thür zum Rathsthurm aufgehauen und Mathes Henaesweib, der Braumeiſter, läutete jetzt die Glocke zum Sturm.

„Gott ſey uns gnädig!“ riefen die Rathsherren, und in demſelben Augenblicke erlag die Thür der Wuth des Andranges. Sie zerſplitterte, und ohne Hinderniß brach der wüthende Haufe jetzt herein. Einige Rathsherren, welche Miene machten, ſich zu widerſetzen, wurden ohne Weiteres niedergeſtoßen.

„Nieder mit den Waffen, Ihr Empörer!“ rief laut der Conſul Freiberg; aber achtlos verhallte ſeine Mahnung vor dem wüſten Geſchrei: „Laßt Keinen am Leben! gebt ihnen das Eidgeſchenk, jetzt ſollen ſie unſer Geld in ihre Kaſſen legen! die Tyrannen!“

„Du ſollſt Deinen Lohn haben!“ ſchrie Beck und hieb mit dem Beil nach dem Conſul; er traf ihn in die Schulter, daß eine blutige Wunde weit aufklaffte.

„Du Mörder!“ ſprach Freiberg, „ich rufe Gottes Fluch über Dich!“

Beck holte zu einem zweiten Schlage aus, Buchwald aber hielt ihn zurück und ſagte höhniſch: „Laß ihn, er ſoll öffentlich und ſtandesmäßig vom Leben gebracht werden; es iſt ja ein Conſul!“

Sie ergriffen den Unglücklichen und ſchleppten ihn blutend und faſt zuſammenſinkend, mit noch fünf Andern, Schöppen und Rathsgliedern, hinunter vor das Rathhaus. Dort empfing ſie jauchzend der erhitzte, blutgierige Pöbel.

Freiberg und ſeine Gefährten wurden unter Mißhandlungen bis an die Säule des Prangers getrieben.

„Jetzt richten wir Euch, Ihr gebietenden Herren!“ ſchrie Beck.

„Willſt Du nicht meinen Sohn noch feſter ſchließen laſſen?“ fragte Buchwald den Conſul.

„Nieder mit ihren Köpfen! ſchlagt ſie herunter!“ riefen Andere, „ſie trugen ſie zu hoch, obſchon ihre Hände in unſern Taſchen wühlten.“

„Gerechter Gott!“ ſagte Freiberg mit letzter Kraft-Anſtrengung, „wie Ihr uns heute merdet, ſo möge das Beil des Nachrichters Euer Blut wieder vergießen!“

Es war ſein letztes Wort, ein ſcharfes Schwerdt trennte ſein Haupt vom Rumpfe. Die Andern, die Schöppen Sachs, Schmid und Stille und die Rathsglieder Feuſtling und Neumarkt wurden nach ihm enthauptet.

Beſpritzt von dem Blute ihrer Opfer eilten die Empörer in das Rathhaus zurück. Einige bewachten alle Ausgänge und umringten das ganze Haus; Andere drangen in das Innere, ſprengten die Gemächer auf, zerſchlugen die Kaſten und nahmen das Geld, das ſie darin vorfanden.

Als ihnen bei dieſer Plünderung auch die Rüſtung Karl des Vierten in die Hände fiel und die Waffen, welche der gütige Kaiſer hieher geſchenkt hatte, ergriffen ſie Alles, wappneten ſich damit auf der Stelle und beſudelten die theueren Andenken mit dem Blute Unſchuldiger.

Ein Theil dieſer Raſenden, welche der Schuhmacher Ratburg durch die Verheißungen von den Schätzen

des Rathes noch immer mehr anspornte, stürzte nach dem Thurme.

Als sie einen großen eisernen Kasten erblickten, rief Ratburg: „Da habt Ihr's, jetzt daran, hier sind die Reichthümer, die sie von uns erpreßt haben!"

In wenig Minuten war der verhängnißvolle Kasten aufgehauen; aber statt des erwarteten patrizischen Geldes bestand sein Inhalt in den Freiheitsbriefen der Stadt. Mißmuthig und beschämt blickte Einer den Andern an; aber Ratburg, da er sich so getäuscht sah, gerieth in die heftigste Wuth. Mit einem Spieß stach er hinein, die Andern folgten seinem Beispiele, allen Grimm an den ihnen werthlosen Pergamenten auslassend. So ward dieses kostbare Besitzthum zerhauen, zerstreut und weggeschleppt.

„Kommt, kommt!" rief Ratburg, „der Teufel weiß das Geld, es muß noch mancher unsrer Feinde hier versteckt seyn, die wollen wir suchen. Sie sollen uns nicht mit ihren Auflagen noch einmal plagen, die wir jetzt finden."

So waren sie immer höher bis unter das Dach gelangt; schon wollten sie wieder umkehren, da erblickte Ratburg den Zipfel eines Gewandes aus einem Dachwinkel verstehen; sogleich zerrte er den unglücklichen Eigenthümer desselben unbarmherzig heraus; es war der

Rathsherr Johann Megerlin. „Du biſt auch einer von den Reichen und Hochmüthigen!“ ſchrie Ratburg, „jetzt ſoll Dir's heimkommen!“

Der alte Mann faltete in der Todesangſt die Hände und ſagte flehend: „Lieber Gevatter, hab' ich Euch denn je was zu Leide gethan! Erbarmt Euch doch um der Meinigen!“

Da ergrimmte Ratburg noch heftiger: „Hätt' ich dieſe Brut auch hier, Jeder ſollte ſterben wie Du!“

Er umfaßte kräftig den zitternden Megerlin, der ſich nur ſchwach vertheidigte, und drängte ihn an das offene Fenſter. „Grüß' Deinen Sohn!“ ſchrie er ihm zu und ſtürzte ihn hinab auf die Spieße der Aufrührer, welche auf dem Fiſchmarkt in dem Roſengarten verſammelt ſtanden.

13.

Als Valentin ſo zu ungewöhnlicher Zeit das ſtarke haſtige Geläut vernahm, mit welchem Hengesweib zum Sturme rief, überfiel ihn die bange Ahnung irgend eines blutigen Ereigniſſes. Marie, welche der Macht und Umſicht ihres Vaters ganz vertraut hatte, hörte

ſogleich die Glockentöne. Beide waren nicht im Wohnzimmer, ſie hätten ſonſt das Getümmel und den Aufruhr ſogleich wahrnehmen müſſen, denn der ganze Markt war mit Bürgern und Leuten aus der unterſten Volksklaſſe bedeckt.

Valentin, den es drängte, Gewißheit zu erhalten, wollte ſo eben bewaffnet forteilen, als ein alter Diener des Conſuls atemlos hereinſtürzte.

„Was giebt es? warum wird die Glocke gezogen?“ riefen Valentin und Marie, erſchreckt durch das Unglück weiſſagende Geſicht.

„Aufruhr! Empörung!“ keuchte der Diener; „flieht, rettet Euch! Die Bürger ſind's, die Sturm läuten. Alles iſt voll!“

Marie hielt angſtvoll Valentin zurück: „Um's Himmelswillen, bleib! Gott, wenn Du nicht wieder kämeſt! — Und mein Vater, mein Vater! — Mein Leb“ —

So ſchwankte ihre Liebe in der Furcht um Beide; aber der Diener ſprach: „Ihr dürft nicht fort, gnädiger Herr, es ſind viele Hundert, Hundert, Alle bewaffnet; was könnt Ihr gegen ſo Viele? Ihr wagt Euer Leben und vergebens, es iſt zu ſpät, Alles zu ſpät! — Und wenn dieſe Raſenden hier eindringen, und Ihr nicht da ſeyd —“

Dieſer letzte Grund ließ Valentin noch zögern: „Und der Conſul?“

Der Diener winkte ihm ſtatt der Antwort, und machte ein Zeichen, deſſen Bedeutung Valentin leicht enträthſeln konnte. Zum Unglück hatte es jedoch auch Marie geſehen. Mit einem lauten Schrei ſtürzte ſie zu Boden.

Während Valentin und der Diener bemüht waren, die Lebloſe wieder zu ermuntern, ſagte der Letztere: „Sie werden alle Rathsherren, es iſt keine Barmherzigkeit bei ihnen; rettet, was Ihr könnt, und fort, ſo ſchnell als möglich! Hier ſeyd Ihr nicht des Lebens ſicher!“

Als Marie die Augen wieder aufſchlug, war ihr Alles wie ein Traum, deſſen ſchreckliche Beſtätigung ſie in den Zügen der Anweſenden las. Sie fragte nicht weiter, die hervorbrechenden Thränen gaben dem Schmerze Raum, der ihr das Herz zuſammenpreßte.

„Wir müſſen fliehen!“ ſprach Valentin. „Sey ſtark, Marie, um Deiner Liebe willen!“

Das Wichtigſte und Koſtbarſte, was ſich leicht fortſchaffen ließ, wurde zuſammengepackt; für alles Andere war keine Zeit. Während ſie ſo mit den kurzen, augenblicklichen Vorbereitungen beſchäftigt waren, wurden auf der Treppe laute Männerſchritte hörbar. Marie ward leichenblaß.

„Schließt zu!“ rief Valentin und stürzte hinaus, ohne daß Marie ihn aufhalten konnte.

Es war, wie Valentin geahnt hatte, ein Haufe der untersten Volksklasse, welche, zum Aufruhr gereizt, nun in die Häuser der Ermordeten drang, um zu plündern, doch auch bereit zu jeder andern Unthat. Sie stutzten, da sie den Ritter mit bloßem Schwerdt vor der Thür erblickten.

„Das ist auch wohl ein Patrizier“, schrieen sie wild, „der darf nicht am Leben bleiben; wie er dasteht, als wollt' er sich vertheidigen, den Kopf herunter! Haut ihn nieder!“

„Wehe Euch“, entgegnete Valentin, „wenn Ihr es wagt, mir nur ein Haar zu krümmen. Mein Herr, der König Wenzeslaw, wird es Euch und die ganze Stadt schwer entgelten lassen!“ — Zugleich zeigte Valentin deutlich, daß er entschlossen sey, sein Leben und den Eingang auf das Theuerste zu verkaufen.

Obgleich Einige höhnend riefen: „Was kümmert uns Dein König! Fort, Du Großsprecher, wenn Du Dein Leben lieb hast! In Trümmer mit Allem, was dem Consul gehört!“ — so zog sich dennoch der Haufe unter Drohungen und Schimpfreden zurück.

Es war keine Zeit zu verlieren. Jene blutgierigen Rädelsführer noch mit der Plünderung des Rathhauses

beſchäftigt, folgten gewiß in Kurzem nach, und dann war auf keine Schonung mehr zu hoffen.

Doppelt fühlte Marie in ihrem Schmerz um des Vaters Verluſt das Glück, Valentin gerettet zu ſehen. Sie eilten Beide durch die Hinterthür auf engen, wenig beſuchten Seitengaſſen dem Thore zu. In einiger Entfernung, um alles Aufſehn zu vermeiden, folgte der Diener mit den Pferden.

Einige Stunden noch gezögert, und ſie wären unrettbar verloren geweſen.

14.

An dem Morgen dieſes grauenvollen Tages harrte Anton Megerlin zur feſtgeſetzten Stunde vor dem Schweidnitzer Thore auf ſeine Anna. Er zählte ängſtlich und ſehnſüchtig jede Minute, welche nach ſeiner Berechnung bis zu ihrem Erſcheinen noch verſtreichen mußte.

Endlich konnte Anna da ſeyn, aber ſie kam nicht; es dämmerte ſchon — ſie kam nicht; der Tag fing ſtärker an zu lichten, noch immer keine Anna.

Anton wußte seine Unruhe nicht länger zu bezähmen; er rannte hastig ab und zu, es ward ihm immer banger und angstvoller zu Muthe. er gebot den Dienern bei den Pferden zu bleiben und seiner zu warten, und eilte in die Stadt zurück.

Noch auf der Schweidnitzer Straße erblickte Anton schon die Bürgerhaufen, welche die Ohlauer Straße herab gegen das Rathhaus stürmten, die Fleischer voran. Aber Anton hatte in diesem Augenblick keinen andern Gedanken als Anna. Er bog in eine Seitenstraße und schlug den Weg nach dem Neumarkt ein.

Vor dem Hause des Fleischers Beck hatte sich ein Schwarm Neugieriger zusammengedrängt, die an den Fenstern aufsahen, fragten und flüsterten, als ob vor Kurzem erst hier etwas Bedeutendes geschehen sey. Kaum wagte Anton zu fragen.

„Was giebt es denn?" sprach er bebend zu einem der Umstehenden.

„Die Tochter des Fleischers Beck", lautete die Antwort — „das hübsche, freundliche Mädchen, ist zum Fenster heraus gesprungen und für todt hinauf getragen worden."

Fast besinnungslos arbeitete sich Anton gewaltsam durch den Schwarm. Er stürzte in das Haus, er eilte die Treppen hinauf.

„Wo iſt ſie?“ ſchrie er, „ich muß zu ihr, ich muß zu ihr!“

Das Hin- und Hereilen der mit Anna Beſchäftigten ließ ihn bald das Gemach treffen, in welches ſie gebracht worden war. Sie lag auf einem Ruhebette, die Spuren des gewaltſamen Todes waren nur wenig kenntlich; aber jede Hülfe war vergebens, ſie war ſtarr und kalt, jeden Lebensfunken hatte der raſche Tod erſtickt.

Ohne die Anweſenden zu beachten, welche Anton nicht wehrten, da ſie ſeinen an Wahnſinn grenzenden Zuſtand ſahen, warf ſich dieſer bei der Geliebten nieder, ergriff ihre Hände, rief Anna mit den zärtlichſten Namen und ſchien jeden Augenblick ihr Erwachen zu erwarten.

Da er ſich endlich von der Gewißheit ihres Todes überzeugte, rief er im tiefſten Schmerze: „Sie iſt todt, Anna! Anna!“ — Er eilte heftig, wie er gekommen war, wieder hinweg.

Auf dem Ringe wurde er Zeuge der Ermordung des Conſuls und der Rathsherren, ja er ſah, wie ſein unglücklicher Vater, von dem grauſamen Ratburg herabgeſtürzt, vielfach durchbohrt und zerfleiſcht, ſein Leben enden mußte. Da entriß Anton gewaltſam einem Bürger das Schwerdt. Die ſchwere Waffe flog in ſeiner Hand; Tod und Verderben um ſich verbreitend, drang er in das ſtärkſte Gewühl, in die dickſten Haufen. Der

entſetzliche zwiefache Schmerz hatte ſeine jugendliche Kraft unnatürlich geſteigert. Eine Wuth, die der Raſerei gleich kam, hatte ſich bei den Leiden des Vaters ſeiner Seele bemächtigt. Bald aber beraubte eine tiefe Stirnwunde, welche Anton empfing, ihn der Beſinnung; man würde ihn getödtet haben, wenn nicht zwei Bürger, die ihn ſchon lange kannten und lieb gewonnen hatten, unter dem Scheine, Rache an ihm nehmen zu wollen, ihn fortgeſchleppt und gerettet hätten.

15.

Valentin und Marie hatten glücklich das Thor erreicht. Vor einem Wirthshaus erblickten ſie mehrere Menſchen um einen Jüngling beſchäftigt, der beſinnungslos dalag. Kopf und Geſicht mit Blut bedeckt. Es war Anton. Wie erſtaunte Valentin, in demjenigen, welcher ſorgſam einen Verband bereitete und bemüht war, die Wunden zu reinigen, denſelben Juden wieder zu finden, dem er vor wenig Tagen das Leben gerettet hatte.

Anton's Diener und der Jude erzählten ihm Folgendes: Nachdem ſie lange Zeit vergeblich auf ihren

Herrn gewartet hatten, beſchloß der eine Diener, in Furcht, Anton könne ein Unglück begegnet ſeyn, ihn in der Stadt aufzuſuchen; der andere blieb bei den Pferden zurück. Nicht lange, ſo begegnete er unterwegs zwei Männern, welche den verwundeten Anton langſam führten. Der Diener ſchrie laut, da er ſeinen Herrn in ſolchem Zuſtande erblickte; er eilte ſogleich auf ihn zu, aber Anton ſah und hörte nichts. Mit Mühe brachten ihn ſeine Begleiter fort, dieſe aber waren in Verlegenheit, wo ſie ihn hinführen ſollten; ſie mußten zum Ringe zurück und befürchteten, daß ihr Schützling ihnen unter den Händen ſterben möchte. Da erblickte der Diener einen Juden, welcher raſch ſeines Weges ging. Dieſen rief er an, und mit deſſen Hülfe, da die Bürger ſich entfernten, brachte er den todtwunden Anton hierher.

Valentin ſagte zu dem Juden: „Du haſt mir meine Hülfe reichlich vergolten, rette mir Dieſen, ſo will ich ewig Dein Schuldner bleiben.“

Der Jude entgegnete: „Als ich einen Chriſten erblickte, der ſo grauſam behandelt war, gedachte ich des Looſes, welches durch Euch von mir abgewendet wurde, und ließ mich gerne zu jedem Dienſte bereit finden; ich hoffe wohl, gnädiger Herr, dem Verwundeten das Leben zu erhalten, wenn ich bei ihm bleiben und ihn pflegen kann.“

„Das sollst Du auch", sprach Valentin, „aber wir dürfen, wir können ihn unmöglich hier zurücklassen. das wäre wahrhaft sein Tod."

Zum Glück besaß der Jude, der als Arzt umherzog und nebst mancherlei Medikamenten auch sein ganzes Hab' und Gut bei sich führte, einen Wagen. In diesen wurde Anton gelegt, nachdem seine Wunde sorgfältig verbunden war, und so setzte sich der kleine Zug langsam in Bewegung. Ein Nachsetzen durften sie nicht befürchten, denn der Aufruhr wüthete nur innerhalb der Mauern der Stadt und forderte als Opfer, wen er dort erreichte.

Weinend wendete sich Marie noch oft zurück, bis auch die letzten Thurmspitzen Breslau's ihren Blicken entschwanden. Und wie schmerzliche Erinnerungen auch Marie aus ihrer Vaterstadt hinwegnahm, mit welchen Erinnerungen mußte Anton erwachen, der noch bewußtlos zwischen Leben und Tod schwankte, wenn ersteres die Oberhand gewann.

16.

Fünf volle Tage dauerte der Aufruhr in Breslau. Alle Gefängniſſe wurden geöffnet, alle darin ſitzenden Schuldner, Verbrecher und Landesbeſchädiger herausgelaſſen, und nun vereinigte ſich mit den mord-erhitzten Bürgern ein mit allen Laſtern befleckter Auswurf. Alle Schrecken der Empörung, des geſetzloſeſten Zuſtandes ließen den Friedlichen und Schwachen für ſein Leben und ſeine Habe zittern. Die Häuſer der ermordeten und geflüchteten Rathsherren wurden geſtürmt und geplündert. Die Rachſucht und Habgier des Einzelnen hatte nun freien Spielraum und jeder Vorwand reichte hin, ſie zu befriedigen. Und doch war es nicht der zuſammengerottete Pöbel allein, es waren die Bürger, welche die Greuelthaten anregten und begünſtigten.

Nach fünf Tagen endlich, da das Maaß dieſes Unweſens auf das Höchſte geſtiegen war und die Mord- und Rachgier der Gemüther ermüdete, erwählten die Aelteſten und Geſchwornen der Gemeinde und der Bürgerſchaft, ſelbſt durch die Ordnungsloſigkeit dazu genöthigt, an die Stelle der Enthaupteten und Geflüchteten andere Rathsperſonen aus den Rädelsführern der Empörung. Buchwald, Beck, Ratburg, Kreuzberg, Hengesweib waren unter ihnen.

Die Nachricht von diesem Vorgange in Breslau empörte König Wenzeslaw; aber er fühlte sich nicht im Stande, diese Verbrechen so zu ahnden, wie er's im Herzen wohl wünschte. Die Schuld davon trugen die böhmischen Unruhen, die ihn so hart bedrängten, daß selbst seine Krone darüber in Gefahr gerieth, denn die Hussiten sprachen sogar von der Erwählung eines eigenen Hussitenkönigs. Nur ihr Prediger Wenzeslaw Cardra mahnte sie ab. Seine Rede war freilich wenig schmeichelhaft für Wenzeslaw, aber von desto größerem Vortheil.

„Lieben Männer und Brüder", sagte er oft, „freilich beherrschet uns ein thatloser, dem Trunke ergebener Mann, doch schauet die übrigen Herrscher an, keiner von ihnen ist besser; seine Unthätigkeit begründet unsere Wohlfahrt und Freiheit."

Ganz indessen konnte Wenzeslaw die Breslauer nicht vergessen; im Jahre 1419, am Tage Laurenz, erschien der Unterhauptmann Johann Wittberg in Breslau und setzte auf des Königs Befehl den Rath wieder ab und ließ neue Rathmannen und Schöppen aus den Patriziern wählen. Die Bestrafung der Schuldigen hatte Wenzeslaw sich noch vorbehalten, allein er starb in demselben Jahre, wie man sagt, am Schlagfluß, den er sich durch zu heftigen Aerger über die in Böh-

men vorgefallenen Exceſſe zugezogen haben ſoll. Es wurden nämlich zu Prag dreizehn Rathsherren aus den Fenſtern des Rathhauſes auf die Spieße der Untenſtehenden geworfen, weil aus dem Rathhauſe ein Stein auf einen vorübergehenden Huſſiten geworfen worden war. Nach Andern aber ward der König durch einen jener Glaubens-Wüthigen erdroſſelt.

So ſchien die gerechte Beſtrafung der Breslauer Empörer jetzt für immer vertagt zu ſeyn und einzig in ihrer Entfernung aus dem Rathe zu beſtehen. Beck, Hengesweib, Kreuzberg, Buchwald, Ratburg und viele der gröbſten Verbrecher brüſteten ſich mit den von ihnen verübten Greueln und lebten in ſorgloſeſter Sicherheit. Ihr ſtarrer, finſterer und fanatiſcher Geiſt ließ ſie glauben, in der Ausübung jener Frevel nur ihr vermeintliches Recht durchgeführt zu haben. Sie waren ſtolz darauf.

Ja, Beck und Ratburg waren noch grimmiger als zuvor; der Tod Anna's hatte den Frieden jeder bürgerlichen Häuslichkeit ihnen vernichtet; der Gedanke an Anna's trauriges Ende reizte und ſtachelte ewig ihr Gemüth. Hätte die Mordluſt der Andern nicht vor einem Jahre ſich ſo völlig ausgetobt, ſie würden zum

zweiten Male das Rathhaus gestürmt und geplündert haben. Aber nicht Alle, die an jenem Blutvergießen Theil genommen hatten, dachten wie Beck und seine Freunde; wohl gegen sechszig der Verschwornen wanderten aus, theils nach Rom, theils in andere Länder.

17.

Kaiser Sigismund, welcher seinem Bruder Wenzeslaw auch auf den böhmischen Thron folgte, hatte sich vorgenommen, in der Mitte des Dezembers 1419 in Breslau zu seyn und dort Gericht zu halten; allein er wurde durch mannigfache Staatsgeschäfte auf dem Reichstage zu Brünn aufgehalten. Von dort aus erließ er Befehle nach Prag und Breslau.

Alle, die nach Wenzeslaw's Tode ihrer Religion wegen geflüchtet waren, sollten ungefährdet zurückkommen dürfen, die Geistlichen aber aller Confessionen und namentlich auch die Mönche sollten bei strenger Ahndung von Niemanden mehr beschimpft werden, wie es unter Wenzeslaw's Regierung eingerissen war, wo Jung und Alt den Geistlichen auf Straßen und öffentlichen Plätzen nachschrie: „Mönch in den Sack, in den Sack!“

An das Fürſtenthum Breslau aber erging der Befehl, die Juden, die Kammerknechte des Reichs, vor jeder Gewaltthat zu ſchützen und ſie nicht ohne gerechten Anlaß zu verfolgen und zu mißhandeln.

So verging auch das Jahr 1419, ohne daß gegen die Uebelthäter in Breslau ein Prozeß eingeleitet worden war, doch ſchon zum Jahresſchluß zog ſich ein Gewitter über die Schuldigen zuſammen. Eine Menge vornehmer Herren, Biſchöfe und Erzbiſchöfe, Kurfürſten und Herzöge, päpſtliche, engliſche und polniſche Geſandte fanden ſich gegen Ende Dezember in Breslau ein, als Vorboten von der Ankunft des Kaiſers, und wirklich erſchien auch dieſer ſehr bald.

Es war im Jahre 1420 am heiligen Dreikönigs-Abend (den 5. Januar) um 2 *) Uhr, als Kaiſer Sigismund mit ſeiner Gemahlin Barbara auf einem Wagen ganz allein in Breslau eintraf.

Einige Tage nach ſeiner Ankunft übergab der Rath dem Kaiſer die Klage gegen die Aufrührer. Als Kaiſer Sigismund aus der Klage und den nichtigen Einwendungen der Bürgerſchaft wohl wahrgenommen hatte, wie ſich die Sache verhielt, ſagte er: Wenn man der Obrigkeit nicht gehorſam ſeyn wolle, was nützten ihnen denn

*) Nach der alten Uhr, die 24 Stunden zeigte und ſchlug.

ihre Privilegien und Freiheiten, die sie von Kaisern und Königen erhalten? — Er ließ alsbald Beck, Ratburg, Buchwald und mehrere der Aeltesten in Verhaft bringen. — Sodann ward ein Gericht niedergesetzt, in welchem die Breslauer Schöppen, Aeltesten, Kaufleute und Geschwornen saßen, nebst den von neun schlesischen Städten, Schweidnitz, Striegau, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Reichenbach, Hirschberg, Namslau und Neumarkt, hierzu berufenen Rathmannen. Sieben Klagepunkte wurden vorgebracht und nachdem alle für richtig erfunden, ward den Schuldigen folgendes Urtheil gesprochen: „Daß alle die, so mit Rath und That sich gegen ihre Obrigkeit vergangen, selbst Blut vergossen oder dazu angereizt hatten, dem Könige mit Leib und Gut verfallen seyn sollten; alle aber, welche in die Gewaltthätigkeit und Willkür gewilligt und bei dem Aufstande thätig gewesen, ohne sich des Mordes schuldig gemacht zu haben, sollte der König strafen nach seiner Gnade und seinem Willen; diejenigen endlich, welche sich aber der Klage und Strafe durch die Flucht entzogen haben, sind in die Acht erklärt, ihre Güter dem Könige verfallen, und sie selbst, wo sie getroffen werden, mit dem Tode zu strafen." *)

*) Diese Urkunde ist unterzeichnet: Breslau am Mittwoch nach Estomihi 1420.

Es war am Montage nach Reminiscere, den sechsten März, als die Schuldigen vor den Urtheilstisch geführt wurden, welcher am Ende des Marktes, dem Elisabeth-Kirchhofe gegenüber, unter freiem Himmel stand.

Hier ward ihnen das Urtheil verkündigt, daß sie wegen ihrer großen Verbrechen gegen Gott und die Obrigkeit mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden sollten; aber nicht auf der gewöhnlichen Richtstätte vor dem Rathhause, wo die unglücklichen Opfer der Bürgerschaft geendet hatten, vor der kaiserlichen Burg sollte das blutige Schauspiel vollzogen werden. Acht Henker hatte man dazu bestellt. Dreiundzwanzig war die Zahl der Verurtheilten.

Keiner von ihnen flehte die Gnade des Kaisers an, starr und unbewegt hörten sie den Spruch. Aus ihren finstern, trotzig-lächelnden Gesichtern sprach die Todesverachtung, und bis zum letzten Augenblicke blieben sie dem Willen getreu, welcher ihr unversöhnliches Gemüth zum Morden getrieben hatte. Als sie muthvoll niederknieten, entschlossen, wie Männer ihren Tod zu leiden, da rief eine Stimme aus dem Volke: „Ratburg, Ratburg! mein Vater ruft Dich!“

Ratburg drehte sich um und sah einen Jüngling, der sich gewaltsam durch die Menge drängte; das Haar hing wild und unordentlich auf seine Schultern, das

Gesicht war durch eine tiefe, vernarbte Wunde entstellt, seine Bewegung war fieberhaft, seine ganze Erscheinung wie die eines Wahnsinnigen.

Ratburg wendete sich schnell hinweg und blickte starr erwartend nach den Henkern. Wenig Augenblicke, und diese hatten ihr blutiges Amt vollzogen.

Der Kaiser, welcher vom Fenster der Burg aus die Häupter der Dreiundzwanzig fallen sah, erstaunte, wie sie so freudig und herzhaft in den Tod gingen. Ihre Unerschrockenheit und Todesverachtung wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Kreuzberg, der die Thür zum Rathsthurm aufgebauen, wurde zuerst, Hengesweib, der Sturm geläutet hatte, zuletzt enthauptet.

Die Köpfe wurden auf die Thürme der Stadtmauer gespießt, die Leichname auf dem Kirchhofe zu St. Elisabeth, da man vom Ringe in die Kirche geht, unter die großen viereckigen Steine begraben, damit alle Kirchgänger oft an sie denken und sie mit Füßen treten sollten. *)

Das Vermögen und alle Güter derer, welche sich vor Sigismund's Ankunft entfernt hatten, so wie der aus der Stadt und dem Lande Verwiesenen schenkte der

*) Diese Steine sind noch heutigen Tages zu sehen; nicht weit davon in der St. Materni-Kapelle hat man auch die zerhackte Rathsthüre eingesetzt.

Kaiſer der Stadt-Rentkammer. Vergebens jedoch forderte er die Stände von Ungarn und Böhmen auf, den Breslauern die Flüchtlinge zur Strafe mit Leib und Gut auszuliefern. In der Stadt Breslau aber wurde wegen des Aufruhrs den Handwerkern die Brüderſchaft und alle Morgenſprache unterſagt, ſo daß nur ſechs Perſonen zuſammen kommen durften, um wegen Handwerksſachen mit einander zu handeln. *)

Weil die Fleiſcher des Anflaufs Anheber und Vollbringer geweſen, ſo ſollte kein Fleiſcher innerhalb der Stadtmauer ein Haus mehr haben, ſondern in der Vorſtadt wohnen. Auch ſollten ſie nicht mehr ihr Vieh in der Stadt ſchlachten und endlich hieß es: ſoll zur ewigen Strafe kein Fleiſcher eine Waffe in ſeinem Hauſe haben, noch an ſeinem Leibe tragen, die ausgenommen, die er zu ſeinem Handwerk braucht; es ſey denn auf Befehl des Rathes und zum Schirme der Stadt.

Um die Zwietracht der Patrizier und Bürger aufzuheben, hatte Sigismund feſtgeſetzt, daß ein für alle-

*) Dieſe Strenge ward jedoch ſchon im folgenden Jahre gemildert, und auf vielfältiges und wiederholtes Bitten wurden den Zechen ihre Zuſammenkünfte wieder erlaubt, jedoch unter der Bedingung, daß jeder Zeche ein Beiſitzer durch den Rath zugeordnet würde, der ihre Händel und Rathſchläge zugleich mit anhörte.

mal funfzehn aus den patrizischen Geschlechtern und vier aus den Gemeinen in den Rath gewählt würden. Er bestätigte auch, indem er der Stadt eine sehr schmeichelhafte Lobrede hielt und sie die zweite Hauptstadt des böhmischen Reiches nannte, alle und jede Rechte und Privilegien, welche die Proconsuln und Bürger von den Königen in Böhmen und Herzogen in Schlesien, seinen Vorfahren, erhalten hatten und erneuerte zugleich ihre alten löblichen Gewohnheiten und Herkommen.

18.

Unter den vielen Fremden, welche damals nach Breslau gekommen waren, befanden sich auch Valentin und Marie, seit lange schon ein glückliches Paar. In Abgeschiedenheit und Stille hatten sie die Zeit bis jetzt verlebt, größtentheils mit der Pflege des armen Anton beschäftigt, der nur zum Theil von seiner schweren Wunde genesen war. Je mehr er äußerlich erstarkte, desto finsterer und schweigsamer wurde sein Trübsinn, der nur zuweilen durch die wilden Ausbrüche von Heftigkeit unterbrochen wurde. Ja, oft glaubten sie, erschreckt durch seine wirren, sonderbaren Aeußerungen, daß er wahnsinnig geworden sey.

Als Anton hörte, der Kaiser wolle nach Breslau, mehrte sich seine innere Angst und Unruhe, bis er endlich Valentin und Marie bat, sie möchten ihn nur fortziehen lassen und nur sein Schicksal nicht weiter Sorge tragen, er müsse nach Breslau, und solle es sein Leben kosten. Sie bemühten sich vergeblich, ihm diesen Gedanken auszureden; da jedoch Anton fest dabei verharrte, so wollten sie auch den, der ihnen wie ein Bruder theuer war, nicht verlassen; sie entschlossen sich, ihn zu begleiten. Auch Marie sehnte sich wohl heimlich, die Stadt wieder zu sehen, in der sie so glückliche Tage verlebt und so Schmerzliches erduldet hatte. Nur Valentin bereitete sich mit schwerem Herzen dazu, denn ihm ahnete Gefahr für Anton's krankhaften, unnatürlichen Zustand. Mit liebreicher Sorgfalt bewachten sie ihn in Breslau und verbargen ihm, so gut es anging, Alles, was die gefährliche Erinnerung seines Unglücks in ihm erwecken könnte.

Scheinbar theilnahmlos an den Vorgängen des Tages fügte sich Anton; aber am Tage der Hinrichtung der Dreiundzwanzig war er verschwunden. In größter Besorgniß harrten seiner Valentin und Marie von Stunde zu Stunde; endlich spät am Abend trat er in ihr Gemach.

Er warf sich schweigend in einen Sessel und blickte mit glühenden Augen starr vor sich hin. Sie erschra-

ten über ſein unheimliches Ausſehen und noch mehr, als er mit einmal heftig aufſprang und mit der Stimme des Entſetzens ausrief: „Was flattert da am Fenſter! ſeht Ihr's, ſeht Ihr's! Ein weißes Gewand — habt Ihr's geſehen? — das war Anna!“

Unwillkürlich richteten ſich ihre Blicke nach dem Fenſter, aber ſie ſahen nichts, es war draußen völlig dunkel.

„Er fällt! Er fällt!“ ſchrie Anton, „fort mit den Spießen! Blut! Blut! dafür ſollſt Du ſterben!“

Er rannte in höchſter Aufregung in dem Gemach auf und ab, und ſtürzte nach wenig Minuten erſchöpft und beſinnungslos zu Boden.

Sein inneres Leben war zerſtört, der heutige Tag hatte alles Feindſelige und Blutige der Vergangenheit in ihm heraufbeſchworen, den ſchlummernden Wahnſinn geweckt und wie mit einem Schlage gereift. Aber das furchtbare Leiden ſeiner Seele hatte auch ſeinen Körper überwältigt, es dröhnte und raſte in ſeinem Kopfe, die kaum vernarbte Wunde zitterte wie ein rother, verſengender Streifen auf ſeiner Stirn — nach zwei Tagen erwachte Anton, wie aus einem Traume, ſchon faßten die Seinigen neue Hoffnung, aber es waren nur wenige kurze Lichtblicke, die ſeiner Auflöſung vorangingen.

Schmerzlich betrübt, verließen Valentin und Marie die Stadt; der Tod des Freundes verleidete

ihnen jedes längere Verweilen, sie eilten wieder in die Abgeschiedenheit ihrer Liebe und ihres stillen Glückes.

Valentin, welcher in dem Heere des Kaisers wie unter den Hussiten leicht eine bedeutende Stellung hätte einnehmen können, schlug alle Anerbietungen aus, die ihm von beiden Seiten gemacht wurden. Er verachtete den Kaiser wegen seiner treulosen Wortbrüchigkeit, die er an Huß begangen, dessen Lehren und letzte Augenblicke in Valentin einen unverlöschbaren Eindruck zurückgelassen hatten. Aber den entsetzlichen Grausamkeiten der Hussiten sich anzuschließen, verschmähte er nicht minder; sein edles, begeistertes, aber nicht fanatisches Gemüth schauderte vor einem solchen Glaubenskampfe.

In Breslau kamen von dieser Zeit an wohl noch Tumulte des unruhigen Haufens vor, aber nie mehr Empörungen der Bürgerschaft gegen den Rath. Dieser behielt zwar das Stadtregiment, behandelte jedoch die Bürger mit großer Klugheit und Schonung, und zog auch bei sehr wichtigen Angelegenheiten die Zunft-Aeltesten mit zu Rathe.

So hatte Sigismund den Frieden in Breslau dauernd befestigt, aber die Hinrichtung der Schuldigen und ein schreckliches Nachspiel, von welchem die böhmischen Gesandten in Breslau Zeugen wurden, schürte das Feuer in Böhmen zur hellsten Flamme an.

Den funfzehnten März, also kaum über eine Woche nach der Vollstreckung jenes Urtheils, ward Johann Krasa, der Erste vom Senat der Prager Neustadt, zu Breslau mit Pferden über den Markt und durch die Stadt geschleift, von dem Scharfrichter auf den Holzstoß gesetzt und verbrannt. — In Geschäften nach Breslau gekommen, äußerte er hier seine Religionsmeinungen öffentlich. Er ward deshalb vor ein geistliches Gericht gezogen, und hier verurtheilte ihn der päpstliche Legat, nebst den übrigen Bischöfen, Prälaten, Doktoren und Magistern zum Tode. Der Kaiser bestätigte das Urtheil.

Kein Zureden, selbst da, als er schon auf dem Holzstoß saß, konnte Krasa zum Widerruf bewegen; er erduldete willig und gelassen alle Schmach und Verspottung, und starb freudig unter inbrünstigem Gebet für seine Feinde.

Hierauf erklärten die Hussiten Sigismund der böhmischen Krone verlustig, und mit bitterem Haß begann auf's Neue der Krieg, der mit allen Schrecken und Greueln der Rachsucht und des Fanatismus noch durch sechzehn Jahre wüthete.

Die

Royaliſten in der Vendee

im Jahre 1793.

Der Abend begann schon zu dunkeln, die Sonne war hinter die Spitzen ferner Gebirge gesunken, auf der einsamen Landstraße schritt ein alter Mann rüstig zu. Er war in einen weiten Mantel gehüllt und stützte sich auf einen tüchtigen Reisestab, wie er in so unruhigen Zeiten gegen den Angriff irgend eines Landstreichers nothwendig war.

Dichtes Gebüsch deckte die eine Seite der Straße; von einer Anhöhe zog es sich herab. Die andere Seite, zum Theil gelichtet, gab dem Auge eine freiere Aussicht; aber was war zu sehen! — Felder, zerstampft und durchwühlt, wüste Brandstätten, einzelne Mauerstücke, die das Feuer schwarz geleckt hatte, brannte, ver-

fehlte Balken, Schutt zerfallener Häuser. In dem Hintergrunde lag die kleine Stadt Montrert.

Als unser Wanderer noch eine gute Strecke davon entfernt war, ging er auf ein altes, finsteres Haus zu, welches an die Waldung stieß. Wie ein indianisches Blockhaus stand es in dem Gehölz. Ueber der Thür hing ein Schild, als Zeichen des Wirthshauses. Es hatte früher „zum guten König" geheißen; die Witterung hatte den guten König bedeutend gebleicht, sie hatten ihm eine grellrothe Mütze über die Krone aufgezwungen, mit einer dreifarbigen Kokarde — wunderlich sah die lange Perrücke dazu aus — den Scepter hatten sie zu einer Pike gemacht, nun hieß es „zum guten Bürger!"

Hier trat der alte Mann ein. In der Wirthsstube war Niemand, als ein Mädchen, welches spann. Dieses erwiederte den Gruß des Alten demüthig, aber schweigend.

Der Alte, hier völlig bekannt, öffnete eine zweite Thür und eine dritte, die in ein kleines Gemach führte. Sorgfältig verriegelte er den Eingang. Als er den weiten Mantel ablegte, welchen schlanken, kräftigen Körper hatte dieser Mantel bedeckt!

Verächtlich warf er den breiten Hut mit der Kokarde zur Erde, von dem Haupte riß er das weißliche

Haar und den großen struppigen Backenbart. Beinah ein Jüngling ging er aus der Hülle des Greises hervor; aber in seiner ganzen Erscheinung lag Etwas weit über sein Alter hinaus.

Seine regelmäßig schönen Züge hatte die Sonne gebräunt, Gefahr und Leidenschaft hatten ihnen tiefe Furchen eingeprägt, von dunkeln Locken war die hohe Stirn umschattet, deren oberer Theil die natürliche Feinheit und Weiße der Haut verrieth; aus tiefen Höhlen starrten versengend die schwarzen Augen, die Lippen wie zusammengepreßt.

Gewiß, es war ein schöner Mann, aber sein Antlitz trug so gewaltige Spuren des Erlebten, daß es grausenhaft war, wenn man sein fast noch jugendliches Alter bedachte.

So führten die großen Lebensbegebenheiten jener Tage eine schnelle Reife herbei, und griffen der Entwickelung der Natur vor. Kind, Mann, Weib und Greis in ihrer Bahn fortreißend. Sein Anstand, ein gewisses Selbstgefühl, welches in seinen Bewegungen sich aussprach, verriethen die Unabhängigkeit seiner früheren Jugend. Wohl nur zur Stütze mochte er des Reisestabes sich bedient haben, denn er war gut bewaffnet.

Er hatte kaum noch seine Enthüllung vollendet, als es leise an die Thür klopfte und eine weibliche Stimme

um Einlaß bat. Der junge Mann zögerte nicht, zu öffnen, denn er kannte die Stimme wie seine eigene.

Ein junges Mädchen stürzte herein, die Haare hingen aufgelöst über die unbedeckte Schulter; sie umfaßte seine Knie, ergriff seine widerstrebende Hand, aber als sie sprechen wollte, versagte ihr die Stimme. Endlich brach sie in heftiges Weinen aus. „Vicomte! Vicomte!“ rief sie leidenschaftlich.

Der Angeredete riß sich unsanft von ihr los und eilte, den Eingang zu verschließen. „Was willst Du, Louison?“ fragte er streng. „Ist es jetzt Zeit zu Weiberthränen?“

Louison hatte sich stolz empor gerichtet, in dem verzweiflungsvollen Blick ihrer schönen Augen lag Angst und Muth. „Wenn es mein Leben gälte, Vicomte, glaubst Du, ich würde die Knie eines Mannes umfassen? Heilige Jungfrau! — O Vicomte! wenn Du ein menschliches Herz hast, rette ihn, rette ihn! Hätte er sein Leben nicht zu jeder Stunde für Dich hingegeben? Jeder Tropfen seines Blutes stand zu Deinem Gebot. In drei Tagen ist er todt, ach! diese Unmenschen verschonen Keinen!“

Aufs Neue sank sie zu den Füßen des Vicomte, von dem Gedanken betäubt, den sie eben ausgesprochen hatte.

Der Vicomte hob sie auf. „Louisen“, sprach er beschwichtigend und die starre Nacht der eignen Züge mildernd, „beruhige Dich, arme Louisen, seinetwegen bin ich hier. Ewiger Gott! ich werde ihn retten, oder ich will Alle in ihrem eigenen Blute ertränken!“

Bei dieser grausenhaften Betheurung hielt er inne; nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Glaubst Du, Louison, ich würde einen so treuen Diener ruhig werden lassen, meinen Etienne, den ich wie einen Freund geliebt habe? — Ich bitte Dich, erzähle mir noch einmal die Geschichte seiner Gefangennehmung; ich hörte sie nur aus dem Munde jenes Knaben, den mir Dein Vater sandte, vielleicht ist mir ein Umstand entfallen, den ich zu unserm Vortheil benuzen könnte.

„Gnädiger Herr, als Ihr vor acht Tagen Etienne zu uns sandtet mit Aufträgen und Botschaften, wie glücklich war ich! Ich hätte einen so schrecklichen Ausgang nicht vermuthet. Alles ging gut. Am Tage hielten wir Etienne in dem großen Keller verborgen, dessen Ausgang in den Wald führt, so daß er im schlimmsten Falle sogleich entfliehen konnte. Nur zur Nachtzeit durfte er sich aus seinem Versteck zu uns herauf wagen. Endlich war Alles besorgt, und nun wollte Etienne zu Euch zurückkehren. Es war in der Morgendämmerung, weil wir gerade da am sichersten zu seyn glaubten. Ich hatte

ihn ein Stück Weges begleitet. Hand in Hand gingen wir sorglos auf der Landstraße; da hörten wir mit einem Male Tritte von Pferden, die auf uns zukamen. Schnell wollte ich Etienne in den Wald ziehen, denn ich scheute mich, zu so früher Stunde allein mit einem Manne erblickt zu werden; er aber weigerte sich und sprach: „Halte Dich still, Louisen, ich habe nichts Verdächtiges bei mir, warum sollten sie mich aufhalten?“ — Ich sprang in den Wald und verbarg mich hinter dichtem Gesträuch, doch so nah an der Landstraße, daß ich Alles sehen und hören konnte, was nun verging. Mich überfiel eine unaussprechliche Angst, aber ich hielt mich ruhig, daß Niemand meine Anwesenheit merken solle. Etienne zögerte ein wenig, um nicht weiter von mir als nöthig sich zu entfernen. Als die Reiter näher kamen, winkten sie ihm sogleich, er solle stehen bleiben. Es war eine Bürgerpatrouille aus der Stadt, nicht gerade von den Schlimmsten, aber selbst die Besten — heilige Jungfrau! was für Teufel sind es! Sie befragten Etienne, wer er sei, wohin er wolle. Ruhig beantwortete er ihre Fragen und sein sicheres, sorgloses Wesen schien ihnen so unverdächtig, daß sie schon im Begriff waren, ihn gehen zu lassen; da kam noch ein Mann langsam nachgeritten. Als er sah, wie die Leute einen Fremden umstellt hatten, beeilte er sich, heran zu kommen. „Was giebt es?“

ſchrie er. „Habt Ihr einen Feind der Republik, einen Verräther des Vaterlandes? Ueberall ſchießt dieſes Ungeziefer jetzt empor.“ — Man berichtete ihm. Etienne wiederholte ſeine Ausſagen. — „Und Ihr wolltet ihn geben laſſen?“ rief der blutdürſtige Robert.

„Halt, Mädchen!“ ſagte der Vicomte zitternd und kaum vernehmlich; „Robert ſagteſt Du, Robert?“

„Robert, über deſſen Haupt das Blut meines Etienne komme, Robert, der unmenſchliche Robert! — „Und den wolltet Ihr geben laſſen?“ ſchrie er; „ſoll die Republik verderben unter Eurer Nachläſſigkeit? — Was ſeyd Ihr? Seyd Ihr Bürger oder Freunde der Ariſtokraten? — Was haſt Du“, wandte er ſich finſter zu Etienne, „für die Republik ſchon gethan? Das iſt keine Zeit, wo man ruhig die Hände in den Schooß legt; wer nichts für die Republik gethan hat, iſt ſchon darum ein Verräther, denn ſein Blut und Leben iſt ihr Eigenthum.“ — „Ich habe“, entgegnete kek Etienne, „in der Champagne gegen die Preußen gefochten.“ — „Das iſt Etwas; aber weiter! — Glaubſt Du, man dürfe ruhen, wenn man einen Tag gearbeitet hat? Die Republik will mehr. Wie viel Verdächtige haſt Du angegeben, wie viele der Gerechtigkeit überliefert, welche die Freiheit der Bürger gefährdeten?“ — „Bei der Jungfrau Maria! ich that Alles, was in meinen Kräf-

ten ſtand!" — „Was ſprichſt Du da?" ſagte höhniſch der Ruchloſe. „Welche Betheurung!" — Biſt Du ein Pfaffe? Ich kenne nur eine Göttin, die Göttin der Vernunft; bald wird ganz Frankreich nur dieſe Eine verehren."

Eben beleuchtete ein Schimmer der Morgendämmerung das Geſicht Etienne's. Robert betrachtete ihn ſchärfer, er ſchien einen Augenblick nachzuſinnen — eine ſchreckliche Pauſe!

„Freund", ſprach er lächelnd, „Dein Geſicht iſt nicht ſo gänzlich fremd hier, als Du glauben magſt; ich müßte ſehr irren, oder wir ſind ſchon alte Bekannte. Warſt Du nicht früher in Dienſten des ſogenannten Vicomte von Montfort, eines Menſchen, der die eigene Mutter, die ihn ſäugte, ſein Vaterland, befeindet?" — „Ich weiß nicht, wen Du da meinſt, Bürger!" betheuerte Etienne; „haltet Ihr aber noch länger meinen Weg auf, ſo begeht Ihr eine Handlung, die Ihr nicht rechtfertigen könnt; denn das Geſetz ſichert den Vertheidiger der Republik." — „Deinen Weg, Burſche? Welchen Weg würdeſt Du wohl einſchlagen? Sollen zwei kräftige Arme mehr noch zu dem Schutze der Tyrannen dienen? — Fort mit ihm!" befahl er ſeinen Untergebenen; „er iſt verdächtig. Jede Nachſicht iſt Verrätherei an der Freiheit; keine Gnade, bis unſre Felder ariſtokratiſches Blut

nicht mehr trinken mögen!" — Sie führten ihn fort. Etienne war ruhig; denn jeder Widerstand wäre vergeblich gewesen. Als sie eine weite Strecke entfernt waren, raffte ich mich auf und stürzte nach Hause. Ich schickte sogleich einen Knaben, auf dessen Treue ich bauen darf, zu Euch. Gott! Vicomte, ist es denn möglich, könnt Ihr ihn retten? ist noch Hoffnung übrig?"

„Du siehst, ich habe nicht gezögert; ja, ich werde ihn retten, schon habe ich alle nöthigen Verkehrungen getroffen. Könnt' ich es mit dem eigenen Leben, glaubst Du, ich würde einen Augenblick anstehen? Aber die kühnste That muß mit der größten Vorsicht verbunden werden, sonst diese Rotte von Königsmördern unsern Plan, dann ist Etienne verloren. — Wo ist Dein Vater?"

„Mein Vater, gnädiger Herr, ist in der Stadt; er wollte Nachricht bringen, unmöglich kann er noch lange verweilen, denn er ist schon am Morgen weggegangen."

„Heute Nacht erwarte ich noch mehrere von meinen Freunden, Du kannst uns doch eine kurze Zeit verbergen, Louison?"

„Unbesorgt, Vicomte! Hier seyd Ihr ohne Gefahr, und wimmelte das Haus bis an das Dach von Jakobinern."

„Eine Stunde von hier sah ich eine Menge dieser Schufte vor einem Wirthshause sitzen," schändliche Toaste ausbringend, mit thörichten Prahlereien, denn der Rausch hatte ihnen Muth gemacht. Möge Gott ihnen die verruchten Kehlen zuschnüren! — Ich schlich behutsam auf einem Seitenpfade, so daß mich Keiner erblicken konnte. Wie hätten sie gejubelt, mich zu fangen! Sie können sobald noch nicht hier seyn, denn —."

Da klopfte das Mädchen aus der Wirthsstube herzu an die Thür. Louisen ging hinaus. Jene machte auf die Straße deutend, ihr durch Zeichen Etwas verständlich. Das arme Mädchen, es konnte nicht sprechen, es war stumm. — Vater und Mutter waren unter dem Beile der Guillotine gefallen, man hatte sie gezwungen bei der Hinrichtung zugegen zu seyn. Schon waren eine Menge Anderer ihren Eltern vorangegangen, da drückte sie in der entsetzlichsten Angst ihren Kopf zur Erde nieder; aber ein weibliches Wesen riß sie an den Haaren wild empor. „Sieh, Aristokratenbrut", schrie sie, das Blut von Verräthern!" — Einen Strahl sah die Unglückliche hoch aufspritzen, sie wollte schreien, aber der gewaltige grausenhafte Eindruck hatte sie gelähmt, sie war stumm! —

Als Louisen wieder herein trat, hatte der Vicomte schon Alles zusammen gerafft, was seine Anwesenheit

hätte verrathen können. „Sie kommen!“ flüſterte Bernard Louiſon; „ſchnell dort hinein!“

Sie drängte ihn in einen Verſchlag, der ſich in der Wand befand, und war beſchäftigt, eine Menge Sachen anzulehnen, welche dieſen verdecken ſollten. Sie hatte kaum Alles zurecht geſtellt, da überzeugte ſie ein rohes Poltern und Schreien, daß die Gefürchteten das Haus ſchon betraten. Sie eilte, in die Wirthsſtube zu gelangen, und zwang ſich, eine Ruhe zu erheucheln, die ihr klopfendes Herz ſo heftig widerſprach.

Es waren dieſelben, welche der Vicomte früher ſchon geſehen hatte. Ihr Anzug war ſchmutzig und zerriſſen, ihre Bewaffnung verſchieden. Einige von ihnen hatten Piken, Andere Säbel und Flinten; ſie hatten ſie geräuſchvoll neben ſich auf die Bänke geworfen.

Der Wein hatte ihre Geſichter aufgedunſen, ihre Blicke waren wild und lüderlich. Sie ſchrien laut durch einander, und ſtritten heftig, ohne die Erwiederung des Andern abzuwarten; allen Ariſtokraten ſchworen ſie die fürchterlichſten Martern, und ließen ſich und die Republik leben.

Nur Einer von ihnen ſchien die Aufregung ſeiner Gefährten nicht in gleichem Maaße zu theilen. Es war ein Mann tief in den Zwanzigen; Genuß und Begierde hatten ſein Geſicht gezeichnet, Ueberſättigung, Hohn und

Fanatismus sprach sein halbbedecktes Auge, dessen Brauen sich beständig zusammenzogen, und das ewige Lächeln seiner welken Lippen: es war Robert.

„Tochter der Republik!“ sprach er zu Louison, „warum säumst Du, ihre Söhne zu bedienen?“

„Als ich Deine Ankunft vernahm, Bürger, bin ich sogleich erschienen.“

„Komm, Mädchen, und setze Dich her zu mir!“ sagte Robert mit widerlicher Freundlichkeit.

Zitternd gehorchte Louison; denn sie wagte nicht, ihren Abscheu zu erkennen zu geben; galt es doch das Leben ihres Etienne! —

„Du bist ein gutes Kind“, sprach Robert lüstern, „eine gute Bürgerin; Du verdienst es nicht, in dieser Waldschenke Dein Leben einsam hinzubringen. Die Republik will es nicht. Wie alt bist Du, Mädchen?“

„Siebenzehn Jahr, Bürger!“

„Siebenzehn Jahr! Welch ein schönes, frisches Alter! — Was errötbest Du so! Schäme Dich nicht, daß Du erst siebenzehn Jahr alt bist, ich liebe dieses Alter. Weißt Du auch, daß ich Deinetwegen mit jenen braven Bürgern heut hier anachalten habe?“

Ein heftiger Schrei, welchen Louison ausstieß, unterbrach ihn; ein Betrunkener drohte eben das arme stumme Kind zu mißhandeln.

„Sieh, Bürger Robert", ſchrie er wüthend, „dieſe verdammte Brut will nicht antworten. Ich frage, wie ſie heißt, aber ſie ſchneidet Grimaſſen und höhnt mich!"

Das arme Mädchen rang flehend die Hände und ſuchte vergebens, ihm die Unmöglichkeit deutlich zu machen.

„Sprich, oder ich ſchlage Dir den verſtockten Kopf herunter!"

„Um Gotteswillen!" ſchrie Louiſen außer ſich, „ſie iſt ſtumm, ſie kann nicht reden!"

Robert beſänftigte den Aufgebrachten. „Laß ſie", ſprach er, „ich werde die Sache unterſuchen; iſt ſie verdächtig, ſoll ſie der Strafe des Verrathes nicht entgehen."

Aber Robert ſah auch, daß es die höchſte Zeit ſey, ſeine Leute nach Hauſe zu bringen, wenn ſie überhaupt noch die Stadt erreichen ſollten. Draußen war es ſchon ganz dunkel geworden.

Als ſie aufbrachen, zog Robert die widerſtrebende Louiſen an ſich heran und ſchlang ſeinen Arm frech um ihren Leib. „Bürgerin", ſprach er, „bereite Dich vor zu dem Glücke, welches die Republik Dir durch mich ertheilen wird. Es ſoll jede Deiner Erwartungen übertreffen, bald ſollſt Du mehr erfahren. In drei Tagen feiern wir das große Feſt der Republik: ſage Dei-

nem Vater, daß er Dich mitbringe, Dein Ausbleiben würde ihn und Dich verdächtigen."

Als sie fort waren und der Vicomte seiner Haft entlassen, sprach Louison ängstlich: „Ich begreife nicht, wo mein Vater bleibt; es wäre schrecklich, wenn sie ihn zurück behielten!"

Sie hatte kaum ihre Besorgniß geäußert, als der Besprochene erschien. Er begrüßte ehrerbietig den Vicomte.

„Diesmal", sagte er, „bin ich weit länger ausgeblieben, als ich wollte, und beinahe hätte ich noch einmal in die Stadt zurück wandern müssen, denn nicht weit von hier begegnete ich einem Haufen betrunkener Schurken, die wie Räuber mich anfielen, und nicht loslassen wollten, hätte nicht merkwürdiger Weise Robert, der unter ihnen war, mich selbst befreit."

Auf einen Wink des Vaters entfernte sich Louison.

Als sie allein waren, sprach der Wirth: „Ich wußte, daß ich Euch treffen würde, gnädiger Herr! Wahrhaftig, es geht gut, und Etienne wird hoffentlich noch lange seinen Kopf auf den Schultern tragen. Der Pater Clement bearbeitet die Gemüther, daß es eine Freude ist. Und Himmel, was ist der Bonchamp für ein prächtiger Kerl! Keinen Bessern hättet Ihr senden können, er spielt mit diesen Hunden von Jakobinern. Was

überredet er sie Alles! und selbst der argwöhnische mißtrauische Robert ist entzückt, und schenkt ihm volles Vertrauen. Er weiß Alles, hat Alles mitgemacht, und flucht so entsetzlich, daß einem Christenmenschen ordentlich ein Grauen überläuft; aber dieser Rotte ist das gerade recht, und sie schätzen ihn darum; wüßten sie nur, wie er sie Alle an der Nase herumführt! — Wenn man ihn hört, so sollte man schwören, er schlucke die Edelleute zum Frühstück lebendig hinunter. Ha, ha! dieser kleine mißgestaltete Kerl! Seine Kleidung muß er hinter einem Zaune aufgelesen haben, so schlecht und schmutzig ist sie, die Haare hängen ihm wild herab, und das kleine rothe Mützchen! — So klirrt er mit einem verrosteten alten Säbel, der so lang ist, wie er selbst, durch die Straßen. Ja, wahrhaftig, gnädiger Herr, dieser Beauchamp ist mehr werth, als dreißig bewaffnete Arme!"

„Du hast Recht!" entgegnete der Vicomte. „Es ist in der That ein seltener Mensch, mit einem wunderbaren Geiste begabt, den man bei seinem Aeußern schwer vermuthen sollte. Ich bin auf sonderbare Weise zu ihm gekommen. Als ich vor einiger Zeit mit mehreren meiner Freunde im Walde übernachten mußte, nannten wir uns ohne Scheu bei unsern Namen und besprachen die nächsten Maaßregeln, die wir zu treffen hatten, denn man verfolgte uns, und es lag Alles daran, daß die

Feinde auch nicht die mindeste Spur unserer Richtung auffanden. Da erblickte Einer von uns hinter einem Strauche ein menschliches Wesen; es war ein mißgestalteter Bettler: es war Bonchamp. Wir waren Anfangs in Verlegenheit, denn wir hatten uns völlig unbelauscht geglaubt. Ließen wir ihn laufen, so konnte er uns Alle verderben; ihn mitzunehmen, war schwierig, und was sollten wir dann mit ihm beginnen? Meine Freunde stimmten dafür, ihn aufzuhängen — was ist ein Menschenleben, und noch dazu ein solches, in einer Zeit wie der unsrigen! — Sie trafen auch sogleich alle Anstalten dazu. Als Bonchamp, der sehr entkräftet schien, ihre Absicht merkte, sprach er bittend, aber ruhig: „Ich sehe, Ihr wollt mich tödten, mich, der ich nie Euch das mindeste Leid zugefügt habe, denn ich erblicke Euch Alle heut zum ersten Male. Seit zwei Tagen habe ich nichts genossen, als einige Wurzeln, und die Müdigkeit hinderte mich, weiter zu gehen. Kann ich dafür, daß ich Euer Gespräch belauschte, war es mein Vorsatz? Aber nehmt mir nimmer ein Leben, welches für den, der von frühester Kindheit das Mitleid der Menschen erflehen mußte, wenig Werth haben kann." — Ich gestehe, diese Worte, aus dem Munde eines so armseligen, bettelhaften Geschöpfes, überraschten mich; eine so großartige Ruhe lag in seinem Wesen, man sah es.

der Tod hatte keine Schrecken für ihn. Leicht überredete ich meine Freunde, die einen gleichen Eindruck empfanden, ihm das Leben zu ſchenken. Dankbar wandte ſich jetzt der Bettler zu mir: „Ihr habt mir das Leben gerettet, Herr, das iſt zwar eben kein großes Geſchenk; aber dennoch ein ſchätzbares und doppelt werth aus der Hand eines Vornehmen, wie Ihr. Aber thut noch Eins, und nehmt mich mit, ſonſt muß ich hülflos in dieſem Walde verſchmachten. Seyd verſichert, ein ſo elendes Weſen ich ſcheinen mag, durch Treue und Ergebenheit werd' ich Euer Mitleid lohnen." — Auch dazu entſchloß ich mich; ich nahm ihn hinter mich aufs Pferd, verſorgte ihn ſpäter mit dem Nöthigen und ſo iſt er bei mir geblieben. Ich hatte nie Urſache, es zu bereuen; ſchon hat er unſrer Sache die allerwichtigſten Dienſte geleiſtet. Seine Ergebenheit für mich iſt außerordentlich; an Liſt, Gewandtheit, Muth kommt ihm faſt Keiner gleich. Ein glücklicher Zufall brachte uns Papiere in die Hände, welche Bonchamp als den Bürger Roſeimollie, einen eifrigen Jakobiner, ausweiſen, und ſo gebrauchte ich ihn zu dem ſchwierigen Unternehmen, ſich in ihre blutdürſtigen Gemüther einzuſchleichen. — Aber nun ſprich, wie ſteht es mit Etienne, was läßt uns Clement ſagen, wie weit iſt Bonchamp?" fragte jetzt haſtig der Vicomte.

Der Wirth erwiederte: „Wie ich Euch sagte, gnädiger Herr, so geht es gut. Clement, der bei Rocamge verborgen ist, begeistert die Gemüther der Treugesinnten durch gewaltige Reden. Täglich häuft sich die Anzahl derer, welche die unmenschliche Grausamkeit des Ausschusses reizt oder schon verletzte. Niemand ist sicher, der noch einen Kopf zu verlieren hat. Der leiseste Argwohn, der unbedeutendste Zufall reicht hin, Sohn, Vater, Mutter einer Familie zu entreißen. Die günstigen Nachrichten von den Fortschritten der Verbündeten und den Siegen der Vendeer, welche die Unsrigen mit neuer Zuversicht beleben, mehren ihren Blutdurst; denn in dem Schrecken, den sie um sich verbreiten, glauben sie eine letzte Rettung zu finden, und darum wächst seit kurzer Zeit die Menge der Opfer so furchtbar. Ihr Argwohn, ihr Mißtrauen übersteigt alle Grenzen; die That der Corday läßt sie Jeden fürchten, dessen Blick ihnen frei und muthig begegnet. Täglich erwartet man neue Nachrichten, neue Befehle aus Paris, um noch fürchterlicher zu wüthen. Robert gilt Alles unter ihnen, und der — Ihr kennt ihn ja, gnädiger Herr!“

„Ich kenne ihn!“ rief der Vicomte, „in wenig Tagen wird Robert auch mich kennen lernen!“

Der Wirth fuhr fort: „Nun haben sie da in Paris eine neue Regierung gemacht, diese Rebellen, diese Rö-

nigsmörder, die ſich, wilden Thieren gleich, ſelbſt unter einander zerreißen. Von der erwarten Robert und die Andern Außerordentliches. In drei Tagen werden ſie ein großes Feſt darum veranſtalten, dem Pöbel verſprechen ſie goldene Berge, Getränke und Lebensmittel in Ueberfluß, obwohl der Mangel groß iſt; ſie gedenken an jenem Tage ihn zu den wildeſten Ausſchweifungen zu verleiten und durch ihn mit einem Schlage alle Verdächtigen zu vernichten, die ſie, obſchon die kleinere Zahl, dennoch fürchten. Daher iſt jetzt wie eine Todtenſtille über die Stadt gekommen; denn die geſpannteſte Erwartung regt Alle auf, aber unterdrückt jede vorlaute Bewegung, die Treugeſinnten, deren Untergang gewiß iſt, kommen ſie dem Ausſchuß nicht zuvor; den Ausſchuß, der ein ſchauerliches Blutbad hofft. Nur der Pöbel jauchzt und lärmt in den Schenken und macht wenig Hehl, von weſſen Geld er zehrt und in welcher Hoffnung er lebt. Aber dieſe Ausbrüche bewegen auch eine Menge Schwankender, auf unſere Seite zu treten; denn wer kann an jenem Tage ſeines Lebens, ſeiner Habe gewiß ſeyn! — In größter Vorſicht kommen ſie zur Nacht in Kellern und unterirdiſchen Gewölben zuſammen, eine Menge Waffen, in deren Beſitz ſie ſind, haben ſie gleichfalls dort verborgen und halten ſich ſtill bereit zu dem, was da kommen muß. Schon ſollte der

Kopf des armen Etienne mit einer Menge anderer unter dem Beile der Guillotine fallen, aber der schlaue Bonchamp überredete sie eines Bessern. „Jeder Tag", sprach er, „ist werth, der Republik Opfer der Gerechtigkeit zu bringen; aber ein Tag, wie er bald, beleuchtet von den Strahlen der Sonne Frankreichs, erscheinen wird, verdient drei- und vierfache Opfer. Darum laßt uns drei Tage noch sparen und hungern, um an jenem Tage schweigen zu können. Dann wird alle Verrätherei ein um so größeres Entsetzen überfallen, jemehr sie einer schändlichen Hoffnung sich hingaben." — Alle jauchzten ihm Beifall zu, und man beschloß, mit der Hinrichtung der Gefangenen bis auf das Fest zu warten. Da sollten sie geopfert werden, und das besoldete Volk, entflammt durch den blutigen Anblick, anreizen, noch andere Köpfe zu fordern. Dies das Zeichen zu dem Untergange aller Guten. — Nun habt Ihr, gnädiger Herr, die ganze Lage der Dinge. Was ich Euch sagte, habe ich Alles so aus dem Munde des Paters und Bonchamps, und dieser läßt Euch fragen, was Ihr beschlossen habt. — „Bringe mir ja morgen Nachricht", sagte er beim Abschiede, „denn jeder Augenblick gilt ein Menschenleben."

„Und theilte Dir", sprach der Vicomte, „Bonchamp nicht seine eigenen Ansichten mit? Denn sein

Blick iſt ſo ſcharf als ruhig, und ich vertraue ihm unbedingt."

„Zum Theil nur, gnädiger Herr; denn er weiß nicht, wie weit Eure Anſtalten gediehen ſind."

Hierauf eröffnete der Wirth dem Vicomte den ungefähren Plan, welchen Bonchamp entworfen hatte. Er war ſo:

In der Nacht vor dem entſcheidenden Tage ſollte der Vicomte alle ihm zu Gebote Stehenden, deren Zahl er auf einige Hundert ſchätzte, in das Gehölz ziehen, welches faſt bis an die Thore der Stadt ſich erſtreckte. Geſpannt in der Erwartung des Feſtes werde man auf die Umgegend wenig, oder gar keine Achtſamkeit richten, und wenn auch, ſo könne der Wirth — der Wirth bejahte es — ihm Schlupfwinkel nachweiſen, eine ſo große Anzahl für einige Stunden ſicher unter zu bringen. Wenn nun die Gefangenen zum Richtplatz geführt würden, ſo werde ſchnell ein Bote ihn, den Vicomte, benachrichtigen, der dann mit aller Mannſchaft ſchleunigſt gegen die Stadt rücken ſolle; den Zug der Gefangenen werde er, Bonchamp, im Nothfall ſchon verweilen. Eilten ſie nun dem Feinde entgegen, dann würden auf ein gegebenes Zeichen alle königlich Geſinnten die verborgenen Waffen entblößen, die Gefangenen befreien und die Partei der Jakobiner im Rücken angreifen.

„Herrlich!“ rief lebhaft der Vicomte. „Das iſt ein Plan, eines ſolchen Kopfes würdig. Die Gefahr deſſelben darf uns nicht abſchrecken, er iſt der einzige der zur Entſcheidung führt. Gott! laß uns den Sieg, gieb mir Robert, und ich will ſterben!“

Sein dunkles Auge glänzte in Thränen; ſo ſtand er regungslos einige Minuten, ergriffen von Erinnerung und Zukunft.

Der Wirth wagte es nicht, dieſes Schweigen zu unterbrechen; er hatte ſich ehrfurchtsvoll zurückgezogen.

Endlich ſprach der Vicomte: „Staune nicht, daß Du Thränen in meinem Auge ſiehſt, es ſind die erſten ſeit Jahren. Der Gedanke, endlich Ruhe zu gewinnen, bewegte mich ſo freudig, und daß ich weinen kann, iſt eine glückliche Vorbedeutung. Glaube mir, alter Mann, was Du auch Leid und Gram erlebt haſt in dieſen Jahren in der langen Zeit Deines Lebens: nicht den kleinſten Theil wiegt es auf von dem, was meine jugendliche Bruſt trägt. Geh, beruhige Deine Tochter und habe Acht, wenn meine Leute kommen.“

Der Wirth entfernte ſich.

Die arme Louiſon! das Schickſal ihres Etienne, der ſchamloſe Robert, die Gefahren der nächſten Tage, was war nicht Alles, was ein ſo junges leidenſchaftliches Herz zu den heftigſten Schlägen bewegen mußte.

Und wenn der Vicomte ihr Hoffnung gab, schwankte denn nicht jeden Augenblick das fürchterliche Beil über dem Haupte ihres Geliebten? Konnte die Wuth des Pöbels nicht schon früher in den Gefängnissen morden, wie das so oft in jenen Zeiten geschehen war? — Da fühlte sie recht, wie schwach, wie unsicher jede irdische Stütze in dem Augenblicke der Angst um ein geliebtes Wesen ist, und durchdrungen von dem festen kindlichen Glauben an die Gnade der Gottheit, betete sie leise und innig von Grund ihres Herzens.

So überraschte sie der Vater. Er theilte ihr mit, was ihre Hoffnung beleben konnte, ohne ihr den Plan selbst zu enthüllen; aber er fand sie ruhiger, als er geglaubt hatte.

Sie klagte ihm das Benehmen Roberts und sprach ihre Angst aus, wenn sie zu dem Feste in die Stadt müßten. Für diesen Tag schien Robert in Betreff ihrer eine besondere Absicht zu hegen.

„Ich bitte Dich, mein Kind", sprach der Wirth, „gräme Dich nicht darüber, ja, daß es gerade so kommt, müssen wir der Vorsehung danken; denn ohne das wäre ich vielleicht, trotz meines Schildes, diesem Menschen schon verdächtig, und dann — wie stünd' es dann um die Rettung Etienne's, und was, meine arme Louison, sollte aus Dir werden? — Daß ich so ungehindert jetzt

mein Weſen treibe, und das Verſtändniß der Unſrigen mit dem Vicomte unterhalten kann, iſt nur ein Werk Roberts, und doch iſt gerade dieſer Robert ein ſchrecklicher Menſch, wie ich noch ſelten einen gekannt habe, blutdürſtig, grauſam, ausſchweifend und habſüchtig. Darum, ſollte er noch einmal zu uns herauskommen, um Himmelswillen ſey freundlich und zuvorkommend, thue Deinem Herzen Gewalt an, ſo ſchwer es Dir auch werden mag. Was an jenem Tage Robert beabſichtigt, weiß ich nicht, wenn ich es auch ahne; aber ſey verſichert, jene Täuſchung wird nicht lange Beſtand haben. Füge Dich alſo in den kurzen Zwang, der zu Deinem Glücke führt."

Es war um die Stunde der Mitternacht, dem heißen Tage war eine ſchwüle, drückende Nacht gefolgt, einzelne Regentropfen fielen zur Erde nieder, am Himmel hatte ſich eine dunkle Wolkenmaſſe zuſammen gezogen. Ein Sturmwind, der zu gleicher Zeit ſich erhob, jagte wirbelnd Berge von Staub in die Höhe, welche, ſchnell erregt, eben ſo ſchnell verſchwanden.

Da erhellte ein Blitz die Straße und den finſtern Wald. Bei ſeinem flüchtigen Scheine konnte man deutlich mehrere Männer erkennen, wie ſie mühſam aus dem Gehölz ſich hervor arbeiteten. Es mochten ihrer zehn bis zwölf ſeyn.

„Welch eine ſchreckliche Nacht!“ ſagte der Eine. „Wenn wir noch lange ſo umherirren, ſo wird kein gaſtliches Wetter ſich auf unſerm Rücken entladen. Ich bitt' Euch, gebt ja Acht, daß wir die Richtung nicht verfehlen; denn ſo wenig ich die Finſterniß auch liebe, mein Kopf ſoll nicht den Jakobinern als Laterne dienen.“

„Sey unbeſorgt“, entgegnete ein Anderer, „ich kenne dieſe Gegend genau, wir müſſen gleich an Ort und Stelle ſeyn.“

Ein zweiter Blitzſtrahl, welcher dicht vor ihnen niederfuhr, bewies die Richtigkeit ſeiner Vermuthung, denn ſie befanden ſich unweit von dem Hauſe des Wirthes. Aber es war auch gerade Zeit; denn nicht einzelne Tropfen fielen mehr herab, ſondern die Wolken entluden ſich in dicht ſtrömenden Güſſen.

Vorſichtig klopfte Einer an die Thür des Wirthshauſes.

Man mußte ihrer Ankunft ſchon gewärtig ſeyn; denn ohne Verzug ward ein kleiner Schieber zurückgezogen und eine männliche Stimme ſprach hinaus: „Wer da?“

„Es lebe der König!“ war die Antwort.

Da ward die Thür faſt geräuſchlos geöffnet und die Harrenden wurden von dem Wirthe eingelaſſen.

Bei dem dürftigen Schimmer einer kleinen Lampe sehen wir in einer Stube des Wirthshauses mehrere Männer bei einander sitzen, den Vicomte unter ihnen. Die Fenster in den Wald hinaus sind wohl verwahrt, daß kein Schimmer des Lichtes hindurch dringen kann.

Das nicht geräumige Zimmer, dasselbe, in dem wir früher den Vicomte erblickten, ist beinah voll von der Menge der Anwesenden. Getränke und Speisen sind reichlich aufgetischt.

Nun wollen wir die Angekommenen selbst betrachten. Nur wenig jugendliche Gesichter sind unter ihnen, die meisten rauh und bärtig, zeigen die Jahre des kräftigen Mannesalters. Wind und Wetter, Kampf und Mühsal haben jede glatte Spur der Jugend verwischt. Einige von ihnen scheinen höherm Standes und dem Vicomte gleich zu stehen, Andere mehr in untergeordneter Stellung. Alle sind so wohl bewaffnet, wie es Männer nur immer seyn können, denen Haß und nie ruhende Verfolgung eine stete Wachsamkeit gebieten.

Zwei unter ihnen zeichneten sich besonders aus. Einer von athletischer Gestalt, wild und kräftig; ein schwarzes Tuch bedeckte das eine Auge, welches ihm ein Pickenieß geraubt hatte. Der Andere, ein Jüngling mit edlen, einnehmenden Zügen, kampflustig und beseelt von dem Drange der Jugend. Es waren Vettern, die Mar

quis von Leron, und mit großer Liebe hingen ſie aneinander, obgleich ihr Aeußeres ſo wenig zuſammenſtimmte.

Der Aeltere ſprach: „Deine Nachrichten, Vicomte, ſind gut, wahrhaftig gut, aber auch wir haben gethan, was immer Menſchen im Stande ſind. Dreihundert Leute warten jederzeit unſrer Befehle, bereit, für Gott und König dieſen Rebellen die Köpfe abzuſchlagen, wackre Männer, rechtliche Unterthanen, die noch nicht von dem ſchändlichen Freiheitsſchwindel ergriffen ſind. Sie haben Waffen und Munition; nur drei Stunden von hier lagern ſie Alle in der verborgenen Schlucht eines Waldes. Mit Sehnſucht wünſchen ſie den Augenblick herbei, den Mord ihres Königs, die Verwüſtung ihres heimathlichen Bodens, den Raub ihres Eigenthums in dem Blute der Republikaner zu rächen. Wenn nun die Nachrichten aus der Stadt das Frühere noch beſtätigen, ſo mag morgen Nacht ihnen Einer von uns nähere Befehle überbringen, und wenn ein böſer Zufall uns nicht hinderlich iſt, ſollt' ich faſt glauben, unmöglich könne das Unternehmen mißlingen."

„Wollte Gott!" entgegnete der Vicomte. „Es iſt wohl Keiner unter uns, der nicht von ganzer Seele ſich dem gerechten Kampfe angeſchloſſen hätte, und was hält uns ſo feſt und treu zuſammen! die Gewalt des ge-

meinsamen Schicksals, welches unsrer warten, wenn wir feig und uneinig sind. Es ist wohl Keiner unter uns, der nicht ein theures Haupt in dem blutigen Strome der Revolution sinken sah, dem nicht Gewalt sein Hab' und Gut zerstört hat. So ist es nur ein Schmerz, der die Brust so Vieler belastet. Und wer noch nicht gefährdet in unsrer Mitte steht, Mord und Brand werden den Platz verwüsten, wo das Haus seiner Väter stand, das mit tausend lieblichen Erinnerungen an die Seele des Jünglings geknüpft ist! So ist es. — Soll der Mann hülflos sich in fremden Landen ein Grab suchen? Es giebt nur eine Heimath, es giebt nur ein Frankreich, ja, um das wollen wir kämpfen, so lange noch ein Tropfen Bluts in unsern Adern rinnt; dafür wollen wir sterben, können wir es nicht erkämpfen!"

Mit blitzenden Augen hatte der junge Leron der Rede des Vicomte gelauscht.

Als dieser geendet hatte, sprang er auf, umarmte ihn feurig, und rief: „Vicomte! das hast Du aus meiner Seele gesprochen. Ja, es giebt nur ein Frankreich; um dieses blühende, herrliche Frankreich wollen wir streiten auf Leben und Tod! Strafe mich Gott, wenn ich je untreu werde!"

Auch die älteren Männer überwältigte ein so glühender Enthusiasmus, wenn auch das Herz des Jüng-

lings eine Welt in sich verschließt, die kein anderes Gemüth noch zu empfinden vermag. Wie ein Moment der Weihe war es über Alle gekommen.

Nach einer Pause nahm ein Dritter das Wort: „Wenn man den Gang der Revolution betrachtet, ihr erstes Entstehen, ihr Fortschreiten, so ist es in der That unglaublich, wie kleine Hebel so ungeheure Massen bewegen konnten. Nehmen wir nur gleich den Anfang selbst. Gab es nicht eine Zeit, wo Jeder geglaubt hätte, es bedürfe nur einiger entschlossener Regimenter, alle Gährung zu unterdrücken? Vielleicht, daß es auch möglich war, aber eine zu große Sicherheit und wiederum eine zu große Besorgtheit ließen die Gewalt der Menge so schnell und furchtbar erwachsen. Die mehrmals verunglückte Flucht der königlichen Familie, die gleichwohl hätte bewerkstelligt werden können, war schon eine böse Vorbedeutung für Alles, was Ludwig später unternahm. Ja, wenn auch Mirabeau noch gelebt hätte, wer weiß denn, ob selbst er im Stande gewesen wäre, den Koloß aufzuhalten und die Bewegung zu zügeln. Nun durften fluchwürdige Jakobiner, befleckt mit dem Morde der Septembertage, nach dem Blute eines Königs, Ludwig wird ihr Opfer, aber diese That ist das Signal zum allgemeinen Kampfe und dieser Kampf wird ein doppelter. Fremde Heere bedrohen Frankreich und

ſind glücklich in ihren Erfolgen, ein anderer Theil der Nation ſtreitet um Leben und Freiheit mit dem eigenen Volke. Wer kann ſagen, wohin das endlich führen wird, wer kann dem Schutze der Ausländer vertrauen, die von anderen Intereſſen geleitet, als wir, abgeſchreckt vielleicht durch einige Verluſte, uns unſerm Schickſale überlaſſen? — Die Truppen des Konvents werden überall geſchlagen, er ſcheint vernichtet; aber wer kann das Glück an ſeine Waffen feſſeln? Kann nicht die größte Noth gerade ihnen außerordentliche Thaten und Männer erwecken? Und wenn wir endlich ſiegen, dann iſt Frankreich ein verheertes Land, großer Gott, unſer Vaterland! — Wann werden die Fluren, die von Blute ſtarren, dann wieder blühen?"

„Warum glaubſt Du durchaus das Schlimmſte?" nahm der ältere Leron das Wort. „Für jetzt bedürfen wir nur des Sieges, ich ſag' es Euch, nur des Sieges, was dann geſchieht und geſchehen muß, iſt Zeit zu bedenken, wenn wir wieder Herren unſers Eigenthums ſind. Und fordert Marat hunderttauſende von Köpfen, und Danton Millionen — und die unſrigen möcht' er wohl ſchwerlich ausnehmen — ſollen wir uns etwa ſcheuen, ihr Blut zu vergießen?"

„Wer kann noch jetzt an einem glücklichen Ausgange zweifeln", ſprach der junge Leron, „jetzt, wo die

königlichen Waffen überall ſiegreich ſind! Saumur, Mainz, Condé, Valenciennes, was wollt Ihr mehr?“

So war der größte Theil der Nacht verſtrichen, man fühlte eine Ermattung, welche die Aufregung ſie hatte vergeſſen laſſen.

Schon ſchien der Schlaf die Augen Aller übermannt zu haben, nur der Vicomte rief ihn vergebens herbei.

„Schläfſt Du?“ ſagte er zu dem jungen Leron, der an ſeiner Seite lag.

„Noch nicht, Vicomte!“

„Ich kann nicht ſchlafen“, ſprach dieſer, es rinnt wie Feuer durch meine Adern; nur eine Stunde möchte ich gewinnen, aber umſonſt; ich ringe wie ein Menſch, der nicht ſterben kann und doch im Todeskampfe liegt.“

„Welches grauenhafte Bild! Aber gut, wenn Du nicht ſchlafen kannſt, laß uns reden; ich bin es auch zufrieden, wenn ich weiß, daß es Dich ruhiger ſtimmen kann.“

„Ruhe, Ruhe! Welch ein Wort, Leron! Es giebt keine Ruhe, als den feſten Schlaf; aber welcher Schlaf iſt feſt, wenn fürchterliche Erinnerungen in ihm aufſteigen! Nur der Tod, das iſt ein feſter Schlaf, der einem Menſchen Ruhe gönnt.“

„Halt, Vicomte! Gedenkſt Du noch des Verſprechens, welches Du mir kürzlich gabſt? Ich erinnere Dich

jetzt daran; erzähle mir die traurigen Begebenheiten Deines Lebens, Du weißt, daß ich mit ganzer Seele Dein Freund bin, und daß Du den tiefen Schmerz Deiner Jugend keinem Unwürdigen anvertrauſt."

„Ich will es thun, Leron; ich will noch einmal jede Marter empfinden, um Dich die ganze Größe meines Unglücks fühlen zu laſſen. Sieh, Alle, welche der Schlaf hier rings um uns gefeſſelt hält, es ſind Männer, die ich achte, welchen gemeinſame Gefahr und Geſinnung mich innig verbunden hat; wir würden gegenſeitig unſer Leben für einander opfern, aber dennoch — ſie können mich nicht verſtehen; denn was ich fühle, iſt ihnen fremd geworden. Du allein kannſt es, Leron, Du ganz allein und wenn Du Alles erfahren haſt, dann ſprich, ob das Leben mir Ruhe geben kann!

Ich weiß wohl, daß mich das Gerücht grauſam und blutdürſtig ſchildert, aber glaube mir, oft eine Raſerei überfällt es mich zuweilen, deren ich nicht mächtig werden kann. Von Natur bin ich ſanft und weich. Ich habe nie als Knabe Spuren eines harten unmenſchlichen Gemüthes gezeigt; doch was ich erleben mußte, hat dieſes unnatürliche Gefühl in mir geboren.

Mein Stammſchloß an den Ufern des Allier iſt jetzt ein Haufe brandiger Trümmer, die Gegend umher verwüſtet, der Name Montfaucon gehaßt. Anders war es,

ehe noch die unglücklichen Finanzverhältniſſe Frankreichs und die Mißgriffe einzelner Machthaber alles Beſtehende in Verwirrung brachten und zerſtörten. Mein Vater, früher an dem Hofe Ludwig's XV., hatte ſich längſt, weil er die unwürdigen, ausſchweifenden Sitten des Hofes verachtete, zurückgezogen, und ſeine ganze Zeit widmete er der Erziehung ſeines einzigen Sohnes und dem Glücke ſeiner Unterthanen. Er theilte nicht die willkürlichen Bedrückungen, deren andere Reiche und Vornehme ſich ſchuldig machten, er war ſtreng, aber gut und gerecht. Er wies mich ſtets auf den ritterlichen Geiſt und die Thaten Einzelner hin, welche die Geſchichte uns aufbewahrt hat und gab ſo meinem Geiſte eine männliche Richtung. „Du biſt mein einziger Sohn", ſprach er oft, „dieſe ſcheinbare Ruhe Frankreichs täuſcht mich nicht, die Mißverhältniſſe alter und neuer Zeit, Willkür und Sittenloſigkeit haben allmählig eine große Kluft gebildet, und wenn ſich ſpäter oder früher ein Sturm erhebt, dann wird er Tauſende in dieſes Grab werfen, bis der Abgrund voll iſt von Leichen. Was nun auch kommen mag, ich bitte Dich, mein Sohn, beflecke nie durch eine unwürdige, übereilte That den reinen Spiegel Deiner Ahnen. Halte Dich fern, ſo lange als möglich, von der Leidenſchaft der Parteiungen; fühlſt

Du aber, daß Deine Zeit gekommen ist, dann sey ein Mann, ein Montfort!"

So sprach mein Vater lange noch vor dem ersten Ausbruch der Revolution.

Meine Mutter war frühzeitig gestorben. Einige Jahre nach ihrem Tode begab eine weitläuftige Anverwandte, eine Waise, sich in den Schutz meines Vaters. Sie hieß Clairon und war zwei Jahre jünger, als ich. Ich hatte meine Mutter zärtlich geliebt und trug nun dieses Gefühl auf Clairon über. Ich bildete mir ein, es sey dasselbe und ahnte nicht, daß es so ganz anders sich entwickeln müsse. Clairon, lebhaft und alleinstehend, schloß sich mit gleicher Innigkeit auch an mich an. Ihres lebendigen Geistes ungeachtet, war sie dennoch sanft und hatte ein tiefes sinnliches Gemüth. Ich hatte mich durch Jahre so gewöhnt, Clairon mich hinzugeben, und so natürlich war das Alles, daß ich selbst nicht wußte, wie diese Zuneigung Liebe und diese Liebe Leidenschaft geworden war. Ich wußte es darum nicht; denn ich hatte nie den Gedanken einer Trennung von Clairon erfaßt. Nach Vollendung meines zwanzigsten Jahres sollte ich reisen, und zwei volle Jahre auf Reisen zubringen. Schon früher hatte mein Vater mit mir darüber gesprochen und auch meine ganze Erziehung darauf hingeleitet, daß ich mit Nutzen reisen könnte. Nun

war der Augenblick nicht mehr fern, noch ein halbes Jahr lag dazwischen. Da ergriff mich mit einem Mal der Gedanke an die Trennung von Clairon mit ungeheurer Gewalt; jetzt fühlt' ich erst die ganze Größe meiner Zuneigung, wie sie heftig und leidenschaftlich mein Gemüth ergriffen hatte. Zwei Jahre, welche lange Zeit! Was konnte in diesen zwei Jahren Alles geschehen, konnte sich nicht ein Anderer in dieser Zeit die volle Liebe Clairon's erwerben, würde sie dann seine Hand ausschlagen um meinetwillen?! Das war es, was ich nie gedacht hatte und dennoch jetzt denken mußte. Ich hatte keine Ruhe, die Angst, Clairon je zu verlieren, trieb mich wie wahnsinnig umher. Endlich beschloß ich, meinem Vater Alles zu eröffnen. Ich hatte mir vorgenommen, mit der möglichsten Ruhe es ihm zu sagen; als es nun dazu kam, war zwar der Anfang meiner Rede gelassen, aber bald fühlte ich, wie die Gluth mich überfloß, und ich sprach so schnell, lebhaft und unklar, daß gewiß kein Anderer mich verstanden hätte. Aber mein Vater verstand mich dennoch; lächelnd entgegnete er: „Ich habe es lange geahnt und wollte nur Deinem eigenen Gefühle nicht vorgreifen, darum schwieg ich; Du kannst es Clairon selbst verkünden; aber zwei Jahre auf Reisen, vergiß es nicht, zwei Jahre auf Reisen!" fügte er streng hinzu.

Ich eilte zu Clairon; sie war bestürzt, als ich ihr Alles sagte, und es fehlte nicht viel, so hätte sie bitterlich geweint. Sie hatte nie an die Zukunft gedacht, das ganze Verhältniß war ihr so neu, so unerwartet, es machte sie ängstlich und verlegen, aber die innige Neigung zu mir und der Gedanke einer spätern Trennung ließen sie ihre Verlegenheit überwinden. Sie empfand, wie es so und nicht anders seyn könnte. Nun war ich glücklich, die Gewißheit gab mir Kraft und Ruhe, während jeder Zweifel mich elend gemacht hätte. Daß eine Trennung von zwei Jahren mich Clairon entfremden, oder ihr Bild in meinem Herzen verlöschen würde, war nicht zu fürchten. Was ich fühlte, fühlte ich mit dem ganzen Feuer meiner Jugend; aber es war nicht eine flüchtige, schnelle Aufregung meiner Sinne; denn ich liebte ja Clairon seit Jahren; diese Liebe war so ein Theil meiner Seele, meines Herzens geworden, daß mein ganzes Leben an diese herrliche Erinnerung geknüpft war. Es war die innigste Freundschaft in Gestalt der Jugend.

Verzeih, Leon, daß ich so lange bei jener Zeit verweilte, aber der Gedanke jener Tage wird noch der letzte meines Lebens seyn. Sie war so kurz jene Zeit und der Wechsel so schrecklich, daß ich fast schaudere, weiter zu gehen.

Einige Wochen vorher, ehe meine Reise festgesetzt war, trat eines Morgens mein Vater in das Zimmer, welches ich bewohnte, mit einem so ernsten Gesicht, daß ich gleich ein schlimmes Ereigniß ahnte.

„Mein Sohn", sprach er feierlich, „es sind Nachrichten eingelaufen, die Deine Abreise bis auf unbestimmte Zeit verzögern müssen."

„Was ist so plötzlich vorgefallen, theuerster Vater?" fragte ich bestürzt.

„Erinnere Dich, wie ich früher oft über den Zustand Frankreichs meine Besorgnisse aussprach. Die Zerrüttung der Finanzen, der unverzeihliche Leichtsinn einiger Minister, halbe gefährliche Maßregeln, allgemeine Ihrerung haben das Schrecklichste vorbereitet. Ich habe mich stets von Allem zurückgehalten, ich habe mich nicht in den Strudel der Parteien gestürzt; denn um Deinetwillen glaubte ich hier wirksamer zu seyn, während dort eine einzelne Stimme, wenn sie nicht einer Faktion das Zeichen zum Nachruf giebt, ungehört verschallt; noch gab es wohl Augenblicke, wo ich dennoch gegen meine Ueberzeugung hoffte, es könne noch einen ruhigen Ausgang gewinnen. Diese Aussicht ist nun ganz vernichtet und der Hof mag sehen, wie er am gefahrlosesten und unblutigsten selbst den Ausbruch des Gewitters leitet; aber der letzte Aufstand zu Paris läßt Alles fürchten. Das

Invalidenhaus haben sie geplündert, nachdem Flesselles, Prevot der Kaufmannschaft, sie vergebens mit Versprechungen hingehalten. 28,000 Gewehre, die in den Kellern versteckt waren, haben sie genommen, sich bewaffnet und am Eingange der Vorstädte Kanonen aufgefahren. Alles das geschah, weil man den Angriff der königlichen Truppen fürchtete. Endlich richtet sich der Argwohn der Menge gegen die Bastille. Alles stürzt hin mit Waffen in der Hand. Mit jedem Augenblick wächst der ungeheure Zulauf aus allen Theilen der Stadt und der Vorstädte. Der Gouverneur der Bastille, Delaunay, hat alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Da er sich weigert, die Festung zu übergeben, geschieht ein Angriff. Lange kämpft man mit unglaublicher Kühnheit, die Vertheidigung mehrt sich, vergebens ist jeder Versuch, Einhalt zu thun. Vier Stunden war die Bastille schon belagert, da kommt die französische Leibwache, die sich dem Volke verbunden, mit Kanonen. Nun ist jede Rettung vorbei. Delaunay, der die Festung in die Luft sprengen will, wird von der eigenen Besatzung abgehalten. Die weiße Fahne wird aufgesteckt. Als man ihnen das Leben versprecht, lassen sie die Brücke nieder; aber die wüthende Menge achtet nicht die Versprechungen Einzelner, sie entreißen ihrem Schutze den Gouverneur, einige Schweizer und Invaliden, und ermorden sie. Nun strömt ein un-

ermeßlicher Haufe nach dem Stadthause, wild und wü-
thet. Sieg! Sieg! Freiheit! iſt der allgemeine Ruf.
Auch der unglückliche Fleſſelles büßt den Verdacht des
Volkes mit dem Leben. Als dieſer Sturm vorüber, wer-
den zugleich alle Anſtalten getroffen, den gefürchteten An-
griff zu empfangen. Ganz Paris iſt unermüdet bei der
Befeſtigung der Stadt. Man ſchmiedet Picken, man
gießt Kugeln, das Steinpflaſter wird aufgeriſſen, jeder
Zugang verſchanzt, Alles eilt auf ſeine Poſten.

Du ſiehſt, mein Sohn, daß unter ſolchen Umſtän-
den Deine Reiſe nicht Statt finden kann. Jetzt, wo
wir jeden Augenblick das Unerhörteſte erwarten müſſen,
iſt es nicht rathſam, ſich von den Seinen weit und auf
lange zu entfernen. Dies iſt das erſte gewaltige Sig-
nal des Sturmes; doch man wird weiter gehen. Das
Volk, welches einmal Blut und Willkür gekoſtet hat,
begnügt ſich nicht mit dem Errungenen. Bald finden ſich
Viele, die ſeine Kraft benutzen und leiten. Das iſt kein
Aufſtand eines betrunkenen Pöbels, der ſich Ausſchwei-
fungen an den Gütern der Reichen erlaubt, es iſt der
Geiſt der Revolution, der ſich aller Gemüther bemäch-
tigt hat und ſie ausdauernd und unternehmend macht.
Von Paris wird er ſich in die Provinzen verbreiten, er
wird ganz Frankreich ergreifen und überwältigen. Gebe
Gott, daß meine Ahnung unwahr ſey! Aber es wäre

gleichfalls Thorheit, in so bewegten Zeiten einen Bund für das ganze Leben zu knüpfen, darum denke auch nicht etwa, Dich mit Clairon schon jetzt zu verbinden. Laß uns erwarten, was die nächsten Tage bringen werden."

So schmerzlich mir es auch war, dennoch mußte ich dabei mich beruhigen, und mein Vater hatte wohl Recht, so zu entscheiden.

Ich muß nun eines Menschen erwähnen, von dem ich schwieg, weil er bis dahin eine zu unbedeutende Rolle in meinem Leben spielte. Es war ein liederlicher Bursche, aus der benachbarten kleinen Stadt St. Georges gebürtig. Er hatte als Schreiber bei mehreren Advokaten gedient, aber wegen seines Hanges zu Ausschweifungen ward er von allen fortgejagt. Nun trieb er sich brodlos in der Welt umher, den Kopf voll schlechter Streiche und Projekte. Er hatte hier und da Einiges aufgegriffen, und bediente sich so hochtrabender, unverständlicher Redensarten, daß Leute, die nicht scharf genug sahen, seine Maske zu durchschauen, etwas Bedeutendes in ihm verborgen glaubten. Er mochte selbst durch lange Gewohnheit, sich zu verstellen, davon überzeugt seyn, denn sein Hochmuth war grenzenlos. Umsonst wollten seine Verwandte ihn zu einer ernsten Beschäftigung bewegen, es war unmöglich, er hielt nirgends aus, aber gleichwohl besaß er die Unverschämtheit, Allen zur Last

zu faſſen. Zuweilen trieb er ſich auf dem Lande herum, freite den Winkel-Advokaten und bettelte ſich bei den Gutsherren auf die kriechendſte Weiſe ein. Zu Allem hätte er ſich hergegeben, wenn es Gewinn verſprach. Das [illegible] ſchlechte und nutzloſe Subjekt war Robert. Auch zu uns kam dieſer Menſch oft, und quälte uns mit zudringlichen Bitten jeder Art. Oft bewilligten wir ihm Etwas, oft wieſen wir ihn ſtreng ab: aber mit unverſchämter Beharrlichkeit ward er nie müde wiederzukehren, und verſuchte, ſich in unſre Gunſt einzuſchleichen. Auf einmal blieb er weg und zufällig hörten wir, daß er nach Paris gegangen ſey; auch ſeine Verwandten wußten nichts Beſtimmtes über ihn, ſie mochten froh ſeyn, ihn auf einige Zeit los zu werden. Wir waren es auch, ohne uns weiter über ſein Fortgehn zu wundern. Eine geraume Zeit war verſtrichen, Clairen und ich gingen eines Tages in der Allee vor unſerm Schloſſe. Da ſahen wir einen Menſchen auf uns zukommen; als er näher kam, erkannten wir Robert. Er war beſſer gekleidet als früher, aber es ſchien ihm Alles ungewohnt, ſein Geſicht hatte einen eigenen Zug von kriechendem Hochmuth; halb brutal und halb verlegen zog er den Hut und eilte an uns vorüber.

„Was meinſt Du, Clairen", ſprach ich, „er ſcheint ſein Glück gemacht zu haben! Ich hätte nie geglaubt,

daß dieser liederliche Bursche je zu Etwas kommen würde. Doch wer kann wissen, welchen Reisenden er beraubt hat!" — „Wie kannst Du gar so Böses von ihm denken", meinte die gute Clairon; „er ist freilich ein schlechter Mensch, das aber traue ich ihm doch nicht zu." — Mit der Zurückkunft Roberts schien sich ein ganz anderer Geist in dem Städtchen und selbst unter den Landleuten zu regen. Robert hatte Geld mitgebracht, und ließ viel ausgeben; eine Menge liederlichen Gesindels, welches die Arbeit scheute, unterstützte er; man sah wohl, daß er irgend einen geheimen Plan verfolgte.

An allen öffentlichen Orten war er zu finden; wo er ging und stand, erzählte er von Paris, von den großen Unternehmungen der Nation, von der Verschwörung der Aristokratischgesinnten gegen die Freiheit. Eine Menge unnützer Herder und Gaffer, die ihn umstanden, wollten immer mehr wissen, da sprach er von der glückseligen Zukunft, welche nun über Frankreich aufgehen, von der allgemeinen Theilung der Güter, wo jede Noth, jede Theurung ein Ende haben werde. Wie der Adel seinen Rechten und Titeln habe entsagen müssen; aber das Alles sey lange nicht genug, es könne sich jeder freuen, in Frankreich geboren zu seyn. Dann zuckte Robert die Achsel, als sey die Zeit noch nicht gekommen, Alles zu sagen. Wenn sie aber weiter in ihn

drangen, sprach er feierlich: „Freunde, noch muß ich schweigen, bald soll auch Ihr in die großen Pläne der Nation eingeweiht werden, aber so viel sag' ich Euch nur, die Aristokraten sind es, die Reichen, welche der Verwirklichung eines allgemeinen Glückes im Wege stehen.“ Während er so ihre Habsucht lockte und nützliche Thätigkeit in Erwartung der Zukunft hemmte, reizte er die Gemüther durch die Erzählung aller Ausschweifungen und Grausamkeiten, welche die Pariser sich zu Schulden kommen ließen. Auch in den Schenken der Landleute verschmähte er es nicht, den Apostel der Freiheit zu spielen, und machte sie aufsässig gegen unsre Befehle. Zu jeder andern Zeit würde eine so schändliche Frechheit ihm schlechte Früchte gebracht haben, jetzt, großer Gott! durfte selbst mein Vater es nicht wagen, diesen Buben zu bestrafen. Wir mußten es ruhig mit ansehen, wie von Tage zu Tage die Gewalt aufrührerischer Gesinnungen deutlicher hervortrat. Der Atheismus, welchen Robert offen zur Schau trug, die verruchten gottesleugnerischen Ansichten, die er verbreitete, trugen das Ihrige dazu bei, Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu vermehren! So hatte sich Robert allmählig eine große Menge Anhänger erworben, die mit fanatischem Entzücken seinen Reden lauschten und bei nächster Gelegenheit seine Lehren noch zu übertreffen strebten. Freilich gab es auch ruhige

friedliebende Bürger, welche trotz der alten Dehnung anhingen, und mit Abscheu Robert und seine Genossen betrachteten; was aber können Einzelne gegen den Fanatismus des Pöbels, der, weil er Nichts zu verlieren hat, bei jedem Umsturz, jeder Gemeinthätigkeit zu gewinnen denkt!

Es war an einem schönen Maimorgen, Clairen war früh in den Garten gegangen, ich sah es und eilte ihr nach. Nur wenig Schritte noch von ihr entfernt, aber verdeckt durch einen dicht belaubten Gang, höre ich Robert's Stimme. Erstaunt schleich' ich leise heran eine starke Pause, die mich begleitete, festhaltend. So genau hat sich jener Morgen meinem Gedächtniß eingeprägt, daß ich im Stande bin, Dir Alles wörtlich mitzutheilen. „Staune nicht", sprach Robert, „mich zu so ungewohnter Stunde hier zu sehen: ich komme um Deines Glückes willen. Höre mich ruhig an", sagte er, da Clairen ihn unterbrechen wollte, „es ist eine Sache von Wichtigkeit. Unmöglich kannst Du so verblendet seyn, um nicht aus Allem wahrzunehmen, daß die Nation jedes alte verderbliche Vorurtheil haßt und vernichtet, daß sie an der gänzlichen Umgestaltung alles Bestehenden arbeitet. Frankreich will frei seyn, aber die Aristokraten, die Reichen stemmen sich dagegen, und darum müssen alle Aristokraten sterben, keine Rettung, nicht

Einer soll der Gerechtigkeit entgehen. Auch Dein Onkel und sein übermüthiger Sohn werden fallen, denn man kennt ihre Gesinnungen sehr wohl; selbst Dich, Clairon, würde Dein ehemaliger Stand verderben, aber ich rette Dich, Clairon, ich rette Dich, weil ich Dich liebe, gieb mir Deine Hand und Du sollst leben und glücklich seyn." — Er wollte Clairon umfassen, aber mit Abscheu stieß sie ihn zurück, und schrie entsetzt: „Fort, Wahnsinniger!" — Ich stürzte wie rasend hinzu, mit einer Gerte, die ich in der Hand trug, schlug ich ihn heftig in's Gesicht. „Fort, Unverschämter, den Augenblick, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" Er wischte sich das Blut aus dem Gesichte, zog ein Stilet und ging drohend auf mich los; aber auf einen Wink von mir sprang die Dogge an ihm hinauf, faßte ihn an der Brust und warf ihn zu Boden. Er verdrehte gräßlich die Augen, als er die Zähne des Hundes so nahe seiner Kehle sah, aber meine Absicht war nicht, ihm das Leben zu nehmen. Ich befreite ihn und sprach: „Geh, Schurke, und laß Dich nie wieder hier erblicken!" Als er ging, sagte er mit einem stechenden Blick auf mich und Clairon, die einer Ohnmacht nahe war: „Hoho, Excellenz, ich will Dir blutig das Fanggeld zurückzahlen."

Ich theilte sogleich meinem Vater das Geschehene mit. Er schien äußerst besorgt zu seyn. „Gebt Acht",

sprach er, „man hat es längst auf uns abgesehen, und das ist nur ein Zeichen, was wir in Kurzem zu erwarten haben. Hier ist für uns nicht länger Sicherheit; es ist gut, daß meine Ahnung mich die nöthigen Anstalten zum Theil schon treffen ließ, und dieser Vorfall befestigt noch meine Entschlüsse.

Einen großen Theil meines Vermögens hab' ich in Wechsel und Papiere umgesetzt, sie reichen hin, uns überall ein angemessenes sorgenloses Auskommen zu gewähren. Freilich müssen wir viel im Stiche lassen; ist es aber nicht besser, das Leben zu retten? Und zuletzt würde doch die Habsucht dieser Banden auch noch das Letzte uns entreißen; darum wollen wir froh seyn, uns und die Hälfte unsrer Habe zu gewinnen. Ich fürchte, man wird uns die ersten Tage jetzt um so schärfer beobachten, und obgleich unsre Sicherheit die größte Eile erfordert, müssen wir uns scheinbar für den Augenblick ruhig halten. Ist das vorüber, so reisest Du ganz in aller Stille zur Nacht nach Briende voraus. Niemand darf ahnen, daß Du fort bist. Den Tag darauf fahren wir ohne Gepäck und Leute — nur Etienne mag uns begleiten — Dir nach. Man wird glauben, es sey eine Spazierfahrt, und um jeden Verdacht zu entkräften, wenn man dennoch welchen schöpfte, magst Du unser Vermögen mit Dir führen. Von Briende eilen wir über Lyon in die Schweiz.

Hier lassen wir Alles, wie es steht und liegt, ohne die mindeste Aenderung zu treffen, die uns verrathen könnte. Sind wir glücklich in der Schweiz angelangt, dann soll auch Eurer Verbindung nichts mehr im Wege stehen. Wo wir unsern Aufenthalt nehmen, ist noch unbestimmt, es wird ja doch eine Zeit kommen, wo der Geist der Anarchie von diesen Fluren gebannt ist, und wir die theure Heimath wiedersehen dürfen."

So sprach mein Vater, und der Gedanke, so bald vielleicht mit Clairon vereinigt zu werden, ließ mich Alles überstanden wähnen und das Gefährliche unserer Lage vergessen. Einige Tage darauf hörten wir zu unserer nicht geringen Bestürzung, Robert sey Maire von St. Georges geworden. Weiß Gott, durch welche Mittel er es dahin gebracht und in wiefern seine Reise nach Paris ihm geholfen hatte; wir haben es nie recht erfahren können, aber genug, er war es. Jeden Augenblick mußten wir erwarten, zu welchen Ausschweifungen die Rachsucht ihn gegen uns verleiten würde. Wunderbar, es wurde ruhig! Aber eine solche Ruhe, der eines glühenden Vulkans gleich, täuschte uns nicht; nur um so eifriger sahen wir dem Moment unsrer Flucht entgegen. Endlich konnte sie bewerkstelligt werden, und so sorgsam war Alles eingerichtet, daß kein Mensch etwas ahnen konnte. Nur allein Etienne war eingeweiht,

und sollte Clairon und meinen Vater begleiten. Die Trennung, welche doch nur einige Stunden dauerte, fiel uns unglaublich schwer, als hätte jeder einen Blick in unsre nächste Zukunft gethan. Clairon weinte so heftig, daß wir Mühe hatten, sie zu beruhigen, und mein Vater, tief gerührt, schloß mich in seine Arme und sagte leise: „Gott helfe uns!"

Glücklich langte ich in Briende an und ordnete Alles zu unserer Weiterreise. Die Stunde, in der Clairon und mein Vater eintreffen sollten, war lange vorüber, sie kamen nicht. Jeder Augenblick steigerte meine Angst, meine Unruhe wuchs fürchterlich; nun müssen sie kommen! sprach ich jede Minute zu mir selbst; sie kamen nicht. Was ich ausgestanden habe in jener Nacht, kann nur der fühlen, welcher ein Gleiches erlebte. Als der Morgen kaum dämmerte, warf ich mich auf's Pferd und ritt die Straße, welche sie kommen mußten, um nach Briende zu gelangen. Schon von weitem gewahrte ich einen Menschen, der seine äußersten Kräfte anstrengte, schnell weiter zu eilen: es war Etienne, der treue Etienne! Das Gesicht beschmutzt und blutig, die Kleidung unordentlich und bestäubt; bei seinem Anblick wurden meine Befürchtungen zur Gewißheit. Er war erschöpft, todtmüde, und mußte eine kurze Zeit ruhen, eh' er im Stande war, mir Alles mitzutheilen. Wie sich Antwort

und Frage drängten, mit welcher Heftigkeit und Unruhe, kannst Du leicht denken.

An dem Morgen meiner Abreise erblickte mein Vater einen Trupp bewaffneter Leute auf das Schloß zukommen. „Etienne", sprach er besorgt, „ich sah da eine Menge Menschen, Gott weiß, in welcher Absicht sie kommen, suche eilig die Comtesse, sie soll sich retten, fort — mir ahnt nichts Gutes." Etienne eilte zu Clairon. Sie wollte meinen Vater nicht verlassen, wenn Gefahr ihm drohe, aber Etienne beschwor sie, um meinetwillen, keinen Augenblick zu zögern.

Er stellte ihr das Nutzlose, ja Gefährliche ihrer Anwesenheit vor, wenn Robert unter jenem Haufen sey. Sie entschloß sich zu fliehen. Etienne, bekannt mit der Gegend und den Gebirgswegen, wollte sie leiten und sicher nach Briende bringen. Ach, es war Alles schon zu spät. Als sie durch den Garten unbemerkt entkommen wollten, sah sie Robert, welcher mit noch Andern gerade auf sie zuschritt. Sie wurde bleich wie der Tod, als sie ihn erblickte und zitterte heftig. „Du wolltest doch nicht", sprach Robert lächelnd, „unserm Besuche ausweichen? — das würde in der That wenig Gastlichkeit verrathen. Aber sey nun so gut und begleite uns!" — Clairon war genöthigt, wieder umzukehren; auch Etienne ließ man nicht aus den Augen, er mußte

gleichfalls ihnen folgen. Der Schloßhof war schon besetzt, und in dem Zimmer meines Vaters eine Rotte wilder Jakobiner. Streng und muthig wandte sich mein Vater gegen Robert. „Was soll das heißen, Maire von St. Georges? Was bedeuten diese widerrechtlichen Feindseligkeiten? Warum sind alle diese Leute bewaffnet? Seyd Ihr im Lande des Feindes?"

„Ja!" entgegnete Robert finster, „wir sind im Lande eines Feindes, eines Verräthers. Montfort, ich verhafte Dich als einen Verschwornen gegen das Vaterland; die Beweise sind in unsern Händen und zeugen wider Dich."

Clairen schrie laut auf, als sie das Schreckliche hörte.

„Diese da", fuhr Robert fort, „ist zwar auch verdächtig; aber es wäre möglich, daß sie ihre Unschuld beweisen könnte; wir wollen sehen, bis dahin bleibt sie in unserm Gewahrsam." — „Wenn Du Beweise hast", sprach mein Vater, „so zeige sie, ich bin mir nicht bewußt, gegen mein Vaterland etwas unternommen zu haben."

Hierauf brachte Robert einen Brief hervor, den man, an meinen Vater gerichtet, wahrscheinlich aufgefangen hatte. Ein weitläuftiger Anverwandter, welcher ausgewandert war, bat ihn darin um eine Unterstützung.

Das waren also die Beweise, die man zu einem todeswürdigen Verbrechen stempelte; das wagte Robert gegen einen so ehrwürdigen Mann, wie meinen Vater! Mein Vater verschmähte es, sich zu vertheidigen; denn er sah wohl, man hatte längst die Absicht gefaßt, ihn zu verderben. „Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt", sprach er ruhig, „die Gewalt ist in Euren Händen." — Der größte Theil unserer Leute hatte sich bei dem Rahen von Bewaffneten geflüchtet, Wenige ausgenommen, bei denen schändliche Hoffnungen gleichfalls Wurzel geschlagen hatten; auf Hülfe war daher nicht zu rechnen. Jetzt erschienen Einige von Robert's Bande. „Vergebens", sagten sie, „haben wir jeden Winkel durchsucht, keine Spur, er ist nirgends zu finden."

„Wo ist Dein Sohn?" brüllte Robert. „Du sollst mit Deinem Kopfe für ihn haften, ich muß ihn haben, wehe Dir, wenn er entkommen ist!"

„Wo soll er seyn, wenn er nicht hier ist? Sucht ihn Euch selbst; soll ich die Schritte meines Sohnes bewachen?"

Robert war außer sich, daß ihm ein Opfer seiner Rache entflohen war. Wen hätte er lieber einen zehnfachen Tod sterben lassen, als mich! Nun offenbarte er die ganze Rohheit seines Gemüthes. Meinen Vater, meinen alten Vater banden sie fest mit Stricken; selbst

Clairon entging dieser unmenschlichen Behandlung nicht, als ob ein reißendes Thier und kein Weib diese Wilden gesäugt hätte. So wurden sie nach St. Georges getrieben; Robert führte den Zug. Eine Menge waren noch im Schlosse geblieben und plünderten dort gleich Räubern. Weniger hatte man auf Etienne Acht, den man der Aufsicht der Zurückgebliebenen überließ. Während die Habgier Aller Blicke von ihm abgezogen hatte, gelang es ihm, zu entfliehen. Eine Picke, die ihm Einer nachsandte, ritzte nur leicht sein Gesicht. Ohne zu rasten, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, ohne Nahrung, lief er den ganzen Tag und die Nacht, bis er mich kurz vor Brieude erreichte. Der treue Etienne! Es konnte ihm den Tod geben, so übermenschlich hatte er seine Kräfte angestrengt. Jetzt will derselbe Robert ihn in drei Tagen ermorden, fühlst Du, warum ich ihn retten muß, diesen Etienne? —

Als ich nun Alles gehört hatte, und die ganze Größe meines Unglücks übersah, war nur für einen Gedanken Raum in meiner Brust, für die Rettung meines Vaters und meiner Clairon.

Es war ein Glück, daß ich mit Geld so reichlich versehen war; ohne das hätten wir schwerlich etwas unternehmen können. Etienne schwur, jede Gefahr mit mir zu theilen. Wir verschafften uns eine Menge Klei-

dungsstücke, und wußten uns so umzugestalten, daß wir wohl glauben durften, Jedem durchaus unkenntlich zu seyn. Auch mit Lebensmitteln bepackten wir uns, so viel es anging, und nahmen nun unsern Aufenthalt unweit St. Georges in einer Schlucht des nahen Gebirges. Täglich wagte sich Etienne in die Stadt unter mancherlei Verkleidungen und täuschte stets den Argwohn der Jakobiner. Endlich gelang es ihm, durch Geschenke und mancherlei Versprechungen die Tochter des Gefangenwärters zu gewinnen, und so erfuhren wir Alles, was in Betreff meines Vaters und Clairon's vorging. Täglich marterte Robert die unglückliche Clairon mit den widerlichen Anträgen seiner Neigung. So nur sey er im Stande, ihr Leben zu retten, welches man heftig schon verlange. Prahlend sprach er, welche glänzenden Aussichten die Zukunft ihm eröffne. Das Alles solle Clairon theilen, wenn sie vernünftig sey; auf mich dürfe sie nie rechnen, ich sey so gut wie schon dem Tode anheimgefallen. Aber Clairon wies ihn mit Abscheu zurück, und ließ ihn deutlich ihre ganze Verachtung blicken. Dies steigerte die Wuth des Lasterhaften, dessen Sinnlichkeit immer heftiger aufgeregt wurde, zu einer fürchterlichen Höhe. Meinen Vater ließ man ruhig in seinem Kerker; sein Tod war so gewiß, daß man nur für irgend eine Gelegenheit ihn aufzusparen schien.

Jeannette, so hieß die Tochter des Gefangenwärters, nahm es über sich, Clairon und meinem Vater Nachrichten zu überbringen, nur Beiden allein verständlich; mehr aber wagte sie durchaus nicht aus Furcht vor Robert.

Du kannst Dir vorstellen, Leron, mit welcher Angst ich täglich Etienne erwartete. Es war zu deutlich, daß Robert das Schicksal der Gefangenen nur verzögerte, weil er Clairon noch zu gewinnen hoffte. Auch auf meinen Kopf war ein Preis gesetzt, und die Wuth des Pöbels hatte das Schloß meiner Ahnen geplündert und zerstört. Da rief eines Tages Etienne, als er mich von weitem erblickte, mir jauchzend entgegen: „Freut Euch, freut Euch, gnädiger Herr, es wird Alles gut werden!“ Ich war erstaunt, er mußte schnell meine Ungeduld befriedigen. Jeanette nämlich hatte nach und nach eine so leidenschaftliche Zuneigung für Etienne gefaßt, und dieser wußte es so trefflich zu benutzen, an die Rettung der Gefangenen seine Versprechungen knüpfend, daß ihm das Mädchen die Versicherung gab, die Flucht derselben binnen wenig Tagen zu bewerkstelligen. Wer je einen solchen Wechsel des Schmerzes und der Freude empfand, fühlt, welcher Taumel mich übermannte. Es war mir wie ein Traum, kaum, daß ich wirklich es glauben konnte nach solchen Augenblicken der Qual und

Todesangſt. Am folgenden Tage ſollte Etienne das Nähere erfahren. Es könne nicht fehlſchlagen, meinte Jeannette, wenn wir nur Geld beſäßen, um weiter fortzukommen. Gott ſey Dank! wir hatten es! —

In welcher Spannung erwartete ich Etienne das nächſte Mal. Aber als ich ihn ſah, wie er langſam einher ſchlich, faſt bewußtlos, die Augen ſtarr vor ſich hingerichtet, überfiel es mich plötzlich wie eine Lähmung, kaum beſaß ich noch Muth, ihn zu fragen: „Was iſt Dir, Etienne, um Gotteswillen, was bringſt Du?“ — „Ach!“ rief er mit dem Ausdrucke der tiefſten Verzweiflung, „es giebt nichts ſo Schreckliches, weſſen dieſe Menſchen nicht fähig ſind!“ — Ich fühlte, was in dieſen Worten lag.

Der Vicomte hielt einen Augenblick inne, er athmete heftig, ſtrich mit der Hand ein paar Mal über die Stirne, und fuhr fort: „Ja, es war geſchehen, dieſe Menſchen hatten eine ſo fürchterliche That begangen, daß man ihre Glieder zerſtücken möchte und den Thieren verwerfen. Robert, vergebens entflammt durch die Reize Clairons, hatte die Gefangenen endlich der Mordluſt ſeiner Banden preis gegeben. Zur Nacht war ein Haufe des niedrigſten Pöbels in das Gefängniß gedrungen, vergebens, daß man die Schlüſſel ihnen verweigerte, ſie ertrotzten ſie mit Gewalt und beriefen ſich auf Robert. Alles mordeten ſie ohne Unterſchied des Geſchlechts und

Alters, auch meinen Vater und Clairon! — Am andern Morgen zogen sie mit blutigen Händen und Beilen in der Stadt umher und rühmten sich ihrer Grausamkeit, Einzelnes von den Gefangenen vorzeigend. Kaltblütig sagte Robert, da ihm einige ihren Abscheu darüber bezeigten, es sey freilich nicht sein Befehl gewesen; aber Leuten, die ihr Leben und Blut dem Vaterlande geweiht, müsse man billig wohl das Blut einiger Verschworenen und Feinde opfern, sobald es zu ihrer Erholung diene.

Ich habe keine Worte, die Gewalt meiner Empfindungen zu beschreiben; ich hätte schreien und heulen mögen, aber die Stimme versagte mir; ich wollte sinnlos fortstürzen, Robert tödten, und das Joch eines verhaßten Lebens abschütteln. Etienne war es, der mich zurückhielt. „Was wollt Ihr?“ sprach er. „Wollt Ihr diesen Ungeheuern ein neues Fest bereiten? Sie würden Euch ergreifen, eh' Ihr zu Robert gelanget, sie würden jauchzen, ihre Hände mit Eurem Blute zu besudeln. — Aber laßt uns Clairon, laßt uns Euren Vater rächen; bis an das Grab wollen wir Robert verfolgen, wir wollen leben, um ihn sterben zu sehen!“ Das war ein Gedanke, der mich ganz ergriff, ja, Rache! Mein ganzes Gemüth war wie umgewandelt, es kam ein Blutdurst in meine Seele, den ich nie gekannt hatte; dennoch aber dauerte es einige Tage, eh' ich nur im Stande

war, irgend etwas zu unternehmen. In den Gebirgen konnten wir nicht bleiben, welchen Plan hätten wir verfolgen sollen? Auswandern, welche Befriedigung wäre mir das gewesen? Ich beschloß einen unermüdeten Vernichtungskampf gegen Robert und die Jakobiner; mein Geld sollte mir die nöthigen Mittel dazu liefern. Alle, die noch treu an Gott und dem König hingen, wollte ich aufregen und mir verbinden, jede Leidenschaft, jede Neigung des Einzelnen zu meinem großen Zwecke benutzen. Ich allein, was hätte ich ausgerichtet! Aber durch eben die Mittel, welche Jenen zum Siege geholfen hatten, wollte ich sie selbst verderben, durch den glühendsten Fanatismus. Ich wollte leben, um Rache zu nehmen, und sterben, weil ich das Leben haßte. Keine Mühsal, keine Gefahr war im Stande, mich abzuschrecken. Etienne war mein treuer Gefährte. So zogen wir umher, überall werbend und vernichtend. Wie oft schien unser Leben unwiderruflich verloren; aber ein günstiges Geschick rettete uns wunderbar in den Augenblicken der höchsten Gefahren. Ich habe treulich Wort gehalten. Diesen Republikanern ward mein Name ein Schrecken, ich kannte kein Erbarmen, wenn ich an Clairon und meinen Vater dachte. Ich verließ diese Gegenden nicht. ich hatte Robert beständig im Auge, aber ich war noch nicht stark genug, etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Er war mein Opfer, meinen Haß hatte die Zeit nicht abgestumpft. Dieses Gefühl wurde mit jedem Tage stärker und lebendiger, der Kampf, in dem ich beständig lebte, hielt es ewig wach. Robert hatte seine Macht so bedeutend vergrößert und so unumschränkte Befehle von Paris erhalten, daß dieser Mensch jeder Willkür freien Zügel ließ; seine Ausschweifungen überstiegen alles Maaß. — Wie immer schrecklicher der Gang der Revolution wurde, ist Dir bekannt; wie der Mord Ludwig's XVI. Europa zu unserem Gunsten entflammte, wie die treue Vendée sich erhob und der innere Krieg von Tage zu Tage zunahm. Da hörten wir, daß Robert für einige Zeit St. Georges verlasse und nach Montvert wolle, dessen Einwohner ihrer friedlichen Gesinnungen wegen zum Theil den Jakobinern verdächtig waren. Auch hier beschloß Robert, Tod und Schrecken zu verbreiten.

Eine Menge seiner Anhänger begleiteten ihn. Es gelang ihm nur zu gut, den Pöbel sich geneigt zu machen, und die Begüterten und Treuen in beständiger Furcht zu erhalten. Etienne erinnerte sich, daß ein weitläuftiger Verwandter seiner Mutter ein Wirthshaus unweit Montvert habe. Es ist derselbe Wirth, bei welchem wir uns jetzt befinden, und ein Mann, der mit ganzer Seele uns ergeben ist. Durch ihn knüpften wir

mit den königlich gesinnten Einwohnern der Stadt Verständniſſe an; denn die blutigen Scenen, die ſie täglich ſehen müſſen, haben ſie ſo empört, daß ſie lieber das Aeußerſte ertragen wollen, als noch länger dieſen Jammer. Dazu hängen ſie feſt an dem Glauben der Kirche und dieſe gotteslegneriſchen Reden ſind ein Greuel für ſie. — Wie wir Alle uns gefunden haben und zu dem gleichen Zwecke verbündet; wie es uns glückte, Leute zu ſammeln, die entſchloſſen ſind, ihr Leben gleichfalls daran zu ſetzen, das weißt Du Alles, und bedarf es weiter keiner Wiederholung. Die Gefangennahme Etienne's beſchleunigt nur die Entſcheidung. — Nun, Leron, kennſt Du das traurige Schickſal meines Lebens. Wenn Du es fühlen kannſt, welcher Liebe ich fähig war, wenn Du mein Freund biſt, bitte Gott um einen ſchnellen Tod für mich!" —

„O Du Armer, Armer!" ſprach der junge Leron auf's Tiefſte erſchüttert; ja, ich bitte Gott um Deinen Tod; aber Dein Andenken will ich als das Theuerſte in meiner Bruſt aufbewahren!"

An dem Tage vor dem republikaniſchen Feſte ſchienen die Straßen von Montvert wie ausgeſtorben. Man ſcheute ſich, einander zu begegnen und zu ſprechen. Jeder vermied es ängſtlich, Aufmerkſamkeit zu erregen. Der nächſte Tag erſt ſollte entſcheiden, bis dahin wollte

man durch nichts eine verderbliche Uebereilung herbeiführen. Darum hielt man sich still in den Häusern, selbst an den Fenstern kam selten ein Mensch zum Vorschein. Nur aus dem einen Hause der Straße St. Antoine schallte lebhaftes Geräusch. Es war ein Gasthaus, und der Clubb der Jakobiner hielt dort seine Sitzungen. Zwei Männer gingen starken Schrittes darauf los: es waren Robert und Bonchamp, oder Bürger Roseinville, für den er hier galt. „Diese Verräther", sprach Robert, „verkriechen sich, wie die Schnecken in ihre Schalen; aber es soll ihnen morgen nichts helfen, Alle müssen sie dran. Was meinst Du, Roseinville, haben wir nicht Alles gut vorbereitet? Es hat uns freilich viel gekostet; doch wir ersetzen es morgen zehnfach wieder."

„Keine Frage!" sagte Bonchamp, „ist ein Tag versöhnt sich aller Anstrengungen."

„Ja, und es kann uns fast Keiner entgehen; aber solltest Du glauben, daß mich auf Augenblicke dennoch der Gedanke überfällt, als würden wir Alle morgen einen schweren Tag haben. Kannst Du Träume deuten, Roseinville!" — „Laß hören", sprach dieser; „ein Traum ist oft eine seltsame Zusammenstellung des Erlebten und des Zukünftigen; aber schwer ist es, immer das Rechte, und was uns nutzen könnte, herauszufinden."

Robert erwiderte: „Mir träumte heute Nacht, ich stände auf dem Gipfel eines hohen Berges, und sehe die Sonne gerade vor mir aufgehen, aber es war nicht die Sonne, es war Blut, Alles Blut, und in dem furchtbaren Schein sah ich Gestalten, welche das Grab schon längst umschließt. Ich sehe sie deutlich vor mir, und weil mich der Schimmer blendet, stütze ich meine Hand auf einen kleinen verwachsenen Stamm. Mit einem Male bewegt sich dieser Stamm, ein grausenhaftes Menschenantlitz blickt aus ihm hervor, und grinzt mich an, wie ich die Hand ihm so gerade in's Gesicht drücke. Um meine Füße schlingen sich die Wurzeln des Stammes, wie Arme; sie tragen mich fort, ich bin wie gelähmt, und sie schleudern mich von dem hohen Gipfel des Berges. Darüber bin ich erwacht, sprich, was meinst Du, daß ein solcher Traum bedeutet?"

„Daß Du in diesen Tagen Blut siehst, und so manche, die da nicht mehr leben, ist natürlich; laß sehn, wie wir das Andere auslegen können! Der hohe Gipfel des Berges ist eine Leiter, Du stehst auf ihr und hast Dir einen Rausch getrunken. Du willst Dich halten; denn Du schwankst bedeutend, Du hältst Dich fest, aber woran? — An Deiner eigenen Nase."

„Halt!" sagte Robert, „Du schmeichelst eben nicht in Deinen Auslegungen."

„Ei was, im Traume hat wohl ein Mensch ein ganz andres Gesicht, und glaubst Du etwa, daß ein Betrunkener sehr liebenswürdig aussieht? Also Du greifst in Dein eigenes Gesicht, und wie Du mit dem Kopfe nun nach vorn Dich neigst, fällst Du die Leiter herunter; das ist sehr einleuchtend. Hüte Dich vor Rausch und Leitern!“ —

Sie waren in das Haus gelangt, in welchem der Klubb versammelt war. Welcher Unordnung, welcher Verwirrung traten sie entgegen! Eine Menge Leute saßen an verschiedenen Tischen, erhitzt, Einige halb berauscht; sie sprachen von dem morgenden Tage und Jeder prahlte, was er Alles thun würde. Dann erzählte man Unglaubliches aus dem frühern Leben, und bekräftigte es hoch und theuer. Sie suchten sich Alle in dem Verübten zu übertreffen. Da erschienen zwei zerlumpte Kerle. Mit einem allgemeinen Beifallsrufe wurden sie empfangen. „Was bringt Ihr Neues, Bürger? Habt Ihr für morgen Eure Sache gethan?“

„Sorgt nicht“, sprach der Eine, „Alle sind in Bereitschaft, eine Menge Schenken voll. Sie jubeln und trinken, wir geben ihnen gerade so viel, daß sie morgen nur wenig bedürfen. Später gehen wir wieder zu ihnen, und feuern sie an durch Versprechungen.“ — Der Andere sagte: „Ja, es fehlt uns nichts, als Geld, und das den-

ten wir morgen wohl herzufinden, wenn wir nur einmal im Suchen sind.“

„Ei!“ sprach Bonchamp, der seine Laune nicht unterdrücken konnte, „Du bist zu eitel, Bürger, Du wendest zu viel auf Deinen Anzug, Du willst gefallen, nimm mich zum Vorbild, was bedarf ich?“

Ob nun gleich Alle widerlich unordentlich und schmutzig gingen und Bonchamp vorzüglich, so erscholl doch ein allgemeines Gelächter des Beifalls; denn der Verspottete konnte seines liederlichen Aufzuges, seines häßlichen, versoffenen Gesichtes ungeachtet, eine gewisse Eitelkeit nicht verbergen. Er warf Bonchamp einen wüthenden Blick zu und fuhr fort: „Ja morgen wird es sich zeigen, wie man der Freiheit am besten nutze, ob durch zwei starke kräftige Arme oder durch unnütze Reden.“

„Was da!“ rief Robert, „wohin soll der Streit Euch führen? Ein Glas auf die Freiheit und den Tod der Reichen!“ — Alle stimmten ein.

„Wär's nicht gut“, sprach Bonchamp nach einer Weile, „wenn wir noch heute Nacht einen schlauen, verständigen Mann in das Gefängniß schickten? Er müßte den Gefangenen mit einer falschen Hoffnung schmeicheln, etwa, daß man sie begnadigen wolle, vielleicht, daß wir so Manches noch erführen, wenn es auf rechte Weise

angegriffen würde, so Manches, was die Stadt nahe angeht und selbst Einzelnen von großem Nutzen seyn könnte; denn bis jetzt sind sie verstockt gewesen, und Keiner hat etwas sagen wollen."

„Du hast nicht Unrecht", riefen Mehrere, „aber sie kennen uns zu gut, um an Gnade zu glauben."

„Versuch es nur, Roseinville", sagte Robert, den sein Traum noch immer nachdenklich machte. „Du bist gerade der Mann, welcher am Besten zu dergleichen sich eignet; es kann nichts schaden; denn sterben müssen sie doch und — ja man könnte wohl Manches erfahren, was Licht gäbe."

Bouchamp vergalt es Robert mit einer schmeichelhaften Gegenrede und versprach, wenn eine Möglichkeit sey, ihnen das Geheimste zu entreißen.

In einem kleinen engen Gemache lag ein Mensch auf einem Haufen Streh. Es war Nacht, aber wäre es auch nicht Nacht gewesen, in diese Höhle drang kein Strahl des Tages. Der Schlaf hatte seine Augen nicht geschlossen, er war noch wach, er überdachte sein ganzes Leben, seine Gefangenschaft, den nahen Tod. Er war dem Tode so oft kühn entgegengetreten, keine Gefahr machte ihn zittern, aber er fühlte, daß das Leben ihm dennoch werth sey, ja es hatte großen Werth um seiner Liebe willen, und wenn er männlich gefaßt war, denn jede

Hoffnung hatte er aufgegeben, so war ihm gleichwohl der Gedanke einer solchen Trennung ein schmerzlich betrübender. „Keinen Gruß, keinen Abschied in der letzten Stunde!“ sprach er leise vor sich hin. „O meine Louison, wie wirst du meinen Tod ertragen? Ich sehe dich, ich sehe den Vicomte, wie er schäumt und zittert. Gütiger Gott! gieb auch seiner Seele Frieden; ich war nur sein Diener, aber ich liebte ihn wie ein Bruder den andern!“

Ein Geräusch unterbrach ihn, das Schloß seiner Thür wurde geöffnet, abgelöst die eisernen Stangen, welche darüber lagen; ein Mann trat herein, und das schwache Licht einer Laterne warf einen matten Schein durch das finstere Gemach.

„Etienne!“ rief eine bekannte Stimme. Etienne fuhr auf, aber die sonderbare Tracht ließ ihn Bonchamp nicht gleich erkennen. „Du kennst mich nicht!“ sprach dieser.

„Ich Bonchamp!“, sagte freudig Etienne, „welche Kühnheit bringt Dich hierher? Was wagst Du, hast Du das Leben so überdrüssig?“

„Nicht so ganz, Freund, wie Du denkst“, erwiederte lächelnd Bonchamp. „Ich hoffe noch manchen Tag zu verleben, auch Du sollst leben!“ Bonchamp theilte ihm Alles mit, was zu seiner Rettung entworfen war. — „Soll ich wirklich leben, ist es möglich!“ rief Etienne.

„Ich war gefaßt zu sterben, nun soll ich hoffen und leben!“

„Sey unbesorgt, sie werden Dich zum Richtplatz schleppen, der Pöbel wird Eurem Tode entgegenjauchzen, mit Gier werden sie das blutige Schauspiel herbei sehnen, vor Euren Augen wird das Beil der Guillotine blinken; aber sey ruhig, Etienne, Ihr werdet nicht sterben, Ihr werdet nicht als Opfer dieser Ungeheuer fallen.“

„Du treuer, treuer Bonchamp, Du hast um meinetwillen Dein Leben gewagt, um meinetwillen in ihre Hände Dich gegeben; was hab ich je gethan um Dich, womit so große Dienste mir erworben, wie kann ich es Dir je vergelten?“

„Still! still!“ sagte Bonchamp, und wendete sich ab; denn seine Augen waren voll Wasser und er schämte sich, daß ein Mensch, wie er, weine.

Als er Etienne wieder anblickte, trugen seine Züge einen schmerzlichen Ausdruck. „Sieh“, sprach er, „uns umschließen diese dicken Mauern, kein Schall durchdringt sie, kein menschliches Ohr hört uns. Sieh mich an, Etienne, sieh mich genau an, ich bin mißgestaltet, mein Gesicht ist häßlich und abstoßend, ein so widriges Gepräge hat mir die Natur gegeben, daß selbst mich fliehen möchte, müßt' ich täglich mich erblicken: und dennoch hab' ich ein Herz, glühend und voll Liebe für die

Menſchheit. Sie haben mich verachtet, wie einen Auswurf der Natur gemieden, minder geſchätzt als ein Thier; und war ich denn nicht auch ein Menſch, und habe ſie geliebt und hätte mein Leben geopfert für ein freundliches herzliches Wort? Du fühlſt nicht, Etienne, was es heißt, bei einem ſolchen Aeußern an den Menſchen mit Liebe zu hängen. Was iſt Mitleid! Ich will kein Mitleid, es iſt der Deckmantel des Stolzes. Ja, es gab auch Augenblicke, wo ich Alle eben ſo glühend haßte; aber es war doch nicht ſo, mein Haß war nicht von Dauer. Höre die Geſchichte meiner Jugend, damit Du weißt, weſſen die Menſchen fähig ſind gegen ein Weſen meiner Art.

Meine Eltern waren vermögend, ich hatte ſie Beide frühzeitig verloren und befand mich ganz in der Gewalt weitläuftiger Verwandten, die meine Erziehung leiten ſollten. Sie hatten nicht unbedeutenden Gewinn davon; aber ſie haßten mich, ich war ein Greuel in ihren Augen, ſie legten es darauf an, mich zu verderben; ja hätte ſich mein Geiſt nicht gewaltſam eine Bahn gebrochen, meine Verſtandesſchwäche würde jeden Begriff überſteigen, ſo planmäßig leiteten ſie meine Erziehung. Wenn ſie von mir ſprachen, ſchilderten ſie mich als ein dummes, tückiſches Ungeheuer, welches im Stande ſey, in der Wuth ſeiner Bosheit ſeinen Nächſten zu vergiften.

Dieſer Meinung wußten ſie bald allgemeinen Glauben zu verſchaffen; ich hab' es ruhig ertragen müſſen; denn meine Freiheit war ſo beſchränkt, daß nichts ohne ihr Wiſſen geſchehen durfte! Je älter ich wurde, deſto mehr wuchs ihr Neid, ihr Groll, wenn ſie daran dachten, daß eine Zeit komme, wo jeder Gewinn ihnen entriſſen werde, wo ich ſelbſt mein Vermögen verwalten ſolle. Ich, der Häßliche, Widerwärtige, ein reicher Mann, das war nicht zu ertragen! — Nur ein Weſen gab es, das dieſen Unmenſchen nicht gleich war, ein armes Mädchen, welches von ihrer Gnade lebte, und es täglich hören mußte. Je härter, grauſamer die Behandlung war, die ich erlitt; deſto inniger und ſanfter ſchloß das liebe Kind ſich mir an, und ihre Theilnahme war das Einzige, was das Leben mich ertragen ließ. Es war ein Gedanke, der mich glücklich machte, daß ein Geſchöpf lebte und ein ſo liebes, gutes, welches den Menſchen in mir erkannte. Ich wollte das nie, nie vergeſſen! — Aber ich ſollte nicht lange dieſen Troſt genießen. Meine Verwandten bemerkten es, ſie geriethen in außerordentlichen Zorn; was mußte die Arme unter ihrer Rohheit leiden! Sie entfernten ſie augenblicklich, gaben ihr eine kleine Summe Geldes, und bedrohten ſie mit allem Möglichen, wenn ſie ſich je noch würde in dieſer Gegend ſehen laſſen. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Das war

der erſte ungeheure Schmerz meines Lebens, ich verfiel in eine Art Stumpfſinn; da wurden plötzlich meine Verwandte freundlicher gegen mich. Es war eine falſche, ſchändliche Freundlichkeit, ſie brüteten über irgend einem Plan, ich merkt' es wohl, aber Alles war mir gleich geworden. Noch iſt es mir wie heute, ſo lebendig ſteht jene Zeit vor meinen Augen. Als ich eines Morgens erwache, bin ich allein in einer fremden Stube, an den Fenſtern ſind Gitter, die Thür iſt verſchloſſen — weißt Du, wo ich war?" ſagte Bonchamp mit erhöhter Stimme und ſein Auge zuckte furchtbar. „Ich war im Irrenhauſe. Gott, vergieb es ihnen, was ſie an mir gethan haben! — Um mein Vermögen zu behalten, hatten ſie mich für wahnſinnig ausgegeben. Alles begünſtigte ihr unmenſchliches Vorhaben. Es fehlte nicht viel, ſo wär' ich es wirklich geworden. Mein Stumpfſinn hatte ſich in Raſerei verwandelt, ich riß an den Stäben der Gitter, daß das Blut an meinen Händen herablief; ich wollte mir den Kopf an der Wand zerſchmettern, meine Wächter banden mich; dieſe Leute hatten keine Ahnung, was mich hierher gebracht hatte. Vielleicht hofften auch meine Verwandte, es werde mich wirklich zum Wahnſinn treiben; aber die Kraft meines Geiſtes, der Strahl des ewigen Lichtes in meiner Bruſt überwand das Grauenhafte meiner Lage: ich ward ruhig. Die tiefe, durch

nichts unterbrochene Einsamkeit gab mir Gelegenheit, mich selbst zu prüfen und über das Kleinste meines Lebens nachzudenken. Die göttlichen Lehren, die in frühester Kindheit meinem Gemüthe eingeprägt waren, traten lebendig vor meine Seele, und gaben mir Kraft, selbst meinen Feinden zu verzeihen. Ja vielleicht ist gerade jene Zeit die wohlthätigste meines Lebens gewesen: denn mein Geist gewann einen Gleichmuth, ein Vertrauen, welches mich oft in spätern traurigen Lagen meines Lebens aufrecht erhielt. Ich hatte mich schon in mein Schicksal ergeben, man behandelte mich besser und versagte mir selbst manche Zerstreuung nicht; nur durft' ich nie behaupten, daß ich vernünftig sey, und als ich es einst dem Vorsteher der Anstalt darthun wollte, lächelte er ganz sonderbar, und entfernte sich. Wohl möglich, daß er bestochen war und um das Ganze wußte. Da zeigte sich eines Tages durch die Nachlässigkeit der Wächter eine günstige Gelegenheit, zu entfliehen. Natürlich benutzte ich sie. Welches Gefühl empfand ich, als ich frei war, als ich den weiten blauen Himmel sah, als grüne Wälder mir in der Ferne winkten! Die Freiheit ist das Schönste, Herrlichste des Menschen; warum sollte sie nicht auch ein Unglücklicher, ein Bettler fühlen! In jenem Augenblicke glaubte ich reich und glücklich zu seyn. Was sollt' ich nun beginnen? die Gerechtigkeit gegen

meine Verwandten anflehen? Ich, der Arme, Elende; ſie vermögend, angeſehen, jeder Handlung fähig! — Was durft' ich erwarten? Glaube mir, Etienne, auch jene Zeiten waren nicht die des Rechtes; der Mächtige konnte Alles. Ich war genügſam mit dem Leben und der Freiheit, und beſchloß, mich ſo weit zu entfernen, daß nie die mindeſte Spur ſie auf's Neue gegen mich aufregen könne. Immer ſchwebte ich in Furcht, man könne mich verfolgen und einholen; aber es geſchah nicht. Ich habe mühſam und kümmerlich mich durch die Welt geſchlagen, oft begünſtigt von einem flüchtigen Schein des Glückes, oft verlaſſen und dem Hungertode nahe. Nützliche Kenntniſſe ſo erwerben hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mein Ausſehen ſchreckte die Meiſten zurück, aber die natürliche Gewandtheit und Fähigkeit meines Geiſtes half mir fort, und unter ſo wechſelnden Verhältniſſen ſchärfte ſich mein Blick. So war ich ganz ein Spiel des launenhaften Geſchickes, bis der Vicomte mich fand, — das Uebrige iſt Dir bekannt. Vor längerer Zeit erfuhr ich zufällig, mein Hab' und Gut iſt nicht ein Stein des Glückes für meine Verwandten geweſen; ſie wurden um eben dieſes Reichthums willen in den erſten Ausbrüchen der Revolution ermordet. So lenkt Gott jeden Schmerz, jeden Jammer des Lebens; aber die Fäden der Vorſehung ſind den Augen der Menſchen nicht ſichtbar."

In derſelben Nacht, während man in den Schenken einiger Straßen bis ſpät trank und lärmte, war bei dem Bürger Recange gleichfalls ein lebendiges Treiben. Wer aber vor dem Hauſe vorbeiging, der gewahrte davon nichts; vielmehr hätte er glauben müſſen, Alles liege im tiefſten Schlafe, denn es war finſter und ſtill. Eine Menge Menſchen waren dort verſammelt. Da erblickten wir einen Mann, ſein ganzes Aeußere, ſeine Haltung, ſein Weſen, Alles verkündet einen Geiſtlichen; es war der Pater Clement, ein Prieſter, welcher den Eid nicht hatte ſchwören wollen, und hier ſich vor den Verfolgungen der Republikaner barg. Tiefer Ernſt, oft ein minutenlanges Schweigen herrſchte in der Verſammlung. „Schon um der Ehre Gottes willen“, ſprach Clement, „ſollte keiner dieſer Meuterer am Leben bleiben. Heiliger Franziskus! Haben ſie nicht ärger gewüthet, als Ketzer und Heiden? Mit ihren räuberiſchen Händen haben ſie es gewagt, die Güter der Kirche anzutaſten, und gleich Weltlichem zu veräußern. Unerhört! die Diener der Kirche haben ſie zu Dienern der Revolution gemacht: in welchem Lande ſollte man zu leben glauben? Aber der Mord des allerchriſtlichſten Königs ſetzt ihren Schandthaten die Krone auf; darum wird Gott ſie ſtrafen und in unſre Hände geben!“

„Wir", nahm Recange das Wort, „sind Alle so fest entschlossen, wie es Männer nur immer seyn können. Selbst der Friedfertigste, Kurzsichtigste muß ja doch einsehen, daß jede Zögerung, jede Muthlosigkeit unser Verderben ist. Jetzt werden sie uns einzeln; gut! mögen sie uns morgen Alle vernichten, dann ist die tägliche Angst des drohenden Todes überstanden. Aber wenn das Glück männlichem Muthe und den Waffen des Rechts beisteht, dann haben wir nicht allein unser Leben gerettet, wir haben es denen gerettet, die uns theurer sind, als das eigne Leben, und, was auch nicht zu verachten ist, vor ihrer Habsucht Geld und Gut bewahrt. Dies Alles ist so klar, daß gar kein Zweifel aufkommen kann; darum gehen wir muthig dem Moniteur entgegen, der, wie immer der Würfel fallen mag, uns vor gesetzloser Sclaverei bewahren wird. Meint es Einer von uns anders, der spreche aber suche noch morgen vor Tage, wiewohl dies schwer ist, zu entfliehen und sein Haupt auf kurze Zeit zu retten."

„Behüt' uns Gott! nie! nie!" hieß es von allen Seiten. „Du hast ein wahres Wort gesprochen, Recange. Wessen Kopf ist so sinnlos, das nicht zu begreifen! Was hilft es, stündlich sich zu ängstigen, um dennoch ihr Opfer zu werden?"

„Und warum sollten wir nicht siegen?“ sprach der Eine. „Ist denn nicht Alles wohl berechnet?“

„Und sind denn“, rief ein Anderer, „dreihundert Männer unter tüchtiger Leitung nichts?“

So sprach man von dem nächsten Tage. Einige ruhig, Andere aufgeregter; daß aber keine andere Wahl übrig sey, diese Ueberzeugung war in Allen fest geworden.

Montmartre wimmelte von einer Menge Menschen, die sich in dem buntesten Gewühle drängten. Aus allen Straßen strömte man dem Ringe zu. Dort waren eine Menge feierlicher Vorkehrungen getroffen, eine Tribune war errichtet, Alles bekränzt, und der Boden bestreut mit Blumen; an einer Säule wehte ein langes Band mit den Farben der Nation, überall waren Getränke und Lebensmittel für das Volk herbeigeschafft und aufgestellt worden. Aber nicht weit von dem Allen stand das Gerüst der Guillotine, gleichfalls ausgeputzt und geschmückt. Bewaffnete Miliz stand bereit zu den Befehlen Roberts und derer, welche jetzt das Regiment in der Stadt führten. Einzelne Horden gierigen Gesindels, zerlumpter Kerle, drängten sich eifrig heran, um sogleich an Allem Theil zu nehmen.

Robert und seine Genossen strichen umher mit bedeutsamen Blicken, heimlich anregend, versprechend, den Einen begrüßend, einen Andern zum Tode bezeich-

sind. — Auch von den Königlichen fehlte Keiner, sie waren still und ruhig und gaben sich den Schein, die drohende Bewegung ihrer Gegner nicht zu bemerken.

Der Wirth mit seiner Tochter stand unter der Wiege.

Louison, kaum ihrer Sinne bewußt, hielt sich bebend an den Vater.

Robert, der sie erblickt hatte, ging sogleich auf sie zu. „Sieh da, Louison. Du hast Wort gehalten, ich lobe Dich darum, es soll Dir vergolten werden. Freue Dich, alter Mann, was ich für Deine Tochter beabsichtige; wenn die Gerechtigkeit ihre Opfer empfangen hat, und das Verlangen der Freiheit befriedigt ist, soll das Gesetz der Republik uns vereinigen." Er entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten. Nach einer Weile bestieg Robert die Tribune.

Zu gleicher Zeit drängte sich Beauchamp durch die Umstehenden, einem Knaben, der in einiger Entfernung stand, wenige Worte zuflüsternd.

Robert sprach viel über die Würde und hohe Bedeutung des Festes, welches man heut der Republik zu Ehren feiern wolle; über die Glückseligkeit der Freiheit, über die Nothwendigkeit einer allgemeinen Gleichheit. Auch unterließ er nicht, die Gesinnung Vieler zu verdächtigen; er sprach von den Feinden der Nation,

gen den verschworenen Königsmord, welche den Untergang des Vaterlandes beabsichtigten. „Keinen nannte er, doch er bezeichnete seine Gegner mit tödtlichen Blicken. „Bürger der Republik", sagte er zum Schlusse, seine Stimme erhebend, damit ein Jeder ihn verstehe, „Vertheidiger der Freiheit, sind nun auch unter uns Meineidige, Treulose, die das Vaterland gern verrathen möchten, um uns fremden Despoten zu überliefern, so kann ich Euch dennoch die gewisse Ueberzeugung geben, nie wird es diesen Schändlichen gelingen, die französische Republik zu vernichten. Nie wird es dahin kommen, aber der Geist des freien Frankreichs wird sich mächtig über ganz Europa verbreiten, Frankreich wird die Begründerin eines allgemeinen Glückes seyn, alle Nationen sollen Theil daran haben, wir wollen das Joch den Tyrannen von ihrem Nacken reißen. So Großes denkt und beabsichtigt die Republik. Was wollen Jene, die es wagen, uns Rebellen zu nennen, die es wagen, unserm großen Unternehmen störend entgegen zu arbeiten? — Brauch' ich es noch zu sagen, was sie wollen? — Knechtschaft des Volkes! Durch Mangel und Elend wollen sie Euch schwächen und aufreiben, ihren unersättlichen Schlund mit Eurer Habe füllen!" —

Ein wildes Murren des Pöbels unterbrach Robert. Ein Lächeln zuckte um seinen Mund, schreiend fuhr er

[illegible] „Aber das Verderben, welches sie uns bereiten wollen, falle zurück auf ihr eigenes Haupt; dann erst wird Frankreich Frieden haben, wenn im Blute aller Verdächtigen Frankreichs Freiheit erstarkt ist! — Ehe [illegible] freudiges Fest seinen Anfang nehme, soll Ihr [illegible] ein Schauspiel der Gerechtigkeit genießen, welches Euch befestigen mag in dem Glauben an die Ewigkeit der Republik. Einige Köpfe werden fallen dem Gesetz zur Sühne, zur Warnung denen, welche die Gesinnung der Verräther theilen. — Führt sie herbei!"

Die Menge theilte sich, gespannt, begierig lauschend auf den Zug. Unwillkürlich wandten sich die Blicke aller Königlichen nach der Gegend, aus welcher die Rettung kommen sollte. Wie [illegible] sie jeden Augenblick Gehör und Auge, selbst die Herzen der muthigsten Männer bebten in der Erwartung. Wenn der Vicomte zu spät käme, wenn — Gott! was konnte nicht Alles! Das gewagte Spiel auf Tod und Leben hatte begonnen, aber der Würfel lag noch verdeckt; wer den glücklichen Wurf gethan, das sollte jetzt sich zeigen.

Der Zug der Gefangenen kam, bewacht von ihren Henkern.

Nur langsam konnte er sich fortbewegen; denn das Gewühl des Volkes war zu groß; Alles drängte sich mit grausamer Neugier, die Unglücklichen zu betrachten.

Wenn ihnen Viele höhnende und verachtende Blicke zuwarfen, gab es auch hier und da ein Gesicht, welches ihnen Hoffnung und Muth einflößte. Auch Bonchamp war nicht ruhig, als er den Zug nahen sah; aber die große Kraft seines Geistes ließ ihn ein triumphirendes Gesicht erheucheln. Näher und näher rückte der Zug, der Vicomte erschien nicht; schon war der Zug unweit der Guillotine, der Vicomte war nicht zu sehen.

Auf dem Antlitz der Gefangenen malte sich das Grauen des Todes, als sie alle diese Zubereitungen erblickten.

Etienne hatte Louison gesehen, welche Qualen mußte die Arme ertragen! — Verzweifelnd starrten die Verbündeten auf Bonchamp, der aber unerschütterlich blieb. Als die Gefahr am höchsten stieg, wechselte er schnell einige Worte mit Robert. Dann ging er rasch auf die Guillotine zu, winkte, man solle halten mit dem Zuge, und nun ermahnte er laut die Gefangenen: wenn schon an der Pforte des Grabes, könne dennoch vielleicht Einer oder der Andere auf Begnadigung hoffen, wenn er wichtige Geheimnisse zum Besten der Republik angebe, wenn er Verbündete offenbare, Mitverschworene aufopfere. So allein sey das eigene Leben zu retten. — Bonchamp redete langsam, jeder Augenblick war ihm kostbar.

Da erregte plötzlich ein fernes Geräusch die Aufmerksamkeit Aller. Eine Menge Volkes stürzte herbei, der ganzen Masse theilte sich eine schwankende Bewegung mit.

„Sie kommen, sie kommen!“ tönte ein verworrenes Geschrei, so daß Robert und die in der Mitte standen, die Ursache des Aufruhrs nicht sogleich erfahren konnten. Aber der nächste Augenblick sollte ihnen zeigen, was solchen Schrecken verbreitet hatte. Mehrere hundert bewaffnete Männer nahten in völliger Ordnung dem Schauplatze.

„Ha, Verrath!“ schrie Robert. „Bürger, zu den Waffen, nieder mit den Gefangenen, nieder mit allen Verräthern!“

Die Verwirrung war außerordentlich. Ein Theil des Pöbels drängte gewaltsam zur Flucht, Andere wollten dem Feinde entgegen, wieder Andere waren im Begriff, auf die Gefangenen zu stürzen. Die Ueberzeugten sammelten sich und vereint mit der Miliz suchten sie eine feste Stellung zu gewinnen.

Robert, dessen Blick auf Beauchamp fiel, der eben den Seinen ein Zeichen gab, ward durchkreuzt von einer fürchterlichen Ahnung. „Stirb, Du hast uns verrathen!“ rief er wild, mit seinem Messer nach ihm stoßend. Aber Beauchamp wich seinem Stoße geschickt aus, und in dem-

selben Augenblicke drang aus [illegible] ein Ruf. Nur ein Moment war es und die verborgenen Waffen blinkten. Die Gefangenen waren befreit, und nun sahen die Royalisaner von zwei Seiten sich umschlossen. Dann die wohlgerüstete Schaar des Vicomte, losstürmend auf den dichten Haufen der Jakobiner; während die gleichgesinnten Einwohner Montbrisé, Donchamp, Etienne und Rocange an ihrer Spitze, gleichfalls auf die andere Seite einen heftigen Angriff machten. Mit unglaublicher Wuth kämpfte man von beiden Theilen; jede Erinnerung des Erlittenen, das Drohende eines Ausgangs, der ungeheure Haß der Parteien liessen jede Schonung vergessen; man übertraf sich in Grausamkeiten. Aber die Lage der Royalisaner wurde drohender und gefahrvoller mit jeder Minute; ihre Zahl schmolz sichtbar, der doppelte Angriff, das Unerwartete des Ueberfalls, die Flucht des Pöbels, Alles bereitete ihren Untergang vor. Als der kleine Haufe den gewissen Tod vor sich sah, warf sich ein Theil wie blindlings auf die Feinde, um schneller zu enden, Andere suchten sich durchzuschlagen, nur Einige zogen es vor, auf die Gnade der Sieger zu hoffen.

Der Vicomte hatte sein ganzes Augenmerk auf Robert gerichtet, er hatte ihn aufgesucht in dem allerheftigsten Kampfe, aber Robert wußte ihm stets aus-

zuweichen, ja es gelang ihm sogar, bei dem heftigen Ausfall der Andern zu entkommen. Der Vicomte sah ihn fliehen, sogleich stürzte er ihm nach; der junge Leroux, der es gleichfalls gesehn, folgte Montfort, so rasch als möglich nacheilend. Haß und Furcht, daß Robert ihm entgehn könne, beflügelte den Fuß des Vicomte. Beinah hatte er ihn erreicht, da durchbohrte eine Kugel seine Brust; aus einem Versteck hatte ein Republikaner sie ihm zugesandt. Er sank zusammen. „Clairon!" rief er noch einmal. Unwillkürlich drehte sich Robert um und verweilte einen Augenblick. Aber diese augenblickliche Zögerung war sein Verderben; umsonst strebte er, dem jungen Leroux zu entfliehen, der nun angekommen war. Sein Degen war zerbrochen, er versuchte sich zu vertheidigen, aber der Kraft und dem Feuer seines Gegners konnte er nicht lange Widerstand leisten. Er vertheidigte sich nur schwach, als fühlte er, daß seine Stunde gekommen sey. Getroffen von einem tödtlichen Stoße Lerons, wälzte er sich zuckend am Boden, die Augen starr aufgerissen, und wie athemlos lechzend. „Montfort! ich habe Dich gerächt!" rief Leroux; „Friede Deiner Seele!" —

Als sich bald darauf das täuschende Glück wandte, die Vendeer überall geschlagen wurden, während die günstigsten Erfolge die Waffen der Republik begleiteten,

endlich auch Etienne mit seinem Schwiegervater und Louisen das Land seiner Heimath. Er hatte treulich Gut und Leben bis zuletzt gewagt, nun aber, da Alles verloren schien, glaubte er schon um Louisens willen flüchten zu müssen.

Die Großmuth des Bischofs sicherte sie vor Mangel.

Nie konnte der treue Etienne seiner gedenken, ohne schmerzlich ergriffen zu werden; auch Louisen erinnerte sich des Unglücklichen mit tiefer Wehmuth.

Berlin, Druckerei von J. W. Gubitz.

Deutsche Fabeln

des

XVIII. und XIX. Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

G. Uiethe

Schulausgabe.

Berlin, 1841.
Verlag von Carl J. Klemann.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorwort.

In der nachfolgenden Sammlung deutſcher Fabeln des 18. und 19. Jahrhunderts habe ich neben dem pädagogiſchen auch einen literariſchen Zweck zu verfolgen geſucht. Sie unterſcheidet ſich von den bereits vorhandenen Fabelleſen durch die nach Dichtern abgeſonderte chronologiſche Anordnung, Unverfälſchtheit des Aufgenommenen und ſtrengere Berückſichtigung der eigentlichen Fabel. Alles Dreies ſchien mir literariſch wichtig, ohne dem Pädagogiſchen Eintrag zu thun.

Was die von mir gewählte Anordnung betrifft, ſo iſt ſie die einzige, welche in der Fabel zugleich ein Bild der Zeit, ihrer geiſtigen Neigung, Geſinnung und Entwickelung geben kann. Für die didaktiſche Richtung des 18. Jahrhunderts aber iſt die Fabel vorzugsweiſe bezeichnend; über mehr als funfzig Jahre fand man in

ihr den angemessensten Ausdruck für Scherz und Ernst, für galante Lustigkeit und nützliche Belehrung, kurz für fast Alles: denn die Fabel war Mode geworden, und wer Witz, Feinheit, Philosophie besaß oder zu besitzen glaubte, wollte dies in Form der Fabel darlegen. Hagedorn war der Erste, der sie unter den deutschen Poeten des 18. Jahrhunderts wieder angeregt und durch die Benutzung fremder Muster, namentlich französischer, den Ton angegeben hat. Dieser leichte, geschwätzige und galante, aber durch die angestammte deutsche Zucht sittlichere, fand in der Liebenswürdigkeit Gellerts die beredteste Vertheidigung. Lessing emancipirte sich zwar von solchem französischen Einfluß, und wies die Fabel, mehr im Geist der Alten, in das Gebiet der Rhetorik; allein er drang nicht durch, namentlich wohl, weil ihm, dem scharfsinnigen Erfinder, die Simplicität seiner klassischen Vorbilder fehlte. Pfeffel, die rechte Mitte haltend, wandte sie meisterhaft in polemischer, politischer und religiöser Richtung an, Haug näherte sich dem Epigramm, Krummacher der Parabel, und der Schweizer Fröhlich in neuester Zeit trat mit vieler Originalität so scharf polemisch gegen allen geistigen Freiheitszwang, wie sinnbildlich lyrisch auf. Man sieht wohl,

wie wenig gleichgültig die Zeit iſt, in welcher die Fabeldichter dichteten.

Aber nicht minder literäriſch wichtig als die Anordnung erſchien mir endlich einmal ein treuer Abdruck aus den Originalen der Dichter ſelbſt; denn die ſeit ihrem Erſcheinen unaufhörlich benutzte und als Quelle citirte Fabelleſe Rammlers, welcher übrigens der Titel Fabelleſe kaum für die Hälfte des Inhalts zukommt, hat die unglaublichſte Wirrniß und Willkühr hierin überhand nehmen laſſen. Welch eine Quelle iſt dies auch, da die Feile des unermüdlichen Verbeſſerers kaum eine Seite verſchonte, und die Namen der Autoren bei den Gedichten nicht einmal angegeben ſind. Natürlich glaubten nun die meiſten der ſpäteren Sammler, im Vertrauen auf die Autorität des berühmten Mannes, durch den Einen bereits Alles für ſich abgethan und, ohnehin nur den pädagogiſchen Zweck im Auge, des mühſamen Vergleichens und Nachleſens wohl erübrigt zu ſein. Die Folgen davon ſind, daß wenn man ſelbſt die pädagogiſch ſchätzenswertheſten Sammlungen unſrer Zeit aufſchlägt, man häufig unter zwei Gedichten eines Verfaſſers hier den Namen des Autors, dort Rammlers Fabelleſe findet. Freilich,

jene Fabel ist nicht mehr, wie sie der Dichter geschaffen hat, sie ist ein Stiefkind Ramlers geworden. Aber abgesehen auch von der Unrechtmäßigkeit solcher Willkühr, sind doch diese Veränderungen keineswegs immer glücklich, da bei allem Streben nach Correctheit und bei richtigem Gefühl für das Rhythmische, Ramler nur ein sehr unvollkommenes für das Naive und eigenthümlich Bedeutsame fremder Dichter besaß. —

Drittens endlich habe ich meine Sammlung auf das eigentliche Fabelgebiet beschränkt und die poetische Erzählung ausgeschlossen, um das Eine wenigstens in einiger Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit zu zeigen. Wenn ich Vollständigkeit sage, so meine ich damit, keinen der wirklich bedeutenderen Namen übergangen zu haben. Die Schaar der Fabeldichter des 18. Jahrhunderts ist aber so groß und zum Theil auch so werthlos, daß billig und zweckdienlich hier nur von einer Auswahl die Rede sein kann. Von den prosaischen Fabulisten schien mir außer Lessing auch nicht Einer besonderer Berücksichtigung werth, und in ihm die rhetorische Behandlung der Fabel in neuerer Zeit zur Genüge gezeigt. Allerdings müssen die Ansprüche an den prosaischen Fabeldichter, der in Voraus verzichtet, seinen Leser

anders als durch die reine Thatsache und Conciſion des Vortrages zu feſſeln, um ſo ſtrenger ſein. — In unſerem Jahrhundert, als dem Didaktiſchen ungünſtiger, iſt die Fabel weniger gepflegt worden, doch hat Krummacher in ſeinen noch nicht genug berückſichtigten Apologen und Paramythien, die auch ein höchſt geiſtvolles, das Weſen der Fabel angehendes Vorwort enthalten, Treffliches geliefert, und eben ſo der geniale Fröhlich, der zugleich in ſeiner lyriſchen Eigenthümlichkeit die Gegenſätze zweier Jahrhunderte am ſchlagendſten darthut. Eine ganz neue Art der ſogenannten „Kinderfabel" hat Hey angeregt, und alsbald eine große Menge von Nachahmern gefunden, deren keiner ihn jedoch erreicht. Streng genommen ſind indeß die wenigſten der Hey'ſchen Fabeln eigentliche Fabeln, ſondern meiſt mehr gemüthlich vorgetragene, mit dem rechten Blick in das Kindesalter erfundene Bilder, die ihr großes Verdienſt durch ihre außerordentliche Verbreitung am beſten bereits bewährt haben.

Ueber den Grund der von mir getroffenen Auswahl darf ich kaum hoffen, Andere in völliger Einſtimmung mit mir zu finden. Habe ich doch die achtungswertheſten Kritiker über den Werth der einzelnen Fabeldichter und Fabeln wenig oder gar nicht übereinſtimmend gefunden, je

nachdem sie die Behandlung der Fabel streng auf die Aesopische beschränkt wissen wollten, oder die Fabel wieder von der Rhetorik zur Poesie wiesen, oder je nachdem sie ihren Zweck nur als rein praktischen oder auch als höheren anerkannten*. So bin ich denn, wie jeder Sammler zuletzt an sein eigenes Urtheil gewiesen ist, allein dem meinigen gefolgt; werde indeß jede überzeugende Berichtigung, in literärischer wie pädagogischer Hinsicht, dankbar aufnehmen. —

Schließlich bemerke ich, daß die angehängten literärischen Notizen nur dem augenblicklichen Bedarf genügen sollen.

Berlin, im September 1841.

Der Herausgeber.

* Um die Theorie der Fabel haben sich von den Neueren verzugsweise Lessing, Abhandlungen über die Fabel, Anhang zu seinen Fabeln; Herder, Band 17 zur schönen Literatur u. Kunst „Fabeln", und Krummacher, Vorbericht zu den Apologen, verdient gemacht.

Biographieen
und
Inhaltsanzeige.

Albrecht von Haller, geboren den 16. October 1708 zu Bern, starb ebendaselbst den 12. December 1777. Ausgezeichnet als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter. Als letzterer einer der Ersten, dem die Wiedererweckung der deutschen Poesie im 18ten Jahrhundert zu verdanken ist.

Versuch schweizerischer Gedichte, zuerst 1732 ohne Hallers Namen. Neueste Ausg. mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. Bern. 1828.

Der Fuchs und die Trauben . . . . . S. 1

Friedrich von Hagedorn, geboren den 23. April 1708 zu Hamburg, starb den 28. October 1754 ebendaselbst als Secretair der englischen Handelsgesellschaft Comtz; regte im 18ten Jahrhundert zuerst wieder in Deutschland für die Fabeldichtung an. Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Hamburg 1738. Sämmtliche poetische Werke, neueste Aufl. mit seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik von Eschenburg. Hamburg 1825). Hagedorns Fabeln sind fast sämmtlich ausländischen Mustern nachgebildet, aber zum Theil vortrefflich, mit einer Leichtigkeit und Concision, die sie für jene Zeit um so bedeutender erscheinen läßt.

Der Bauer und die Schlange . . . . . S. 2
Der kranke Hirsch und die Wölfe . . . . . " 3
Die Natter und der Aal . . . . . " 4
Der Esel, der Affe und der Maulwurf . . . . " 5
Der Fuchs ohne Schwanz . . . . . " 6

Das Hühnchen und der Diamant . . . . . S. 7
Der Rabe und der Fuchs . . . . . „ 8
Der Hahn und der Fuchs . . . . . „ 10
Der Guckuck und die Lerche . . . . . „ 11
Der Hirsch und der Eber . . . . . „ 12

Daniel Wilhelm Triller, geboren den 10. Februar 1695 zu Erfurt, starb den 22. Mai 1782 als Professor der Medizin zu Wittenberg. Neue Aesopische Fabeln. Hamburg 1740. 1750. Ein Anhänger der Gottschedschen Schule, mehr Reimer als Dichter, in seinen Fabeln nicht ohne Erfindung, aber breit.

Der Fuchs . . . . . S. 13

Daniel Stoppe, geboren zu Hirschberg, Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, starb 1741. Neue Fabeln oder moralische Gedichte. Breslau 1738. 1745. 2 Theile. Bei sehr geringem Talent für Poesie, in der Fabel nicht ohne Erfindungskraft.

Die Henne . . . . . S. 15
Der Wolf, der Löwe und der Hund . . . „ 17

Ludwig Meyer von Knonau, 1705 zu Knonau geboren, starb den 30. October 1785 auf seinem Familiengute Weiningen bei Zürich. Origineller Kopf, auch Maler und Kupferstecher, von den Schweizern Bodmer, Breitinger u. a. sehr geschätzt.

Ein halbes Hundert neuer Fabeln durch L. Meyer von Knonau, mit einer kritischen Vorrede des Verfassers der Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter (Bodmer). Zürich 1744. In der Folge noch vier Auflagen, die letzte Zürich 1773.

Der Feigenbaum und die andern Bäume . S. 19

Karl Friedrich Drollinger, geboren den 26. December 1688 zu Durlach, starb den 1. Juni 1742 zu Basel als Baden-Durlachscher Hofrath und Geheimer Archivhalter. Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode, herausgegeben von E. J. Spreng. Basel 1743. Mit neuem Titel Frankfurt am Main 1745.

Der Bettelmann und der Tod . . . . . S. 21

Christian Fürchtegott Gellert, geboren den 4. Juli 1715 zu Hainichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, Sohn eines armen Predigers, studirte 1734 zu Leipzig Theologie, ward 1751 daselbst außerordentlicher Professor der Philosophie und starb den 13. Dezember 1769.

Als Mensch wie als Schriftsteller höchst achtungswürdig. Trefflich in der Fabel und poetischen Erzählung, besonders in letzterer, und in beiden, wie kein anderer deutscher Fabeldichter zur Verbreitung gelangt. Gemüthliche Schalkhaftigkeit, naive treuherzige Darstellungsweise bei großer Leichtigkeit der Sprache sind von bleibendem Werth an ihnen und versöhnen mit einiger Breitschwätzigkeit, Folge französischen Einflusses, die an manchen trockenen Nachahmern Gellerts (Adolf Schlegel u. A.) unerträglich wird.

Erste Ausgabe der Fabeln und Erzählungen, Leipzig 1746. Gellert's sämmtliche Schriften, neueste Ausgabe in 6 Theilen, Leipzig 1840. Sein Leben von J. A. Cramer in seinen Schriften und von H. Döring, Görlitz 1832. 2 Theile.

Das Pferd und der Esel . . . . . S. 22
Der junge Krebs und die Schwiegermutter . . . " 23
Der Tanzbär . . . . . " 25
Die Elster und der Sperling . . . . . " 27
Der Fuchs und die Elster . . . . . " 29
Der Affe . . . . . " 31
Der Kukuk . . . . . " 33
Das Füllen . . . . . " 34
Das Heupferd oder der Grashüpfer . . . " 36
Die junge Ente . . . . . " 37
Der Tod der Fliege und der Mücke . . . " 39
Phylax . . . . . " 40
Die Ente . . . . . " 44
Der Affe . . . . . " 45
Die Bienen . . . . . " 47

Magnus Gottfried Lichtwer, geboren den 30. Januar 1719 zu Wurzen in Sachsen, starb den 7. Juli 1783 zu Halberstadt als wirklicher

Braunschweig und Mitglied der Landesdeputation. Einer der vorzüglichsten Fabeldichter und Erzähler, obschon von sehr ungleichem Werthe.

Erste Aufl. Vier Bücher äsopischer Fabeln in gebundener Schreibart (Copenhagen, Leipzig 1748. Außerdem noch vier rechtmäßige Auflagen unter der Fabeln Namen. Schriften. Herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Wagner von Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Pyrmonts und Fr. Cramer. Halberstadt 1828.

Der Löwe und der Wolf . . . . . S. 49
Der Diamant und der Bergkrystall . . . . " 51
Der Wandersmann und der Kolibri . . . " 52
Die Katzen und der Hausherr . . . . . " 53
Die Eiche . . . . . " 55
Der Affe und die Uhr . . . . . " 56
Die Ratte . . . . . " 57
Die Fabeln . . . . . " 59
Der Hamster . . . . . " 60
Die Mause . . . . . " 62
Die Otter und die Wassermaus . . . . " 64
Der weiße Kaninchen . . . . . " 65
Die Made und die Elster . . . . . " 67

Johann Christian Gelert, Fabeln. Dresden und Leipzig 1751.

Die Schlange und der Fuchs . . . . . S. 69

Abraham Gotthilf Kästner, geb. den 27. September 1719 zu Leipzig, seit 28. Juni 1800 zu Göttingen als Professor der Mathematik und Physik. Auszuzeichnet als Sinndichter. Fabeln in seinen vermischten Schriften. Altenburg 1755—1772. 2 Theile. 3te Aufl. ebendaselbst 1783. Gesammelte poetische und prosaische sämmtliche Werke. 4 Theile. Berlin 1841.

Der Gärtner und der Schmetterling . . . S. 70

H. G. Lieberkühn, Gedichte. Berlin 1755.

Der Affe im Wasser . . . . . S. 71

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halle, starb zu Halberstadt als Domsekretair und Canonicus den 18. Februar 1803. In seinen Fabeln (1ste Ausgabe. Berlin 1756) zum Theil vorzüglich und von eigenthümlicher Erfindung. Gleims sämmtliche Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. Halberstadt (Berlin, Riemann.) 1811—1813. 7 Bände.

Der Habicht und die Störche . . . . . S. 72
Der Löwe und der Fuchs . . . . . " 73
Der Hengst und die Wespe . . . . . " 74
Die Gärtnerin und die Biene . . . . . " 75
Der Aal und die Schlange . . . . . " 76
Der Sperber und die Lerche . . . . . " 77
Der Ziegenbock und der Wolf . . . . . " 78
Das Pferd und der Esel . . . . . " 80
Der Fischreiher . . . . . " 81
Die zwei Wölfe . . . . . " 83
Der Stieglitz und die Lerche . . . . . " 84

Johann Gotthold Ephraim Lessing, geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, starb am 15. Februar 1781 zu Wolfenbüttel als herzoglicher Bibliothekar.

Der größte Kritiker der Deutschen: strebte als Fabeldichter vor allen andern durch scharfsinnige Erfindung und schlagende Kürze Aesop nach, erreichte Ausgezeichnetes, blieb aber ohne allgemeineren Einfluß. Den Grund davon sucht Herder mit Recht in der zu großen Scharfsinnigkeit, die dem schlichten Fabelcharakter widerstreitet. Gegen Lessings Fabeln erschienen von Pfarrer: Lessingsche unäsopische Fabeln. Enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst darin einschlagenden Untersuchungen der Abhandlung des Herrn L. von der Kunst Fabeln zu verfertigen. Zürich. 1760. Neue Ausgabe 1767.

Lessings Fabeln, zugleich mit seiner gründlichen geistreichen Fabeltheorie, zuerst Berlin 1759 (man sehe über letztere Herder, zum Theil berichtigend, in Theil 17 der sämmtlichen Werke, zur schönen Literatur und Kunst, „Fabel"). Lessings sämmtliche Schriften. Neue Ausgabe.

Lachmann, herausgegeben von Lachmann, 13ter Band, Supplementband. Berlin 1839 – 1840.

Der Löwe und der Hase . . . . . S. 86
Der Wolf und der Schäfer . . . . . " 87
Der hungrige Wolf . . . . . " 88
Die Gans . . . . . " 89
Die Hunde . . . . . " 90
Der Löwe und der Tiger . . . . . " 91
Der Stier und der Hirsch . . . . . " 92
Der Springer im Schache . . . . . " 93
Reineke und der Esel . . . . . " 94
Das Schaf und die Schwalbe . . . . . " 95
Der Rabe . . . . . " 96
Der Rangstreit der Thiere (in 4 Fabeln) . " 97
Die Geschichte des alten Wolfs (in 7 Fabeln) " 100
Der Pfau und der Hahn . . . . . " 107

Johann Gottlieb Willamow, geboren den 15. Januar 1730 zu Bernburg, starb als Lehrer zu Petersburg den 23. Mai 1777. Bekannt mit seinen Fabeln in plattdeutscher Form. Dialogische Fabeln. Berlin 1764. Neue verbesserte Ausgabe (von Jördens) 1791. Sämmtliche prosaische Schriften. Wien 1793. 2 Theile.

Der junge Baum und der Wind . . . . S. 108
Der Schwan und die Lerche . . . . . " 109
Die Katze, die alte und die junge Maus . " 111
Die Gans und der Fuchs . . . . . " 113
Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus und die Sonne . . . . . " 114

Johann Benjamin Michaelis, geboren den 31. Dezember 1746 zu Zillau, starb zu Halberstadt den 30. September 1772. Ein begabter Dichter, dessen unglückliche Lebensverhältnisse seine reifere Ausbildung hinderten; in seinen Fabeln mit Glück Gellert nachstrebend.

Fabeln, Lieder und Satiren. Munich und Leipzig 1766. Poetische Werke (einzige vollständige Ausgabe). Wien 1791. 4 Bände.

Die Hunde und die Katze . . . . . S. 115
Die Lerche und der Staar . . . . . „ 116
Die Stadtmaus und die Feldmaus . . . „ 117
Der gereiſ'te Gimpel . . . . . „ 118
Der aufgeblaſene Froſch . . . . . „ 119

Juſtus Friedrich Wilhelm Zachariä, geboren den 1. Mai 1726 zu Frankenhauſen, ſtarb den 30. Januar 1777 zu Braunſchweig als Profeſſor der Dichtkunſt am Carolinum und Canonikus. Als Fabeldichter ein verdienſtlicher Nachahmer von Burkard Waldis u. a. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Neue Ausgabe mit einem Anhange von ausgewählten Original-Fabeln des Waldis, von Eichenburg. Braunſchweig 1777. (Die Ausgabe ohne des Dichters Namen 1771). Zachariä's hinterlaſſene Schriften und Leben, von Eichenburg. Ebendaſelbſt 1781.

Der Pfau und der Kranich . . . . . S. 120
Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock . „ 122
Die Mücke und der Stier . . . . . „ 123
Die ſtolze Ziege . . . . . „ 124
Die bußfertigen Thiere . . . . . „ 125
Der Eſel und der Haſe . . . . . „ 129
Der Löwe und der Stier . . . . . „ 130

Chriſtian Felix Weiße, geboren den 28. Januar 1726 zu Annaberg, ſtarb den 16. Dezember 1804 als Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig. Am verdienteſten und bekannteſten durch ſeinen „Kinderfreund" und den „Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes." Aus beiden und aus Taſchenbüchern geſammelt erſchienen: Lieder und Fabeln für Kinder und junge Leute. Nach des Verfaſſers Wunſche geſammelt und herausgegeben von Samuel Gottlieb Fritſch. Leipzig 1807. Selbſtbiographie herausgegeben von C. F. Weiße und Fritſch. 2. Ausgabe. Leipzig 1807.

Der Hausbahn und der Gänſerich . . . S. 131

Friedrich Justin Bertuch, geboren den 29. September 1747 zu Weimar, starb den 3. April 1822 zu Weimar als großherzoglicher Legationsrath. Wiegenlieder. Altenburg 1772. Briarte's literarische Fabeln. (Nach dem Spanischen). Leipzig 1788. Bilderbuch für Kinder. Weimar 1790—1822. 100 Hefte.

Das milchweiße Mäuschen . . . . . S. 133

Johann Georg Jacobi, geboren den 2. September 1740 zu Düsseldorf, starb zu Freiburg im Breisgau als Regierungsrath, vorher Professor der schönen Wissenschaften, den 4. Januar 1814.

Anmuthiger lyrischer Dichter. Sämmtliche Werke. Halberstadt 1770—1774. 3 Theile. Neueste Auflage. Zürich 1825. 4 Bändchen.

Der junge Biber . . . . . S. 135

Gottlob Wilhelm Burmann, geboren den 6. März 1737 zu Lauban in der Oberlausitz, starb den 5. Februar 1805 zu Berlin. Literarischer Sonderling, bei großem Talent nichts Ausgezeichnetes leistend. Fabeln und Erzählungen. Berlin 1773.

Der Esel und der Fuchs . . . . . S. 137

Der Schmetterling und der Seidenwurm . „ 138

Matthias Claudius (Asmus), geboren den 15. August 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen bei Lübeck, starb zu Wandsbeck als Revisor der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona am 21. Januar 1815.

Trefflicher gemüthreicher Volksschriftsteller. Sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. 6 Theile. 1774—1812. Neueste Ausgabe: Matthias Claudius Werke. 4 Bände. Hamburg 1838.

Fuchs und Bär . . . . . S. 139

Die Henne . . . . . „ 140

Der Fuchs und das Pferd . . . . . „ 141

Ludwig Heinrich Freiherr v. Nicolai, geboren den 29. Dezember 1737 zu Straßburg, starb, nachdem er in Petersburg Director der Akademie der Wissenschaften und wirklicher Geheimer Rath gewesen, auf seinem Gute Montepos bei Wiborg den 18. November 1820. Verdienstlich in der Fabel, poetischen Erzählung und Epistel. Vermischte Gedichte. Berlin 1778—1780. 9 Theile. Vermischte Gedichte und prosaische Schriften. Neue Ausgabe. Berlin und Stettin 1792—1810. 8 Bände.

Der Käfe . . . . . S. 142
Der Bauer und der Esel . . . . . " 145
Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr . . " 147
Der Specht und der Ameisbär . . . . . " 149
Die Aehren . . . . . " 150
Die zwei Bäche . . . . . " 151
Die Wünsche des Esels . . . . . " 153
Das Lamm und die Frösche . . . . . " 154
Das Pferd und das Füllen . . . . . " 155
Der Rabe und die Eule . . . . . " 157

Karoline Christiane Louise Rudolphi, geboren 1754 zu Berlin, starb als Erzieherin zu Heidelberg den 15. April 1811. Gedichte. 2 Bde. Braunschweig (1781) 1787. 1788. Neue Sammlung von Gedichten. Leipzig 1796.

Die Nachtigall und die Eule . . . . . S. 158
Der Maulwurf . . . . . " 160

Gottlieb Konrad Pfeffel, geboren den 28. Juni 1736 zu Colmar, starb, seit 1757 erblindet, ebendaselbst als Präsident des evangelischen Consistoriums den 1. Mai 1809. Einer der ausgezeichnetsten deutschen Fabeldichter; nicht selbst erfindend, aber fremde Stoffe, meist französische, mit größter Gewandtheit benutzend. Pfeffels Gedichte zuerst, Frankfurt 1761. Poetische Versuche. 4. und 5. Ausgabe. 10 Theile. Stuttgart. 1802 — 1821. Fabeln und poetische Erzählungen von Pfeffel, in Auswahl herausgegeben von Hauff. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen. 1840.

Die Klugheit . . . . . S. 162
Der Kater . . . . . " 163
Das Johanniswürmchen . . . . . " 164
Der Pommer und der Kater . . . . . " 165
Die zwei Hunde . . . . . " 166
Der Panther und der Leopard . . . . . " 168
Der Adler und der Pfau . . . . . " 169

Das Chamäleon und die Vögel . . . . S. 170
Der wilde Eber und die Ferkel . . . . „ 171
Der Sperber . . . . . „ 172
Der Lachs und die Neunauge . . . . . „ 173
Die zwei Schnecken . . . . . „ 174
Der Wolf, der Schöps und das Reh . . „ 175
Der Fuchs und die Henne . . . . . „ 176
Der junge Fuchs . . . . . „ 177
Die Klapperschlange . . . . . „ 179
Der Pavian und der Pudel . . . . . „ 180
Der Schwan und die Gans . . . . . „ 181
Der Widder, der Fuchs und die Ziege . . „ 182
Der Pelikan und der Weyh . . . . . „ 184
Der junge Hase . . . . . „ 185
Der Hecht . . . . . „ 186

August Friedrich Ernst Langbein, geb. d. 6. Sept. 1757 zu Radeberg unweit Dresden, starb als Censor zu Berlin am 2. Jan. 1835. Am glücklichsten in der scherzhaften poetischen Erzählung. Gedichte. Leipzig. 1788. u. s. w. Die 2. Aufl. der sämmtlichen Schriften, Stuttg. 1841, enthält 4 Bde Gedichte nebst Langbeins Leben v. F. W. Goedike.

Die beiden Fliegen . . . . . S. 187
Der Igel und der Dachs . . . . . „ 188
Die Lehre der Mutter . . . . . „ 191
Besenstolz . . . . . „ 193
Die Wachtel und ihre Kinder . . . . . „ 194

Ephraim Moses Kuh, geboren 1731 zu Breslau, starb ebendaselbst den 3. April 1790. Vorzüglich Sinndichter. Hinterlassene Gedichte (durchgesehen von Ramler und herausgegeben von Moses Hirschel und Joh. Jos. Kapsch). 2 Bändchen. Zürich. 1792.

Der Esel und das Hermelin . . . . . S. 196
Die Hausfrau und die Hühner . . . . . „ 197

Ludwig Tieck, geboren den 31. Mai 1773 zu Berlin, Königl. Sächsischer Hofrath, lebt abwechselnd in Dresden und in Potsdam. Einer der größten und vielseitigsten Dichter und Kritiker.

Misekätzchen . . . . . S. 198

Aloys Wilhelm Schreiber, geboren den 12. October 1765 zu Kappel in Baden, lebt als badenscher Historiograph zu Karlsruhe. Gedichte. Düsseldorf. 1801. 2 Theile. Poetische Werke. Tübingen. 1817. 18. 3 Thle.

Der Hänfling und die Schnecke . . . . S. 199

Christoph August Tiedge, geboren den 13. December 1752 zu Gardelegen bei Magdeburg, starb den 8. März 1841 zu Dresden. Anmuthiger Dichter, auch im Didaktischen das Lyrische vorherrschend (Urania u. s. w.). Elegien und vermischte Gedichte (darunter beachtungswerthe Fabeln). Halle. 1803 — 23. 3 Bändchen. Sämmtliche Werke, herausgegeben von A. G. Eberhard. Halle. 1823 — 34. 10 Bändchen. 4. Auflage. Leipzig. 1841. Leben und poetischer Nachlaß, herausgegeben von Dr. Karl Falkenstein. 1 Band. Leipzig. 1841.

Die entscheidende Frage . . . . . S. 200
Das Privilegium . . . . . „ 202
Der welsche Hahn und der Schwan . . . „ 203
Der Pfau und die Krähe . . . . . „ 204
Die Fliege und die Biene . . . . . „ 205

Ernst Moritz Arndt, geboren den 26. December 1769 zu Schoritz auf Rügen, ordentlicher Professor der Geschichte in Bonn. Trefflicher origineller Kriegslieder- und geistlicher Dichter. Gedichte. Leipzig. 1840. (1. Ausgabe. Rostock. 1804.)

Die Zaunranke und der Klee . . . . . S. 206

Johann Christoph Friedrich Haug, geboren den 9. März 1761 zu Niederstotzingen im Würtemberg., starb als Hofrath und Bibliothekar in Stuttgart den 30. Jan. 1829. Der vorzüglichste Epigrammatist unserer Zeit, auch in der Fabel sich dem Sinngedicht nähernd. Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg. 1828.

Die Spinne und die Fliege . . . . . S. 207

Der Fuchs und die Weiber . . . . S. 208
Die Kuh und der Hund . . . . " 209
Die Ziegenböcke und das Schaf . . . . . " 210
Das Eichenblatt . . . . " 211
Schmetterling und Wurm . . . . " 212
Esel, Hase und Roß . . . . " 213
Der Bach und sein Ursprung . . . . . . " 214
Die Maus und die Schildkröte . . . . . " 215

Karl Müchler, geboren den 2. September 1763 zu Stargard, Königl. Preußischer Kriegsrath, lebt zu Berlin. Aeußerst fruchtbarer Schriftsteller mit gefälligem Talent für das Lyrische. Epigramme, Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1808. Fabeln und Erzählungen. Berlin. 1828.

Der Affe und der Bär . . . . S. 216
Die Biene und die Spinne . . . . . . " 218
Die Reisegefährten . . . . " 219
Die Nachahmer . . . . " 221

Johann Friedrich Seidel, geboren 1750, starb zu Berlin als Prorektor am Gymnasium zum grauen Kloster. Gedichte. 2. Auflage. (1800, 10.) Berlin. 1828.

Der alte Fuchs und die Jungen . . . . S. 222
Die Biene und der Schmetterling . . . . " 224

Friedrich Adolph Krummacher, geb. d. 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen, Dr. der Theologie, seit 1824 Prediger der Ansgarii-Gemeinde in Bremen, vorher Consistorial-Rath, Superintendent und Oberprediger in Bernburg. Sehr verdienstlicher Jugendschriftsteller (Festbüchlein u. s. w.); als Fabeldichter der bedeutendste unseres Jahrhunderts, und als solcher noch zu wenig gekannt und gewürdigt. Apologen und Paramythien. Duisburg. 1809.

Der Marder, der Iltis und die Henne . . S. 225
Die Nelke und die Lilie . . . . " 227
Der junge Adler . . . . " 228

Der Pfau und der Haushahn . . . . . S. 229
Der Kuckuck und die Turteltaube . . . . . " 230
Der Affe und das Eichhörnchen . . . . . " 231
Die alte und die junge Liebe . . . . . " 233
Die großen und die kleinen Raubthiere . " 234
Die Froschbildung . . . . . " 235
Die Gänse, die Enten und der Schwan . " 238
Der Elephant, das Pferd und der Esel . . " 239
Das Rind und die Ziege . . . . . " 240
Der Affe und der Hund . . . . . " 241
Der Fuchs und der Luchs . . . . . " 243

Johann Friedrich Castelli, geb. den 6. März 1781 zu Wien, Kaiserlicher Offizial und Hofpoetendichter daselbst. Liefert scherzhafter Dichter, 100 vierzeilige Fabeln. Wien. 1822. Gedichte. Einzige vollständige Sammlung. Berlin. 1835. 4 Bändchen.

Die beiden Pfluge . . . . . S. 244

Georg Reinbeck, geboren den 11. Dezember 1766 zu Berlin, Königl. Württembergischer Hofrath und Professor der deutschen Sprache und Literatur am Obergymnasium zu Stuttgart. Dramatischer, lyrischer und erzählender Dichter.

Der Schmetterling und die Biene . . . S. 245

Ulrich Hegner, geboren 1759 zu Winterthur, starb in seiner Vaterstadt als Senator den 3. Januar 1840. Trefflicher Erzähler. Gesammelte Schriften. Berlin. 1828. 5 Bände.

Ende gut, alles gut . . . . . S. 246

Friedrich Christoph Weißer, geboren den 7. März 1761 zu Stuttgart, starb als Königl. Württembergischer Oberfinanzrath daselbst 1836. Talentvoller Satyriker und Epigrammatist.

Der Wolf und der Schäfer . . . . . S. 248
Die Spinne und die Biene . . . . . " 250

Abraham Emanuel Fröhlich, geb. zu Brugg im Aargau 1796. Prediger daselbst. Ausgezeichneter origineller Fabeldichter, meist politischen Inhalts. Fabeln. 2. (vom Verfasser revidirte) verm. Aufl. Aarau. (1825) 1829.

Die Mücklein . . . . S. 251
Zucht . . . . „ 252
Mutters Tod . . . . „ 253
Die Leute . . . . „ 254
Entlassung . . . . „ 255
Zuckerhütchen . . . . „ 256
Redefreiheit . . . . „ 257
Krankenrecht . . . . „ 258
Verfolgung . . . . „ 259
Nachbarn . . . . „ 260
Ellenmesse . . . . „ 261
Fabeln wie Seelen . . . . „ 262
Recht . . . . „ 263
Kluge Feindschaft . . . . „ 264
Verschwendungsgefahr . . . . „ 265
Fremder Pack . . . . „ 266
Ermahnung vor dem Tod . . . . „ 267

Wilhelm Hey, geboren den 26. März 1790 zu Leina im Gothaischen, Superintendent zu Ichtershausen. Funfzig Fabeln für Kinder (in Bildern gezeichnet von Otto Speckter.) Neue Auflage. (1833). Hamburg. 1836. Noch funfzig Fabeln. 1837. Vortrefflich, ächt kindlich und gemüthvoll; sie wären aber nicht eigentlich als Fabeln zu bezeichnen.

Truthahn und Truthähnchen . . . . . S. 269
Hund und Rabe . . . . „ 270
Zaun . . . . „ 271
Kanarienvogel und Henne . . . . . . „ 272
Windhund und Dachshund . . . . . . „ 273
Knabe und Esel . . . . „ 274

Johann Carl Wilhelm Weisheim [illegible] zu Breslau 1781, Professor am Elisabetan [illegible]. Gedichte. 2 Bände. Breslau. 1839. Ausgezeichnet im [illegible] und [illegible] Liede.

Die Elster und der Schwan . . . . . S. 275
Die Nachtigall und der Specht . . . . . " 277

Julius Minding, [illegible] zu Berlin. Talentvoller lyrischer Dichter. Gedichte. Berlin. 1841.

Schakal und Hyäne . . . . . S. 278
Wetter und Regen . . . . . " 282
Die Biber . . . . . " 285

Haller.

Der Fuchs und die Trauben.

Ein Fuchs, der auf die Beute ging,
Traf einen Weinstock an, der, voll von tollen Trauben,
Um einen hohen Ulmbaum hing.
Sie schienen gut genug, die Mühe wert, abzuklauben.
Er schlich sich hin und her, den Zugang auszuspähn;
Umsonst, es war zu hoch, kein Sprung war abzusehn.
Der Schalk dacht' in sich selbst, ich muß mich nicht beschämen;
Er sprach, und macht dabei ein lustiges Gesicht,
Was soll ich mir viel Mühe nehmen?
Sie sind ja sauer und taugen nicht.

So geht's der Wissenschaft. Verachtung geht für Wut:
Wer sie nicht hat, der tadelt sie.

Hagedorn.

Der Bauer und die Schlange.

Ein Ackermann fand eine Schlange,
Die faſt erſtarrt vor Kälte war.
Sein Arm entriß ſie der Gefahr,
Und ihrem nahen Untergange.
Er nahm ſie mit ſich in ſein Haus,
Und ſucht' ihr einen Winkel aus,
Wo noch ein Reſt von Reiſern glühte.
Doch als ihr Froſt und Noth entwich,
Gebelte, regt', und hub ſie ſich,
Und lohnte dem mit Biß und Stich,
Den ihre Rettung ſo bemühte.

Betrogne Huld und Zärtlichkeit,
Die Frevlern blindlings Hülfe beut!
Hier folgt der Schade ſtets der Güte.

Der kranke Hirsch und die Wölfe.

Ein Hirsch, der sich nicht wohl befand,
Blieb lange Zeit daheim, die Fallen auszuteilen.
Und jeder Freund kam angerannt,
Ihm Trost und Beirat mitzuteilen.

Gesellschaft pfleget zu erfreun;
Drum stellten sich am zweiten Tage
Zwei Wölfe voller Mitleid ein.
Und jeder kam mit dieser Frage:
Wie mag es mit dem Kranken sein,
Den ich gewiß recht sehr beklage?
Hat man auf ihn gehörig Acht?
Ist's gut, so mag ihn einzusperren?
Wie stand's mit ihm die vorge Nacht?
Das Hirschkalb sagte mit Verdacht:
Viel besser, als ihr's wünscht, ihr Herren.

Die Natter und der Aal.

Da der Natter sprach ein Aal:
Mein Geschick ist zu bedauern,
Weil auf mich fast allemal,
Nicht auf dich, die Leute lauern.
Ruh und Unschuld schützt mich nicht
Weil mir jeder Netze flicht;
Mein Geschlecht fällt alle Reusen.
Vetter, sieh die Natter ein,
Unschuld wird sich nicht befreien;
Aber ich kann Zähne weisen,
Deren Biß die Feinde scheun.

Der Eſel, der Affe und der Maulwurf.

Ein betrübter Eſel heulte
Weil des Schickſals karge Hand
Ihm nicht Hörner zugewandt,
Die ſie doch dem Stier ertheilte;
Und der Affe fiel ihm bei,
Daß der Himmel grauſam ſei,
Weil er ihm den Schwanz verſagte.
Als nun jeder weinlich klagte,
Sprach der Maulwurf: Ich bin blind;
Daß man ſich mit mir vergleiche,
Wenn des Schickſals Zorn und Streiche
Andern unerträglich ſind!

Der Fuchs ohne Schwanz.

Reineke verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt' er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Herrn zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen:
Denn man trabt damit zu schwer,
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich.

Stumpfer Redner! schweige du,
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
Was du lehrest, wird verlachet.
Nur der Neid ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider machet.

Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.

Möchte doch, mich zu erfreu'n,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!

Unglückselger Ueberfluß,
Wo der nöthigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

Der Rabe und der Fuchs.

Wurſt wieder Wurſt. Das iſt das Spiel der Welt,
Und auch der Inhalt dieſer Fabel.
Ein Rabe, welcher ſich auf einen Baum geſtellt,
Hielt einen Käſ' in ſeinem Schnabel.
Den Käſe roch der Fuchs. Der Hunger rieth ihm bald,
Dem ſchwarzen Räuber ſich zu nahen.
Ha! ſpricht er, ſei gegrüßt! Iſt hier dein Aufenthalt?
Erblickt man hier die reizende Geſtalt?
Daß du gefällſt, muß, wer dich kennt, bejahen.
Erlaube mir die Luſt, dich jetzo recht zu ſehn. —
Ja! der Faſan muß dir an Farbe weichen.
Iſt dein Geſang nur halb ſo ſchön,
So wird an Seltenheit dir auch kein Phönix gleichen.
Den Raben täuſcht das Lob, das ihm der Falſche gab.
Er kann ſich nicht vor ſtolzer Freude faſſen.
Ich, denkt er, muß mich hören laſſen,
Und ſperrt den Schnabel auf. Sein Käſe fällt herab,
Den gleich der Fuchs verſchlingt. Er ſagt: Mein ſchönſter Rabe,
Ein Schmeichler lebt von dem, der ihn zu gerne hört,
Wie ich dir jetzt bewieſen habe.
Iſt dieſe Lehre nicht zehn ſolcher Käſe werth?

Des Fuchſes Schüler ſchweigt, mit heimlichem Verlangen,
Den ſchlauen Fänger auch zu fangen.
Der trug einſt Speck nach ſeinem Bau,
Und er begegnet ihm. Wie, ſpricht er, Hühnerfreſſer,
Iſt jetzo Speck dein Mahl? Du lebeſt zu genau,
Faſt wie ein Mäuschen lebt. Schalk, dein Geſchmack war beſſer.
Sieh' um, in jenen Hof. Die Hennen, die dort gehn,
Sind klüg'rer Füchſe Koſt: nichts Schöners wird man ſehn.
Dich ſollte wol ein ſolcher Anblick rühren.
Allein, du biſt nicht dir, noch deinem Vater, gleich.
Sonſt warſt du doch an Muth und an Erfindung reich.
Da ſuchte dich das Glück. Der Fuchs läßt ſich verführen,
Wirft ſeinen Fraß dahin, ſetzt dem Geflügel nach.
Doch jenes macht ſich unter Dach,
Und krähet, ihm zum Hohn, im ſichern Hühnerhauſe.
Kräht, ruft er, krächt! mir bleibt ein fetter Fraß zum Schmauſe.
Er trabt zurück, und ſucht. Der frohe Rabe ſitzt
Auf einem Baum, wo ihn die Höhe ſchützt.
Den Speck hat er verzehrt. Freund, ſchreit er, mit Vergnügen
Erlern' ich Füchſe zu betrügen.
Gedenk' an meinen Käſ', ich denk' an deine Liſt:
Vorhin war ich ein Thor, wie du es heute biſt.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Hausbahn hielt auf einer Scheune Wache;
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O trübe, Freund, nun ich dich fröhlich mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht müde,
In unserm Reich ist Ruh' und Friede.
Ich selber trag' ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund komm bald herab, daß ich dich herzen kann.
Wie guckst du so herum? — Greif, Halt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennst, versetzt der alte Hahn;
Und, als der Fuchs entläuft: was, fragt er, ficht dich an?
Nichts, Bruder, spricht der Fuchs; der Streit ist abgethan:
Allein, ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

Der Guckuck und die Lerche.

Den Guckuck fragt die Lerche:
Wie kommt es, ſage mir;
Daß die gereiſ'ten Störche
Nichts ſchlauer ſind, als wir?

Sie ſollen uns beweiſen,
Erwiedert er, und lacht,
Daß nicht das viele Reiſen,
Die Dummen klüger macht.

Der Hirsch und der Eber.

Ein Eber fragt den Hirsch: was macht dich hungerleiden?
Für mich acht' ich gern, daß ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf, als sie: wie schnell sind deine Läufe!
Wie furchterlich ist dein Gewehr!
Und da du größer bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das so dich schrecken kann?
Das will ich, spricht der Hirsch, dir im Vertrauen sagen.
Der Affen hängt mir noch von meinem Vater an:
Ich kann das Heulen nicht vertragen.

Triller.

Der Fuchs.

Ihr Kinder, nehmet euch in Acht,
Und hütet euch vor Mord und Rauben,
Erhaltet allzeit Treu und Glauben,
Und seid auf Recht und Pflicht bedacht.
So sprach der Fuchs zu seinen Söhnen,
Sie zu der Tugend zu gewöhnen.

Allein ein andres war das Thun,
Ein andres wiederum das Sagen;
Er selbst brachte eine Gans getragen,
Die er vom Felde weggeraubt.
Der junge Fuchs stahl drauf ein Huhn,
Das er an einem Zaune fand:
Du machst mir, schrie der Vater, Schande,
Wer hat dir, Böſewicht, erlaubt,

Daß du das arme Huhn gestohlen?
Weißt du nicht mehr, was ich befohlen?

Erzürnt Euch, Vater, nicht so sehr,
Ich bin Euch eifrig nachgekommen,
Denn Ihr habt eine Gans genommen,
Und ich ein Huhn, was ist es mehr?
Wollt Ihr das Stehlen mir verbieten:
So müßt Ihr euch erst selbsten hüten;
Ihr geht mir vor, ich folg' Euch nach,
Dies war es, was der junge sprach.

Die Eltern sollen nicht allein
Den Kindern gute Lehren geben:
Sie müssen auch mit ihrem Leben
Denselben ein Exempel sein.
Wo Wort und That sich widersprechen,
Gerath die Kinderzucht nicht gut.
Wer straft mit Recht des Kind's Verbrechen,
Wenn es der Vater selber thut?

Sloppe.

Die Henne.

Ein Ochs, der oft Kalender machte,
Und in der stillen Einsamkeit
Sich seine schwere Lebenszeit,
Der künftigen Länge nach, bald hin bald her bedachte,
Ward durch das Schreien einer Henne,
Die auf dem Zaune saß, in dem Concept gestört.
Sie rief ohn' Unterlaß: Habt, habt ihr nichts gehört?
Der Ochs, aus großer Furcht, daß Haus und Hof schon brenne,
Sprang auf und sah sich um, wie ein Erschrockner thut,
Den jemand nächtlich ruft. Er merkte keine Glut.
Er lief auf einen Berg, der in der Nähe war,
Und untersuchte hier den Ursprung der Gefahr,
Ob nicht der Vorerfluß mit einer Sündfluth käme,

Und Schoppen, Scheun' und Stall im Strome mit ſich nähme;
Er zitterte vor Angſt, und nahm ſchon gute Nacht
Von jenen Wieſen dort, die in dem Thale lagen,
Und ſeinen beubedürftgen Magen
Zeither ſo vielmal ſatt gemacht.
Seht, was die Furcht nicht kann! das Leben war ihm lieb.
Inzwiſchen, weil der Fluß in ſeinen Ufern blieb,
So ſpurt er endlich wol, daß ihm in dieſem Stücke
Nichts zu befürchten war. Er kam hierauf zurücke,
Und trat zur Henne hin, die noch beſtändig ſchrie;
Was fehlt dir denn? ſo fragt' er ſie,
Entdeck' mir's ohne Scheu! du magſt mir's immer ſagen,
Was dich zu dem Geſchrei bewegt;
Es hat ſich ganz gewiß was Großes zugetragen.
Ach! ſprach ſie, lieber Herr! Ich hab' ein Ei gelegt.
Du Närrin! ſprach das Rind, man muß von kleinen Sachen
Ein ſo gar groß Geſchrei nicht machen;
Ich dachte Wunder! was es ſei,
Und wie ich hören muß: ſo iſt's ein lumpig Ei!

—Ende—

Der Wolf, der Löwe und der Hund.

Ein Wolf hatt' einſt ein Pferd bewältigt und erbiſſen,
Und fing jetzt eben an, mit gutem Appetit
Die Frucht des Sieges zu genießen.
Ein Leu, der ſich umſonſt um ſeinen Raub bemüht,
Durchſtrich den ganzen Wald, und kam mit leerem Magen
Dahin, wo unſer Held die Mittagsmahlzeit hielt,
Der ſich zu allem Glück den Hunger ſchon geſtillt.
Den Wolf verdroß es zwar; doch durſt' er ſich nicht wagen,
Den ungebetnen Gaſt, der ſtärker war, als er,
Mit ſcheelen Augen anzublicken.
Es fiel ihm in der That recht ſchwer,
Sich diesfalls in die Zeit zu ſchicken.
Was, dacht' er, will ich thun? Geſetzt, ich ſagte: Nein!
Und widerſetzte mich: So frißt er ungebeten;
Und gleichwol ſcheint es faſt ein Schimpf für mich zu ſein,
Ihm mein erworbnes Gut freiwillig abzutreten. —
Als wenn der Zwang der Noth, die kein Geſetze hört,
Die auch oft Helden ſelbſt dem Starkern weichen lehrt,
Der Tapferkeit zuwider liefe! —

Kurzum, er hing den Kopf, und that, als wenn er ſchliefe:
Als hört' und ſah' er's nicht, daß jemand anders kam,
Und Theil an ſeiner Mahlzeit nahm.
Es ließ ſich's auch der Leu um deſto beſſer ſchmecken;
Er ſchien, dem Anſehn nach, entfernt von der Gefahr,
Dem Wirthe, der entſchlafen war,
Durch ſeinen Appetit die Galle zu erwecken.
Inzwiſchen kam nun auch ein magrer Hund herbei,
Der wußte ſeinen Trieb unmöglich zu bezähmen,
Ein Maul voll Pferdefleiſch mit auf den Weg zu nehmen,
In Meinung, daß der Wolf im Ernſt entſchlafen ſei:
Allein der ward bezahlt. Der Wolf ſprang auf ihn zu,
Erwürgt' ihn auf der Stell' und ſprach: Was willſt denn du?
Wer hat dir den Beruf zu meinem Mahl gegeben?
Ich ſchlafe zwar: allein ich ſchlafe darum eben
Nicht allen Leuten zu gefallen.

Das, was man Einem gönnt, erlaubt man nicht gleich Allen

Meyer von Knonau.

Der Feigenbaum und die andern Bäume.

Es ſprach einmal der Feigenbaum
Zu Quitten-, Kirſch- und Apfelbäumen:
Wie gönnt der Menſch euch ſo viel Raum!
Euch ſollt' er aus dem Wege räumen!
Denn ſauer ſeid ihr insgeſammt,
Die ihr von ſauren Eltern ſtammt.
Unendlich übertreff' ich euch.
Wer nur in meine Frucht gebiſſen,
Hat voll Entzücken rufen müſſen:
Wie zuckerſüß! wie honigreich! —
Könnt' ich doch von der Stelle gehen!
Ich ſchäme mich, bei euch zu ſtehen.
Sie ſagten: Stolzer Feigenbaum!
Wir geben alle, was wir können.

Und gönnt der Gärtner uns den Raum,
Warum willſt du ihn uns nicht gönnen?
Es ſcheint, weil er uns ſtehen ließ,
Daß ihn vor unſerm Obſt nicht ſchaure;
Das deine ſchmeckt ihm oft zu ſüß,
Und dann erwählt er ſich das ſaure.
Beſäß er deine Frucht allein,
Sie würd' ihm bald zum Ekel ſein.

Drollinger.

Der Bettelmann und der Tod.

Ein Bettelmann warf ſeine Krücke
Voll Unmuth in den tiefen Rhein,
Und ſprach, erzürnt auf ſein Geſchicke:
O Tod, verkürze meine Pein!
Der Tod erſchien ihm aus Erbarmen.
Ei, ſprach der Bettler, biſt du hier?
Mein Troſt und Stab entfiel mir Armen,
Ach, ſchwimm ihm nach, und hol' ihn mir!

Gellert.

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus den Augen sah,
Ging stolz auf sich und seinen Mann,
Und wies, wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!
Vor großem Feuer einmal an.
Ein magrer Esel sah's und lachte:
Wer, sprach er, würd' es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh' den ganzen Tag, und stoß' an keinen Stein.
Schweig', rief das Pferd, du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammenzog,
Sah einst mit Neid und Unverstande
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O! daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen,
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus.
Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That sieht's jetzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen;
Doch dienet es zu Ihrer Ruh',
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:

So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach' auf, schreit er, denn ich erstücke.
Bald, spricht sie, will ich dich befrein;
Sieh' erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier mit deinem Glücke,
Wenn dir's gefällt, zufrieden sein.

—Ende—

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel der Länge nach darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;

Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr, willst klüger sein, als wir?
Man zwang den Weg, davon zu laufen.

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten ruhmlich sprechen,
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die Beeren ein.
Die Elster sah's mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge sein.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
Wie? darf ich meinen Augen glauben?
O welcher Vorrath! Ja gewiß,
So reif, Herr Sperling, und so süß,
(Denn Sie verstehn sich auf die Trauben),
War, was nun auch der Winzer spricht,
Der Wein seit vielen Jahren nicht.
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O! sprach der Sperling, welch' Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerin!
Willst du die Frucht in Ruh genießen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?

Drum ſchweig, und komm', den Berg noch einmal durchzuſtreifen.
Sie thut's, und frißt mit ihm ganz ſtill.
Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
Warum mir's jetzt nicht ſchmecken will;
Die Trauben ſind ja reif. Doch ſtill!
Der Winzer laßt ſich wieder hören.
Drum weißt du, was ich machen will,
Ich nehme von den blauen Beeren
Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
Komm' mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm von Elſtern kam,
Und das geprieſ'ne Glück ihr nahm.

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer! lern' ein Gut genießen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſüßer ſchmeckt.

—Ende—

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wol von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit' ich aus.
Was keines weiß heraus zu bringen,
Bring' ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft' ich, versetzt' der Fuchs, mit Bitten dich beschweren:
So wünscht' ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?

Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden's finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.

Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang' er stille steht;
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde
Verachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Jetzt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort.
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß,
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daß es bei Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren.
Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

—⊰•⊱—

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Brett einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Plan, den sie der Dame gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Mißvergnügen,
Bald seinen Beifall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf jetzt bei des Einen Zügen,
Und billigte darauf des Andern seinen Schlag.

Der Eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn,
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchem ich den Finger habe?

Der Affe lächelte, daß er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken: Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bei deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchließen,
Daß ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war,
Was spricht man, fing er an zu schreien,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?

Was spricht man von der Nachtigall? —
Die ganze Stadt lobt ihre Lieder. —
Und von der Lerche? rief er wieder. —
Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.

Und von der Amsel? fuhr er fort. —
Auch diese lobt man hier und dort. —
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?

Das, sprach der Staar, das weiß ich nicht zu sagen:
Denn keine Seele red't von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſteifen Reiters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der ungeritt'nen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünſchte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter ſchmückt.

Wer ſelten kennt die Ehrbegierde
Des Glücks, das ſie zu wünſchen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen ſoll.
Steif geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt's ſich ſelber wol.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,

Und machte wiederum allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lebten Alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen steif hinan.

Allein wie ging's am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schnaubend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich anzuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sclaverei erdacht.

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu früh erhält.
Man eilt verlangt, es zu erreichen,
Und, seiner Freiheit ungedenk,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefer Sclaverei

Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gehäumt und schlecht bespannt,
Kommt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr,
Zuoberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich will's dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken!
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſobald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein, ſie badet ſich.
Wie, kleines Thier! Du ſchwimmſt? Wer lehrt' es dich?
Wer hieß dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtruppigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befrein;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein.

Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreit?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name: Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt;
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
Der Tod der Mücke heischt mein Lied,
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that viel gute Züge,
Und sank vor Lust in's Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen:
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Ging sie der Lust zu eifrig nach,
Verbrannte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach!

Phylax.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und mit ganzen Liebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden,
Phylax, dem Lips Tullien,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath,
Krummholzel und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbarn Gottwerths Mäh',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost

Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt ihn an dem heißen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint! —

Ach! rief Phylax, Pantalon!
Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt' ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davongekommen!
Sterb' ich Aermster so geschwind,
O so kannst du sicher schreien,
Daß die vielen Arzeneien
Meines Todes Quelle sind!

Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genießen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll!

Liebst du mich und bist du treu,
O! so hole sie herbei!
Eines wirst du bei den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantalon,
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friß mir nichts davon!

Pantalon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Pierlar roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute;
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir Alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen,
Aber, Bruder, eher nicht!

Sollt' ich nur so glücklich sein,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — doch ich mag's nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bei meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wol Neid?

—Doc—

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Ufer Gänse gehn,
Und kennt' aus angebornem Witze
Der Spötterei unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreimal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
Ach nichts! ich hab' euch zugesehn;
Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spazieren gehn.

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größre schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nicht daraus vertreiben!

—Doc—

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes komiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön.
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.
Er kam. Der Aff' erſchrak, verzerrte das Geſicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perrücke;
Und doch glich er dem Junker nicht.
Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perrücke.
Der Junker lacht. Pfui, hub der Aff' erbittert an,
Pfui, Spiegel, wie du lügſt! Was hab' ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an.

Und zeigt jetzt keinen Affen weiter.
Das dacht' ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
(Er war gelehrt), sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle.

—⊱•⊰—

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit:
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O! rief die ſtachlichte Partei,
Was braucht man lange noch zu fragen
Wer beſſer oder ſchlechter ſei?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daß unſer Roſt von Honig rinnt;
Wer ſieht es nicht, daß wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig ſein,
Wofern wir nicht das Waſſer kunſtlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dies ſchadet unſerm Werke nicht.

Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht auch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr;
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Ein Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dies sind allein die bessern Bienen.

Lichtwer.

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüſten Parther-Felder
Schlug König Löw' und Meiſter Bär
Den Richtſtuhl auf: das Volk der Wälder
Stand nach der Ordnung um ſie her.

Die Kuh erſchien zuerſt, und klagte
Der Thiere ſtrengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab', eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe ſah umher, zu hören,
Wem ſonſt davon was wiſſend ſei.
Ich, ſprach der Wolf, kann heilig ſchwören,
Herr König, ich war nicht dabei.

Und wer verklagt dich? ſprach der König:
Verleumder: fiel ihm Jener ein;
Ich bin jetzt krank, und eſſe wenig,
Und kann es nicht geweſen ſein.

Schweig', rief der Löwe, das Gewiſſen
Läßt einen Buben nirgends ruhn;
Du haſt der Kuh ihr Kalb zerriſſen,
Der Bär ſoll dir desgleichen thun.

So ſtarb der Wolf, und wie man ſaget,
Verrieth ſein Bauch, was er gethan.
Wer ſich entſchuldigt, eh' man klaget,
Der giebt ſich ſelbſt zum Thäter an.

Der Diamant und der Bergkryſtall.

Ein heller Bergkryſtall und roher Diamant,
Die ein verfolgter Dieb verloren,
Geriethen auf ein Häufchen Sand,
Und warteten, für wen das Schickſal ſie erkoren.

Der Demant war getroſt: Ich denke, ſprach er, hier
Gewiß nicht allzu alt zu werden;
Ich habe meinen Werth in mir,
Der Erſte, der mich ſieht, entrafft mich von der Erden.

Ja! ſagte der Kryſtall, den Werth räum' ich dir ein,
Allein dabei befürcht' ich immer,
Du werdeſt Niemand ſichtbar ſein,
Denn, unter uns gered't: es fehlt dir noch der Schimmer.

Jetzt fiel der Bergkryſtall ſchon Einem in's Geſicht,
Der ihn mit Sorgfalt zu ſich ſteckte,
Den guten Demant ſah er nicht,
Den kurz darauf der Sand bedeckte.

Der Weltmann ſteigt empor, und der Pedant bleibt ſitzen;
Denn Sitten können mehr, als die Gelahrtheit nützen.

Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüssig sah,
Der hinter Nubien, zu London und Surate,
In Lapland, Tripoli und Japan Brüder hatte,
Kam endlich nach Amerika.
Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer abzumatten,
Er warf sich unter einen Baum,
Um unter dessen kühlen Schatten
Ein wenig auszuruhn; allein er schlummert kaum,
Als ihn ein stark Geräusch erwecket,
Wovon er keinen Grund entdecket.
Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vögelein,
Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln
Sich Gold und Iris Farben spiegeln.
Der Vogel selbst war wunderklein,
Und kaum von Maienkäfers Dicke.
Kannst du so rauschen, o du Mücke!
Rief hier der Wandersmann: Ja, sprach der Kolibri,
Hierüber darfst du dich nicht härmen,
Es heißt bei Menschen wie bei'm Vieh:
Der Kleinste macht den größten Lärmen.

—Doc—

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menſchen ſchliefen feſte,
Selbſt der Hausprophete ſchwieg,
Als ein Schwarm geſchwänzter Gäſte
Von den nächſten Dächern ſtieg.

In dem Vorſaal eines Reichen
Stimmten ſie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menſchen raſend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich ſchön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten ſich, ihm beizuſtehn.

Endlich tanzten alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Ziſchen, heulen, ſprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieſer ſpringt mit einem Prügel
In dem finſtern Saal herum,
Schlägt um ſich, zerſtößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um,

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer ſchadet nur.

Die Fiſche.

Der Hochmuth kam einmal in's Meer,
Und fuhr den Fiſchen in die Köpfe,
Es war vom Blackfiſch bis zum Stör
Kein ſo geringes Seegeſchöpfe,
Es wünſchte, was zu ſein. Des Fiſchmonarchen Haus
War damals voller Supplikanten,
Die meiſten wirkten ſich beſondre Titel aus,
Worin ſie ſelber ſich verkannten.
Dem Stockfiſch kam der Rang zu allerletzt im Sinn,
Er ſchwamm zum Wallfiſch hin, und klagte nach der Länge,
Daß Stockfiſch ſchlechtweg künftighin
Ein wenig zu verächtlich klänge.
Nein, Stockfiſch ſollſt du ferner ſein,
Fiel ihm der Fiſche König ein,
Doch haſt du dich des Rangs noch über Stör und Hayen
Auf ewig künftig zu erfreuen.
Vergnügt ſchwamm er davon. Der Ruf durchdrang das Meer,
Und kurz darauf erſchien das Supplikantenheer;
Die Fiſche drängten ſich bei Haufen,
Den Stockfiſchtitel zu erkaufen.

Räumt erſt dem Eſel Würden ein,
Und laſſet ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen,
So will ein Jeder Eſel ſein;
Man wird ſich um die Säcke ſchlagen.

Der Affe und die Uhr.

Ein Herr, genöthigt auszugehen,
Vergaß, aus großer Eil, die Sackuhr an der Wand.
Wo sie sein zahmer Affe fand,
Und that, was er gar oft von seinem Herrn gesehen.
Er machte sie mit einer Binde
Sich um den Leib, und gleich darauf
Sah er darnach, und sprach: die Uhr geht zu geschwinde.
Er zog sie gleich von neuem auf,
Eröffnete das Glas, und stellte sie zurücke:
Doch in dem andern Augenblicke
Zog er sie wieder vor. Seht, spricht das kluge Thier,
Sie will nunmehr zu langsam gehen:
Das wäre recht! Wie helf' ich ihr?
Er ruckt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie sodann mit Fleiß an's Ohr.
Der ganze Schlag ist falsch. Er nimmt sie nochmals vor,
Und künstelt unten an dem Kettchen,
Stößt in die Räderchen. Der Affe rückt und dreht,
Bis daß das Uhrchen stille steht.

Ach großer Gott! behüt' uns nur
Vor unerfahrner Pfuscher Stricken,
Die so an unserm Körper rucken,
Als wie der Affe an dieser Uhr.

Die Rehe.

Mein Kind! du wageſt dich ſo kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne, —
Erſieht er dich, ſo biſt du kalt;
So ſagt ein Reh zu ſeinem Sohne.

Wohl, ſprach der Rehbock, ſaget mir,
Was iſt der Tiger für ein Thier?

O Sohn! das iſt ein Ungeheuer,
Ein Scheuſal von Geſtalt; ſein blitzend Angeſicht,
Verräth den Mörder gleich, ſein Rachen raucht von Blute,
Der Bär iſt ſo erſchrecklich nicht,
Und bei dem Löwen iſt mir nicht ſo ſchlimm zu Muthe.

Gut, unterbrach der Sohn, nun kenn' ich dieſen Herrn.
Er ging hinweg, ſein Unglückſtern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Graſe ruhte.
Der Rehbock ſtutzte zwar; doch er erholte ſich,
Und ſprach: das iſt er nicht; der Tiger raucht von Blute,

Und ist abscheulich, fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O solchen Tigern geh' ich nach!
Hob er mit Kühnheit an zu schreien;
Doch macht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Häßlichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend,
Und vor dem süßen Gift, das in den Lastern steckt:
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Die Füchse.

Zwei Füchse, Sohn und Vater, schlichen,
Als kaum die Mitternacht verstrichen,
Um ein entschlafnes Dorf herum,
Voll böser Absicht, leis' und stumm.

Sie nahten eines Hofes Ställen,
Da hörten sie die Hunde bellen,
Die Thüren knarren, Hahne krähn;
Der alte Fuchs sprach: laß uns gehn.

Hier wird der Angriff nicht gelingen.
Daher sie sachte weiter gingen.
Drauf stellt ein andrer Hof sich dar,
Darinnen Alles stille war.

Nur hört der Sohn, nicht ohne Schaudern,
Viel Gänse mit einander plaudern.
Der Alte sprach: dies schadet nicht,
Hier bellt kein Hund, ich seh kein Licht.

Sie brachen ein mit gutem Glücke,
Und aßen sich an Gänsen dicke.

Nicht leicht droht Unfall einer Macht,
Sobald der Pöbel schweigt, und die Regierung wacht.

—Doc—

Der Hamſter.

Es zog der ſchnöde Geiz bei einem Hamſter ein,
Nie mag ein Thier ſo karg, wie er geweſen ſein.
Er ſchwatzte ſtets von Korn, und träumte nur von Garben:
Sein Abgott war Gewinnſt, ſein Zweck, ſich reich zu darben.
Der Biſſen that ihm weh, den er des Tages aß,
Die Früchte ſchmeckten ihm, die er nicht ſelbſt beſaß,
Und endlich ließ der Filz ſein Weib vor Hunger ſterben:
Er that es, o des Schimpfs! um mehr von ihr zu erben.
Er ward im Hamſterrath auch feindlich angeklagt,
Die Mordthat im Verhör von Zeugen ausgeſagt,
Und von dem Thäter ſelbſt in den verjährten Banden,
Vielleicht aus Ueberdruß, freiwillig eingeſtanden.
Man ließ, was fehlte mehr? den Rechten ihren Lauf,
Und Viele knüpften ihn ſchon in Gedanken auf,
So ſicher ſchien ſein Tod. Allein das Urtheil wollte,
Daß er ſofort der Haft entlaſſen werden ſollte,
Und weil, ſo ſchloß es ſich, Beklagter ſelbſt bekannt,
Daß ſeine Frau den Tod durch ſeine Kargheit fand,

So werden ihm von uns, ſich beſſer zu verpflegen,
Zwei Scheffel Korn geſchenkt, und das von Rechtes wegen.

Die ganze Hamſterwelt ward auf die Richter toll:
Wer iſt des Todes werth, wenn dieſer leben ſoll?
Macht man den Frauenmord zu einem Mitteldinge,
Beſchenkt man einen Schelm, der noch zu gnädig hinge?
So ſagte Jedermann; der Geizhals läßt ſie ſchrein,
Er ſcharret das Geſchenk in ſeine Speicher ein,
Er iſt vor Geiz nicht mehr, die Furcht wehrt ſeinem Schlafe,
Er ſtarb bei ſeinem Schatz, und das war ſeine Strafe.

Die Mäuſe.

Es ſprach unlängſt im Rath der Mäuſe
Ein junger Rathsherr von der Reiſe,
Die er vollbracht, und was dabei
Ihm ſelber zugeſtoßen ſei.
Was unter finſtrer Dächer Höhlen
Er hörte, ſchmeckte, ſah und roch,
Berührte, freiſ'te, fand, beroch,
Das wußt' er deutlich zu erzählen.

Ja, fuhr er fort, auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuſe reden,
Sie ſehn uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie ſind geöhrt, wie wir, und rauch.
Doch, hört, ich ſage keine Lügen,
Sie hüllen ſich, ſo groß als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen ſie wie Vögel fliegen.

Da riefen zwei erfahrne Greiſe:
Du Narr, das waren Fledermäuſe,

Die man hier täglich ſehen kann;
Um dieſer willen dürfte man
Dich nicht in fremde Länder ſenden.

Und ſo verreiſen Viel' ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu ſehn,
Das ſie umſonſt zu Hauſe fänden.

Die Kröte und die Waſſermaus.

Von dem Ufer einer See
Krochen einſt noch Abends ſpäte,
Eine Waſſermaus und Kröte
An den Bergen in die Höh'.
Aber mitten in dem Wandern
Rollt die Eine mit der Andern
Plötzlich in den See herab,
Und wie ſehr die Kröte rang
Und den Leib zum Schwimmen zwang,
Fand ſie doch allhier ihr Grab.
Alſo ging's der armen Kröte,
Ihr Geſell, die Waſſermaus,
Machte ſich nicht viel daraus,
Sie treibt ihr Gewerb in Flüſſen,
Wenn es auf der Erde ruht.

Alſo ſag' ich, iſt es gut,
Mehr als eine Kunſt zu wiſſen.

Die zwei Kaninchen.

Unter eines Kirſchbaums Schatten
Hielten zwei Kaninchen Raſt,
Zwei Kaninchen, Wirth und Gaſt,
Und, als ſie geruhet hatten,
Scherzten ſie im Gras herum,
Traten manches Blümchen krumm,
Das erſt geſtern aufgeblühet,
Hüpfen hin, und hüpfen her,
Bis der Gaſt von ungefähr
Ueber ſich was Fremdes ſiehet.

Gleich hebt er den Kopf empor,
Macht ein Männchen, ſpitzt das Ohr,
Und erblicket einen Schützen,
Zwar von Stein (ihm unbekannt),
Seine Flint' auf ihn gewandt,
Um ihm auf den Pelz zu blitzen.
Unſerm Häschen wird ſo heiß,
Daß es nicht zu bleiben weiß.

Endlich merkt es ſein Geſelle:
Freund! rief er, was ſoll das ſein?
Jagt dir etwas Schrecken ein?
Freilich grauet meinem Felle
Vor dem Jäger, der dort liegt.

Ach! ſprach Jener, ſei vergnügt,
Der hat Keinen ausgerottet.
Wiſſe, dieſer böſe Mann
Zielt, ſo lang' ich denken kann.

Zorn mit Ohnmacht wird verſpottet.

Die Krähe und die Elster.

Zwei abgelebte Lügenschwestern,
Sybillen in der Kunst zu lästern,
Die Elster und die Krähʼ, ein auserles'nes Paar,
Verplauderten das ganze Jahr,
Und lachten über andre Leute,
Bis sie ihr Handwerk selbst entzweite,
Und die erhitzte Krähʼ, jähzornig von Natur,
Der Elster ew'ge Feindschaft schwur.

Die Elster blieb beherzt, ob ihr gleich Viele riethen,
Bei guten Zeiten auszuziehn,
Und anderswo sich einzumiethen.
Wie? sagten sie, du willst nicht fliehn,
Die Krähe drohet dir, die Augen auszuhacken.
Das ist die Folge nicht, deswegen einzupacken,
Versetzt die Elster drauf, habt ihr nur Acht auf sie.
Je grimmiger sie scheint zu wüthen,
Je leichter kann ich mich auch hüten.

Der Mond war wieder neu, als eines Morgens früh
Man unsrer Elster wieder sagte,

Der Krabe Zorn sei meist vorbei.
Warum? weil sie nicht mehr sich wie zuvor beklagte,
Und von der Elster stille sei.

Nein! ließ sich diese wieder hören,
Jetzt muß sich meine Sorge mehren,
Dies schreckt mich ärger, als ihr Zorn.
Es ward nunmehr der Elster bange,
Sie flog behutsam aus, und blieb nicht allzu lange.

Indessen reifte schon das Korn,
Da fanden sich die Freunde wieder:
Betreff, wirf Furcht und Schwermuth nieder,
Die Krabe schenket dir die alte Zärtlichkeit,
Eine zum Beweis: Sie hat nur vor vergangnen Wochen
Mit vielem Ruhm von dir gesprochen.

Nun, sprach die Elster, hab' ich Zeit,
Sie lebt mich, ach wie schlau! die offenbaren Feinde
Sind arg, noch ärger die, die still und heimlich gehn:
Doch wißt, die Lobenden sind ärger als die zween.
Ich geh' von hier, lebt wohl, ihr Freunde!

Helch.

Die Schlange und der Fuchs.

Da einst in einem Felsenloch
Die Schlange und der Fuchs zusammen sich verbargen;
Sprach sie: Wie schlimm ist's jetzo doch!
Die Welt liegt wahrlich ganz im Argen.
Verfolgung, Haß und Neid
Herrscht überall in dieser bösen Zeit.
Und da sie so moralisch sprach,
Sprach er vertraut: Wir machen es danach.

Die ihr die Zeiten schmäht, und über Feinde klagt,
Merkt, was der Fuchs hier sagt.

Kästner.

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ich gönne mir das Glück, mein Leben frei zu enden!
So bat ein Schmetterling in seines Fängers Händen:
Noch wenig Tage sind zum Fliegen mir erlaubt,
Was hilft die Grausamkeit, die mir auch diese raubt!
Du weißt, der Blumen Schmuck wird nicht durch mich verzehret,
Ein unvermischter Saft ist alles, was mich nähret. —
Dein Flehen bringt mich nicht zu unbedachter Huld,
Sagt ihm der Gärtner drauf, stirb jetzt für alte Schuld!
Wollt' ich der Raupe That dem Schmetterling vergeben,
So wird sie hundertfach in deinen Jungen leben.

Auch bei der Weltung Schein befiehlt des Bösen Tod
Das Uebel, das er that, und mehr noch, das er droht.

Lieberkühn.

Der Affe im Waſſer.

Ein Affe, welcher in Gefahr
Im Meere zu ertrinken war,
Rief plötzlich mit gebrochnen Worten:
Neptun, errette doch den armen Morten!
Er will auch deinem Dienſt ſich weihn,
Nicht näſchig mehr, nicht boshaft ſein.
Ach, wär's nicht um ſein junges Leben Schade! —
So ſeufzt er angſtvoll, und ſogleich
Wirft eine Welle ihn ans Geſtade.
Vergnügt ergreift er das Geſträuch,
Das von der Klipp' herunterhängt, und ſpricht:
Neptun, bemühe dich nur nicht;
Jetzt kann ſich Morten ſelber retten.

Man ſagt uns nach, daß wir auf unſern Krankenbetten
So frommer Morten viele hätten.

Gleim.

Der Habicht und die Störche.

Ein Habicht ſtieß auf eine Lerche,
Im Angeſichte zweier Störche,
Und würgte, wühlte, freiſ'te ſie.
Ach, ſprach ein Storch, die arme Lerche die!
Verbin ſang ſie ſo artig noch!
Storch, ſprach der Habicht, ſpare doch
Die Seufzer nur! — Den du verzehrt,
Der arme Froſch, der iſt beklagenswerth!
Verbin quakt' er ſo artig noch!

Der Löwe und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach der Fuchs, ich muß
Dir's nur gestehen, mein Vertrau
Hat sonst kein Ende:

Der Esel spricht von dir nicht gut;
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; du gäbst ihm keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit;
Du würgetest die Unschuld, suchtest Streit;
Er könne dich nicht loben!

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: Fuchs! er spreche, was er will;
Denn, was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!

Der Hengst und die Wespe.

Eine kleine Wespe stach
Einen Hengst. Er schlug nach ihr;
Und die kleine Wespe sprach:
Hengstchen, schlag' doch nicht nach mir!
Sieh'! ich sitz' an sicherm Orte,
Glaube mir, du triffst mich nicht!

Endlich giebt er gute Worte;
Und die kleine Wespe spricht:
Sanftmuth findet doch Gehör!
Sieh'! nun stech' ich dich nicht mehr!

Die Gärtnerin und die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.

Bienchen, spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?

Ja, sagt sie zur Gärtnerin,
Ja, das Gift laß ich darin!

Der Aal und die Schlange.

Betrachte mich einmal,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Ist wol noch eine Haut so buntgefleckt zu sehn? —
Zwar deine ist glatt, doch mein' ist glatt und schön'

Schön ist, antwortete der Aal,
Du meinige, die meinige nur glatt!
Wie aber kommt's, das sag' einmal,
Daß man mich lieber hat
Und lieber sieht, als dich? Ein jeder, der dich sieht,
Hat Furcht und Schrecken im Gesicht,
Weint Hulf' und flieht!

Die wunderschöne Schlange spricht:
Er flieht? Warum? Das weiß ich nicht!

Ich aber weiß es, spricht der Aal,
Auch wissen's ja die Menschen alle,
Die dich im Grase liegen sehn:
Von außen bist du schön,
Von innen — Gift und Galle!

—Doc—

Der Sperber und die Lerche.

Die kleine Lerche sah den blauen Himmel an,
Und schwebte singend hin und nieder,
Und ließ auf ihre Flur sich langsam singend nieder:
Da schoß mit schlagendem Gefieder
Aus seinem Busch hervor ein Sperber, ein Tyrann;
Und grausam sie verzehrend, sprach er: Hören
Kennt' ich sie länger nicht; ich mußte sie verzehren,
Weil ich, wie sie, nicht singen kann!

Der Ziegenbock und der Wolf.

Ein junger Ziegenbock mit ellenlangem Bart,
Und spitzem, steilem Horn, ein Held nach seiner Art,
Ein Eisenfresser, stand auf einem hohen Dache,
Sich umzusehn. Ein Wolf erschien.
Der Ziegenbock, der Held, sah ihn,
Ward muthig, schnaubte Rache,
Und rief ihn an, und schalt auf ihn:

Du Mörder du! du Dieb!
Komm mir nur nicht herauf, ist dir dein Leben lieb!
Du hast's, Tyrann! — die Mutter weinet noch —
Du hast's, o Greuelthat!
Der mir mein Lamm geraubt und aufgefressen hat!

Herr Bock, bemühen Sie sich doch
Zu mir herunter! sprach der Wolf.
Zwar haben Sie erhabnen Geist
Und Herz im Leibe, das beweis't
Ihr langer Bart, und ihres Horns Gestalt

Iſt fürchterlich, und ich bin alt;
Doch ſolchen Schimpf zu rächen wird man munter,
Und ſcheut nicht Bart, nicht Horn; Sie kommen nur herunter!

Was that der Bock, der Held? Er ſchnob gerechten Zorn,
Und ſchüttelte den Bart; ſein Horn
Gebraucht' er aber nicht; genug er ließ es ſehn,
Und ſagte: Räuber! willſt du gehn!

Und was der Wolf? Herr Bock, ſprach er,
Ich rächte mich, und wären Sie ein Bär!
Was aber hindert meine Rache?
Sie nicht; das Dach! — Herunter von dem Dache!

—Doc—

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm.

Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier:
Hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!

Was, helfen! sagt der grobe Gaul;
Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul!
Trag zu! — —

Ich sterbe, liebes Pferd —
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte war ein Spiel für dich!

Ich kann nicht! sprach das Pferd.

Kurz: unter dem zu schwerem Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Warf man dem groben Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

—⊰⊱—

Der Fiſchreiher.

Am Ufer eines Baches ging
Ein Reiher auf und ab, auf langen dürren Beinen,
Mit langem Hals, an dem ein langer Schnabel hing;
Des Bachs Gewäſſer floß auf harten Kieſelſteinen,
Vergnügt mit angenehmen Schall,
Durchſichtig wie Kryſtall.
Die Fiſche waren guter Dinge,
Vollbrachten tauſend frohe Sprünge,
Und ſonnten ſich am Sonnenſtrahl!

Herr Reiher, wie ſo faul? Schnappſt du denn nicht einmal
Mit deinem langen Schnabel zu,
Und holſt dir einen Hecht? Du, Fauler, warteſt du
Auf einen Karpfen? Ei, wie wird es dich gereun!
Wenn du wirſt ſchnappen woll'n, dann wird kein Hecht mehr ſein! —

Wie ernſthaft ſteht er da, wie ſtill!
Wie drehet er den Hals, den er nicht brauchen will!

Bald aber hungert ihn, und nun ſieht er ſich um
Nach Karpfen oder Hecht,
Allein verſchwunden iſt das ganze Fiſchgeſchlecht;
Nur Schleie ſchwimmen noch. Er aber iſt nicht dumm,
Er hat Geſchmack! Schlei wäre ſchlechte Speiſe
Für einen Reiher! Alle läßt er ziehn!
Und immer mehr noch hungert ihn.

Er geht vom Ufer ab, und watet in den Bach:
Grundlinge trifft er an, fragt aber nichts darnach:
Er läßt ſie all' in Frieden ſchwimmen, ſpricht:
Grundlinge freſſen Reiher nicht;
Nach ihnen nur einmal den Schnabel aufzuthun,
Das wäre großer Schimpf für einen Leckermund!

Er ſagt's; indeſſen geht, was Fiſch iſt, auf den Grund:
Nicht Einer läßt ſich ſehn! Ei, Leckermund, wie nun?

Nachdem er lang' umſonſt geſuchet und geſchnappt,
Wird mit genauer Noth ein Froſch von ihm ertappt!

—Voß—

Die zwei Wölfe.

Das Söhnchen eines Wolfs zerriß ein armes Lamm.
Als nun der Vater Wolf von einem Zweikampf kam,
Und seinen Sohn, den Held, das Lamm zerreißen sah,
Und seiner Heldenthat der Sohn sich rühmte, da,
Da sprach der Vater: Narr! weil keine Lämmer beißen,
So kann man sie ja leicht zerreißen!

Der Stieglitz und die Lerche.

Der Stieglitz.

Sing' einen Wettgeſang mit mir;
Ich nehm' es auf mit dir!

Die Lerche.

Gut! wenn du willſt, ich geh' es ein:
Die Nachtigall ſoll Richter ſein.

Der Stieglitz.

Die Nachtigall? Ich dächte: nein!
Der ſingen wir zu fein.

Die Lerche.

So willſt du der Cicada Lob?

Der Stieglitz.

Der ſingen wir zu grob.

Die Lerche.

Ei! welch ein Richter iſt dir recht?

Der Stieglitz.

Ich möchte Sperber oder Specht.

Die Lerche.

Specht oder Sperber? Schönen Dank!
Ich ſinge keinen Wettgeſang.

Leſſing.

Der Löwe und der Haſe.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Haſen ſeiner nahern Bekanntſchaft. Aber iſt es denn wahr, fragte ihn einſt der Haſe, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn ſo leicht verjagen kann?

Allerdings iſt es wahr, antwortete der Löwe; und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß wir großen Thiere durchgängig eine gewiſſe kleine Schwachheit an uns haben. So wirſt du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entſetzen erwecket.

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Haſe. Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Haſen uns ſo entſetzlich vor den Hunden fürchten.

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam, seine Condolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? Die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen.

Habe Dank, Meister Siegrim, versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

Der kriegeriſche Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, ſagte ein junger Wolf zu einem Fuchſe, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er ſich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde nach und nach triumphirt, und ihre ſchwarze Seelen in das Reich des Verderbens geſandt. Was Wunder alſo, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde ſich ein Leichenredner ausdrücken, ſagte der Fuchs; der trockene Geſchichtſchreiber aber würde hinzuſetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphirte, waren Schafe und Eſel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erſte Stier, den er ſich anzufallen erkühnte.

Die Gans.

Die Federn einer Gans beſchämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieſes blendende Geſchenk der Natur, glaubte ſie eher zu einem Schwane, als zu dem, was ſie war, geboren zu ſein. Sie ſonderte ſich von ihres gleichen ab, und ſchwamm einſam und majeſtätiſch auf dem Teiche herum. Bald dehnte ſie ihren Hals, deſſen verrätheriſcher Kürze ſie mit aller Macht abhelfen wollte; bald ſuchte ſie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdige Anſehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu ſteif, und mit aller ihrer Bemühung brachte ſie es nicht weiter, als daß ſie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Die Hunde.

Wie ausgeartet iſt hier zu Lande unſer Geſchlecht! ſagte ein gereifter Pudel. In dem fernen Welttheile, welchen die Menſchen Indien nennen, da, da giebt es noch rechte Hunde! Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen geſehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein geſetzter Jagdhund, überwinden ſie ihn denn auch den Löwen?

Ueberwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht ſagen. Gleichwol, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn ſie ihn nicht überwinden, ſo ſind deine geprieſene Hunde in Indien — beſſer als wir, ſo viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

Der Löwe und der Tiger.

Der Löwe und der Hase, beide ſchlafen mit offenen Augen. Und ſo ſchlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einſt vor dem Eingange ſeiner fürchterlichen Höhle.

Da ſprang der Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. Der nichts fürchtende Löwe! rief er. Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Haſe!

Wie der Haſe? brüllte der aufſpringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte ſich in ſeinem Blute, und der beruhigte Sieger legte ſich nieder, zu ſchlafen.

Der Stier und der Hirſch.

Ein ſchwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirſch weideten auf einer Wieſe zuſammen.

Hirſch, ſagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen ſollte, ſo laß uns für Einen Mann ſtehen; wir wollen ihn tapfer abweiſen. — Das muthe mir nicht zu, erwiederte der Hirſch; denn warum ſollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlaſſen, da ich ihm ſichrer entlaufen kann?

Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, ſo machten ſie einen überflüſſigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt für Schritt?

Die Knaben hörten die Spötterei, und ſprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienſte, die ihr thut?

Aeſopus und der Eſel.

Der Eſel ſprach zu dem Aeſopus: Wenn du wieder ein Geſchichtchen von mir ausbringſt, ſo laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches ſagen.

Dich etwas Sinnreiches! ſagte Aeſop; wie würde ſich das ſchicken? Würde man nicht ſprechen, du ſeiſt der Sittenlehrer, und ich der Eſel?

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?

Das kömmt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte.

—Dc C—

Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern brütete. Und daher kömmt es, ohne Zweifel, ſprach er, daß die Jungen des Adlers ſo allſehend und ſtark werden. Gut! das will ich auch thun.

Und ſeitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über ſeinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

Der Rangſtreit der Thiere,
in vier Fabeln.

I.

Es entſtand ein hitziger Rangſtreit unter den Thieren. Ihn zu ſchlichten, ſprach das Pferd, laſſet uns den Menſchen zu Rathe ziehen; er iſt keiner von den ſtreitenden Theilen, und kann deſto unpartheiiſcher ſein.

Aber hat er auch den Verſtand dazu? ließ ſich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinſten, unſere oft tief verſteckten Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war ſehr weislich erinnert! ſprach der Hamſter.

Ja wol! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Menſch Scharfſichtigkeit genug beſitzet.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wiſſen es ſchon: Wer ſich auf die Güte ſeiner Sache am wenigſten zu verlaſſen hat, iſt immer am fertigſten, die Einſicht ſeines Richters in Zweifel zu ziehen.

2.

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch thust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdann unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!

3.

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt, wie wir.

Aber aus bessern Gründen, als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4.

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangſtreit, wenn ich es recht überlege, iſt ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den Vornehmſten oder für den Geringſten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und ſo ging er aus der Verſammlung.

Ihm folgte der weiſe Elephant, der kühne Tiger, der ernſthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Werth fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die ſich am letzten wegbegaben, und über die zerriſſene Verſammlung am meiſten murreten, waren — der Affe und der Eſel.

Die Geſchichte des alten Wolfs,
in ſieben Fabeln.

1.

Der böſe Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entſchluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte ſich alſo auf, und kam zu dem Schäfer, deſſen Hürden ſeiner Höhle die nächſten waren.

Schäfer, ſprach er, du nenneſt mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur ſatt, und du ſollſt mit mir recht wol zufrieden ſein. Denn ich bin wirklich das zahmſte, ſanftmüthigſte Thier, wenn ich ſatt bin.

Wenn du ſatt biſt? Das kann wol ſein: verſetzte der Schäfer. Aber wenn biſt du denn ſatt? Du und der Geiz werden es nie. Geh' deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Heerde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen: sagte der Wolf.

Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

Drei? — Zwei? — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wol thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge ſind drei; dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, ſprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grauſamſte, gewiſſenloſeſte Thier verſchrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweiſen, wie unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, ſo ſoll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unſicher macht, als ich, frei und unbeſchädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachſt, Schäfer? Worüber lachſt du denn?

O über nichts! Aber wie alt biſt du, guter Freund? ſprach der Schäfer.

Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebſten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Iſegrim! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorſchlage einige Jahre zu ſpät kömmſt. Deine ausgebiſſenen Zähne verrathen dich. Du ſpielſt den Uneigennützigen; bloß um dich deſto gemächlicher, mit deſto weniger Gefahr, nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich, faßte ſich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Dieſem war eben ſein treuer Hund geſtorben, und der Wolf machte ſich den Umſtand zu Nutze.

Schäfer, ſprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde verunei niget, und ſo, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausſöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten haſt! Wenn du mich aber anſtatt deines verſtorbenen Hundes in Dienſte nehmen willſt, ſo ſtehe ich dir dafür, daß ſie keines deiner Schafe auch nur ſcheel anſehen ſollen.

Du willſt ſie alſo, verſetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beſchützen? —

Was meine ich denn ſonſt? Freilich!

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Hürden einnehme, ſage mir doch, wer ſollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beſchützen? Einen Dieb in's Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hauſe ſicher zu ſein, das halten wir Menſchen — —

Ich höre ſchon! ſagte der Wolf; du fängſt an zu moraliſiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem sanften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines gleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner, und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich konnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —

Spare die Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh'!

6.

Ich muß nun ſchon mein Liebſtes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen: dachte der Wolf, und kam zu dem ſechſten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? ſagte der Schäfer. Laß ſehen! Er iſt ſchön; die Hunde müſſen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun ſo höre, Schäfer: ich bin alt, und werde es ſo lange nicht mehr treiben. Futtere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei ſieh doch! ſagte der Schäfer. Kömmſt du auch hinter die Schliche der alten Geizhälſe? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende ſiebenmal mehr koſten, als er werth wäre. Iſt es dir aber ein Ernſt, mir ein Geſchenk zu machen, ſo gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7.

O die Unbarmherzigen! ſchrie der Wolf, und gerieth in die äußerſte Wuth. So will ich auch als ihr Feind ſterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn ſie wollen es nicht beſſer!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wol Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so früh und erwungen sie auch war, benahmen!

Der Pfau und der Hahn.

Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh' einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: der ſtolze Hahn; ſondern nur immer: der ſtolze Pfau.

Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

Willamow.

Der junge Baum und der Wind.

Der junge Baum.

Gemach, Herr Wind! gemach! — O weh!
Du siehst ja, daß ich allein hier steh'.
An Eichenmastern mag dein Zorn sich rächen.
Ich bin ein junger Baum; du wirst mich noch zerbrechen.

Der Wind.

Ein junger Baum bist du? — Gut, lieber junger Baum!
Um desto mehr kannst du dich schmiegen.
Sieh' dort die alten Bäume liegen!
Noch fass' ich dich nur kaum.
Nur sein Geduld! je mehr ich dich zerzausen werde,
Je fester wurzelst du dich in die Erde.

Der Schwan und die Lerche.

Der Schwan.

Was fliegſt du denn beſtändig über mir?

Die Lerche.

Ich hörte gern einmal dich ſingen.

Der Schwan.

Mich ſingen? ei! was träumet dir?
Wer füllet dir den Kopf mit ſolchen Wunderdingen?
Nie ſang ein Schwan.

Die Lerche.

Im Ernſt? ſo ſingt ihr Schwane nicht?

Der Schwan.

Nein, niemals.

Die Lerche.

Aber doch am Ende eures Lebens?

Der Schwan.

Auch dann nicht. Fleuch nur fort und warte nicht vergebens.

Die Lerche.

Allein, verzeih' es mir, weil Jedermann es spricht —

Der Schwan.

Was Jedermann spricht, Kind, das glaube darum nicht,
Sonst wirst du dich noch oft betrügen:
Es giebt auch allgemeine Lügen.

—⊱⊰—

Die Katze, die alte und die junge Maus.

Die Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm' doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm', daß ich dich nur küsse.

Die alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Die Katze.

So komm' doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich einmal küsse.

Die junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht,
Ich geh' — —

Die alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Die Katze.

Auch dieses Zuckerbrod und schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kömmst.

Die junge Maus.

Was soll ich machen!
O Mutter, laß mich gehn!

Die alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Die junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? Welch ehrliches Gesicht!

Die Katze.

Komm', kleines Närrchen, komm'!

Die junge Maus.

Ach Mutter, hilf! Ach weh!
Sie würgt mich Ach, die Garstige!

Die alte Maus.

Nun ist's zu spät, da dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hilfe nicht zu hoffen.

Die Gans und der Fuchs.

Die Gans.

Komm' Fuchs, wir wollen Friede schließen;
Was nützt die Feindschaft mir und dir?
Ich muß mein Gras mit steter Furcht genießen,
Und du wirst auch die Raubbegier
Gewiß einst mit dem Tode büßen.
Drum laß uns lieber Freunde sein!

Der Fuchs.

Vortrefflich, kluge Gans! ich geb' den Antrag ein.
Die Feindschaft bringt uns nicht Gewinn.
Wohlan! der Friede sei geschlossen!

Die Gans.

Er sei, ich schwör's, auf ewig fest geschlossen!

Der Fuchs.

Ja! — bis ich wieder hungrig bin.

Der Esel, die Schlange, die Nachteule, die Feldmaus und die Sonne.

Der Esel.

O Sonne! scheine nicht so heiß!
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß
Bei meiner Arbeit unterliegen.

Die Schlange.

Dank sei dem Zeus für seinen Sonnenschein,
Es liegt darin sich mit Vergnügen.

Die Nachteule.

Du machst viel ausgelassen sein
Mit deinem mir verhaßten Lichte,
O Sonne! Scheue mein Gesichte!
Ich sitze hier mit allem Fleiß verhüllt
In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt;
Ich werde noch erblinden.

Die Feldmaus.

O sei mir lange so geneigt,
Wohlthät'ger Sonnenschein! es reifen meine Aehren.

Die Sonne.

Schweigt, Unverständ'ge, schweigt!
Ich werde mich an euch nicht kehren.

Michaelis.

Die Hunde und die Katze.

Käpchen Winz ſah, wie zween Hunde
Sich ſchon über eine Stunde
Um ein Bein herumgejagt;
Jetzt die Beute ſich entriſſen,
Jetzt ſich bis auf's Blut gebiſſen.

Endlich mauchzet ſie und ſagt:
Welche derbe grobe Speiſe!
Und ihr zankt euch noch um ſie?
Wären es noch etwa Mäuſe,
So verlohnt' es doch der Müh'!

Die Lerche und der Staar.

Wie viel fehlt dir an Philomelen,
Mein Kind, und wird dir ewig fehlen!
Sprach zu der Lerche Matz der Staar.
Mein Freund, erwiderte die Lerche, das iſt wahr!
Nur wünſcht' ich mir, dergleichen Lehren
Von andern Vögeln anzuhören,
Als einem Staar.

Das Tadeln iſt ſehr leicht, und lange ſchon Gebrauch
O war's das Beſſerſein und Beſſermachen auch!

Die Stadtmaus und die Feldmaus.

Einſt lud mit vielen Komplimenten,
Auf Ortolanen, wilde Enten,
Und hundert andre Leckerein,
Die Stadtmaus eine Feldmaus ein.
Ein Teppich von durchwirkter Seide
Trug ſtolz ein ſilbernes Service,
Wo, bei der unbezahlten Freude,
Sich's Wirth und Fremdling ſchmecken ließ.
Nichts war am Tractament vergeſſen,
Was nach der Mode ſich gehört;
Als ſchnell ein Lärm im beſten Eſſen
Die ſchmauſende Geſellſchaft ſtört.
Es raſchelt wie mit einem Schlüſſel
Was an der Thüre zum Gemach.
Der Wirth ſpringt über Tiſch und Schüſſel
In's Loch, der Fremde hinten nach.
Der Lärm hört auf; mit vollem Sprunge
Macht ſich die Kompagnie hervor.
Da, ſprach der Wirth, iſt Rinderzunge!
Komm' Fremdling, leg' dir wieder vor.
Ich danke, ſprach der Koſtverächter
Zum Städter, morgen komm' zu mir.
Im Felde leben wir zwar ſchlechter,
Allein weit ruhiger, als hier.

Der gereifte Gimpel.

Ein Gimpel kam von Reiſen wieder,
Und ließ ſich in der Heimath ſchaun.
Da überred't er ſeine Brüder,
Ihr Neſt auf Dächern anzubaun.
Mich, ſprach er, hat in fernen Ländern
Der Störche Bauart klug gemacht.
Wir müſſen unſre Sitten ändern;
Denn ſonſt giebt niemand auf uns Acht.
Die Brüder ließen ſich belehren,
Ein Thor folgt ſeines gleichen nach,
Und bauten luſtig, ihm zu Ehren,
Sich alle auf ein Scheunendach.
Die meiſten fingen an zu legen;
Als ſchnell einmal ein Wetter kam,
Und der herabgeſchoſſ'ne Regen
Die ganzen Neſter mit ſich nahm.

Der aufgeblaſene Froſch.

Ein Froſch ſah einen feiſten Stier
Am Rande ſeines Sumpfes graſen.
Ein Froſch iſt ein hochmüthig Thier;
Gleich fing er an, ſich aufzublaſen.
Ei! rief er, Brüder! ſeht mir zu!
Bin ich ſo groß? Nein. Jetzt vielleicht? Vergebens.
Nun aber? Keineswegs. Noch nicht? Nein. Aber nun?
Da fehlt unendlich viel.
Die Kräfte meines Lebens
Und alles ſetz' ich dran! wär's auch mein Untergang!
So ſprach er, blies ſich auf, zerſprang.

Zachariä.

Der Pfau und der Kranich.

Mit einem Kranich zankte ſich
Ein ſtolzer Pfau. Wie? ſprach er, dich
Wirſt du doch nicht mit mir vergleichen?
Du mußt mir ja in allem weichen!
Sieh' nur einmal! mein ſchönes Kleid
Iſt aller andern Vögel Neid;
Mein langer ſpiegelvoller Schwanz,
Und meines Halſes Wunderglanz
Macht mich zu dieſes Hofes Zier.
Doch du, was haſt denn du an dir,
Das mir den Vorzug ſtreitig macht?
Du gehſt einher in Bauerntracht,
In einem alten grauen Kittel,
Haſt keinen Rang und keinen Titel.

Der Kranich ſprach: drin haſt du recht,
Mein Rang iſt klein, mein Rock iſt ſchlecht;
Doch hab' ich wirklich gute Flügel,
Hoch über Land und Meer und Hügel
Schwing' ich mich auf, beſeh' die Welt;
Und welches Land mir denn gefällt,
Nach dieſem ſteuert mein Gefieder;
Wenn ich es will, laß ich mich nieder,
Find' aller Orten meinen Heerd,
Und eſſe, was mein Herz begehrt.
Da du hergegen ſtets im Wuſt
Auf deinem Miſte bleiben muſt,
Und, wenn du dich zum Flug ermannſt,
Kaum auf die Scheuer fliegen kannſt.
Drum ſieh' mich ſo gering nicht an,
Nicht immer macht das Kleid den Mann.

Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock.

Wenn erſt der Mächtige dir droht;
Schwört auch der Kleinre dir den Tod.

Ein ſtarker Stier, ſonſt unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach ſeinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock ſtand da in Ruh',
Und hielt dem Stier ſogleich verwegen
Mit wildem Blick ſein Horn entgegen.
Der Ochſe rich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und ſprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw' iſt hinter mir.

Die Mücke und der Stier.

Mit lautem ſumſenden Gefieder
Ließ eine Mücke ſich hernieder
Auf einen Stier, und ſetzte ſich
Stolz auf ſein Horn, und ſprach: Drück' ich
Zu ſehr dich auch, mein lieber Stier,
So bitt' ich, ſage dreiſt es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
Verſetzt der Stier. Ich weiß ja kaum,
So ſehr du auch dein Daſein nützeſt,
Auf welchem Horne du mir ſitzeſt.

Die stolze Fliege.

Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man lacht nur deiner Eitelkeit.

Vier Pferde zogen einen Wagen,
Und ließen in dem schnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Da schwang sich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf,
Und rufte bei des Wagens Lauf:
Ihr guten Leute, gebt doch Acht,
Den großen Staub hab' ich gemacht!

Die bußfertigen Thiere.

Sogar auch in der Thiere Reich
Kam einſt die Peſt. Des Todes Streich
Riß zwar nicht alle grauſam hin;
Doch jedes war in ſeinem Sinn
Beſtürzt, betäubt und traurensvoll.
Der Wolf vergaß den alten Groll,
Mit dem er auf die Heerden fiel;
Da war kein Scherzen mehr, kein Spiel
Bei den verſcheuchten Turteltauben;
Der Löwe ſelbſt vergaß zu rauben.
In dieſer dringenden Gefahr
Berief er ſeiner Räthe Schaar
Um ſeinen Thron. Ihr Freunde, ſprach
Der Wälder Fürſt, dies Ungemach
Scheint unſrer großen Sünden wegen
Des Himmels Zorn auf uns zu legen!
Darum bekenne jeder hier,
Was er verbrochen! Selber mir
Setz' ich, wie andern, dies zur Pflicht.

Vielleicht, daß, wenn Ein Böſewicht
Den Göttern ſich zum Opfer weiht,
Ihr Zorn, der uns bisher gedräut,
Gelinder wird. Ich ſag' es frei,
Daß ich ein großer Sünder ſei!
Wie manches Schaf hab' ich zerriſſen!
Zudem ſo ſagt mir mein Gewiſſen,
Daß ich den Schäfer ſelbſt verzehrt!
Ich bin darum nichts beſſers werth,
Als mich für euer aller Leben
Zum Sühnungsopfer hinzugeben.
Ei! hub der Fuchs hier ſchmeichelnd an,
Was Eure Majeſtät gethan,
Das ſchreit noch nicht nach Rach' und Blut!
Sie, gnäd'ger Herr, ſind allzugut!
Und was Sie ſich zu Sünden machen,
Gehört zu ganz erlaubten Sachen.
Den Tod von ein paar dummen Schafen
Wird niemand wol an Helden ſtrafen.
Nach meinem wenigen Ermeſſen
Kann, ſolch Kanaillenzeug zu freſſen,
Kein ſonderlich Verbrechen ſein.
Der Schäfer gebt mit oben ein,
Dem ja ganz recht geſchehen iſt,
Da er die Schafe ſelber frißt.

So ſprach der Fuchs. Man gab ihm Recht.
Vom Tiger-, Bär- und Luchsgeſchlecht
Bis auf den kahlen Kettenhund,
Der, ſeine Zähne fletſchend, ſtund,
Ward alles höflich freigeſprochen,
Und keiner hatte was verbrochen.

Den Eſel traf nunmehr die Reih',
Bußfertig trat auch er herbei,
Und ſprach: Es fällt mir jetzund ein,
Daß ich einmal auf einem Rain,
Der einer Kirche zugehörte,
Mit ein paar Hand voll Gras mich nährte.
Der Teufel, glaub' ich, war im Spiel,
Daß mir dies Gras ſo wohlgefiel.
Es war nicht mein; drum hab' ich dran
Wol nicht ſo völlig recht gethan.
Oho! ſchrien drauf die andern alle
In welchem unerhörten Falle
Befindet dieſer Sünder ſich!
Dich, groben Kirchenräuber, dich
Muß man nach billigen Geſetzen
Der ganzen Welt zum Abſcheu ſetzen.
Wie? Kirchengüter zu verzehren?
Was Schrecklichers kann man nicht hören!

Du biſt des Todes doppelt werth,
Und der ſei dir ſogleich gewährt!
Der Eſel ward hierauf zerriſſen.

Für Fehler muß der Schwache büßen;
Der Mächtige, dem Muth nicht fehlt,
Wird auch von Laſtern losgezählt.

Der Esel und der Hase.

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln streiten.
Sie musterten ihr Kriegesheer.
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieser in der Krieger Zahl
Den Hasen und den Esel sah,
Sprach er zum Löwen: diese da
Mag ich in der Armee nicht wissen;
Wir können sie gar wol vermissen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß sie sich zum Teufel scheeren!
Der Thiere weiser König sprach:
Herr General! etwas gemach!
So sehr sie Ihren Zorn erhitzen,
So sehr kann ich sie beide nützen!
Wir brauchen zum Courier den Hasen;
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken,
Und unsern Kriegern Muth erwecken.

Laßt den Geringen auch nicht müßig;
Im Staat ist niemand überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur:
Gebt ihm die rechte Stelle nur.

Der Löwe und der Stier.

Wer in der Welt kein Fremdling iſt,
Entdeckt bald der Verräther Liſt.

Der Löwe ſprach zu einem Stier:
Erzeige doch die Ehre mir
Und komm' auf dieſen Abend her
Mit mir zu eſſen; ungefähr
Hat man mir heut' ein Schaf gebracht,
Das man für uns zurechte macht.
Der Stier verſprach's, und fand ſich ein;
Doch kaum trat er in's Haus hinein,
Und ſah' ſich um, ſo lief er ſchon
Auch wieder fort. Hör' doch, mein Sohn!
Rief ihm der Löwe freundlich nach,
Lauf' doch nicht weg! Der andre ſprach:
Ich traue deiner Küche nicht!
Kein Schaf kömmt mir da zu Geſicht!
Doch ſeh' ich drin ein hölliſch Feuer,
Und einen Spieß, ſo ungeheuer,
Daß mir's gar leicht wird zu errathen:
Man will dran einen Ochſen braten.

Weiſe.

Der Hausbahn und der Gänſerich.

Auf einem Hofe ſtritten ſich
Ein Hausbahn und ein Gänſerich,
Wem nach Natur- und Völkerrechte
Die Herrſchaft hier gebühren möchte.
Oft kam es auch bei ihrem Streit
Von Worten ſelbſt zur Thätlichkeit.

Einſt, da Herr Gänſerich durch ſeines Körpers Drang
Und ſeines Schnabels Keil den Hahn zum Weichen zwang,
Flog der auf die Baſtei von ſeinem Miſt und ſtimmte
Ein höhniſch Kikriki auf ſeinem Rückzug an.
Der kühne Gänſerich, darob erbittert, klimmte
Zum Sturmlauf raſch den Berg hinan.
Doch hier verflicht er ſich die breiten Gänſepfoten
In die von Stroh vielfach geſchlungnen Knoten
Und kollert in den Grund hinab.

Der Hahn, der ihm nicht Zeit ſich zu ermannen gab,
Sprang nach und griff ihn an mit ſeinen ganzen Waffen.
Herr Anſer ſuchte zwar ſich wieder aufzuraffen,
Doch Meiſter Gallus war ihm auf der Ferſ', und trieb
Ihn ſchreiend uber'n Hof mit manchem Sporenhieb.
Die Flügel ausgeſpreizt floh er in vollem Traben
Zum Wall und ſtürzte ſich dort in den Waſſergraben.
Hier ziſcht er nun den aufgebrachten Hahn,
Dem er entflohen iſt, mit höhn'ſchem Gikgak an.

Ein alter Puterhahn, der auf dem Hof regierte,
Dem Kampfe zugeſehn, und gern moraliſirte,
Stroßt feierlich daher in ſeinem Truthahnsſtaat,
Und lauderte für ſie den wohlgemeinten Rath:
Thät Jeder nur von euch, was die Natur ihm lehrte,
So blieb er, wo er hingehörte:
Du Hahn auf deinem Miſt, da iſt dein Heerd und Reich:
Du, Meiſter Gänſerich, auf Graben, Pfütz' und Teich.
Wollt ihr auf fremd Gebiet euch wagen,
So müßt ihr euch mit dem, der es beherrſcht, vertragen.
In ſeinem Eigenthum iſt Jeder Herr und Mann,
Des fremden maßt man ſich zu ſeinem Schaden an.

Vertuch.

Das milchweiße Mäuschen.

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäuſezahl
Die einz'ge ihrer Art;
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, ſo ſchimmernd und ſo weich;
Sie ſelbſt war klein und zart.

Kind! ſprach die Mutter einſt zu ihr,
Noch kennſt du nicht das böſe Thier,
Die Katze, unſern Feind;
Sie lau'rt auf uns in finſtrer Nacht;
Dein Fell iſt weiß, nimm dich in Acht!
Mein Rath iſt gut gemeint.

Auch vor der Eule hüte dich;
Dir fehlt Erfahrung, wie man ſich

Gefahren klug entzieht.
Das Mäuschen dünkt sich klug und spricht:
O, Mutter! sorgt für mich nur nicht,
Ich weiß schon, wie man flieht.

Nun ging es einstens auf den Schmaus
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte frisch und keck;
Doch da es wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule schnell und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

Ach! rief's, wie war ich doch bethört;
Hätt' ich der Mutter Rath gehört,
So litt ich nicht den Tod!
Allein das weiße Mäuschen schrie
Umsonst; die Eule speis'te sie
Zu ihrem Abendbrod.

Jacobi.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus;
Der jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn in's weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein alter weiser Biber:
Was kümmert dich? Frisch angefaßt!
Dann gehn die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.

Meinst du, ich scheue sie? versetzte
Der andre: Müßiggang ist mir die größte Pein,
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas Löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein.
Wie könnt' es einem Freude bringen,

Wenn man, ſich höher aufzuſchwingen,
Den mächt'gen Trieb im Buſen nährt?
O ſiehe dort, an jenen Felſenwänden,
An jener ſtolzen Burg die Kunſt von Menſchenhänden:
Ein ſolcher Bau iſt ſeines Kranzes werth.
Zur Wolke ſteigen ſie empor, die kühnen Laſten!
Muß da nicht mit beſchämtem Blick
Ein Biber auf ſein Meiſterſtück
Herunterſehen? — Ja, Phantaſten,
Gab ihm der Alte zum Beſcheid,
Wie du, die keine Stunde raſten,
Und dennoch müßig gehn, weil, mit ſich ſelbſt entzweit,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen;
Das aber nicht thun, was ſie ſollen.
An unſre Hütten haſt du noch
Dich nicht gewagt, und träumeſt doch
Von Schlöſſern, hochgethürmt, die an den Himmel reichen.
Fang' an, mit deiner Kunſt den Brüdern dich zu weihn,
Denn wär' es dir vergönnt, den Menſchen je zu gleichen,
So müßteſt du zuvor der beſte Biber ſein.

Burmann.

Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz,
Denn Esel tragen oft sehr große Säcke Golds,
Tapst einer bei dem Fuchs vorbei.

Herr Esel, rief der Fuchs, warum so aufgeblasen?
Wiewol die Zeiten sind nicht immer einerlei —
Ich weiß doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen!
Sind die Juwelen Schuld, die heut ihr Buckel trägt?
O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben!
Gesetzt, daß man halb Peru auf Sie legt:
Sie werden doch ein Esel bleiben!

Der Schmetterling und der Seidenwurm.

Ein Schmetterling ſah mit Entzücken
Des Seidenwurms Geſpinnſten zu;
Ei, rief er aus, ſo was machſt du?
Im Ernſt, man kann nichts Prächtigers erblicken!
Ich muß es dir nur frei geſtehn:
So viel Geſchicklichkeit iſt dir nicht anzuſehn.

Deswegen läßt's ſehr ſchön, mein Freund,
Sprach unſer Seidenwurm: wenn man mehr iſt — als
ſcheint!

Claudius.

Fuchs und Bär.

Kam einſt ein Fuchs vom Dorfe her,
Früh in der Morgenſtunde,
Und trug ein Huhn im Munde,
Und es begegnet ihm ein Bär.
Ach! guten Morgen, gnäd'ger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihr Gnaden promeniren ziemlich früh,
Wo geht die Reiſe hin? —
Was heißeſt du mich gnädig, Vieh!
Wer ſagt dir, daß ich's bin? —
Sah dero Zahn, wenn ich es ſagen darf,
Und dero Zahn iſt lang und ſcharf.

Die Henne.

Es war mal eine Henne fein,
Die legte fleißig Eier;
Und pflegte dann ganz ungemein,
Wenn ſie ein Ei gelegt, zu ſchrein,
Als war' im Hauſe Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward bös darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und ſagte:
Das Schrein, Frau Nachbarin, wär' eben nicht vonnöthen.
Und weil es doch zum Ei nichts thut,
So legt das Ei, und damit gut!
Hört, ſeid darum gebeten!
Ihr wiſſet nicht, wie's durch den Kopf mir geht.
Hm! ſprach die Nachbarin, und thät
Mit einem Fuß vortreten,
Ihr wißt wohl ſchön, was heuer
Die Mode mit ſich bringt, ihr ungezognes Vieh!
Erſt leg' ich meine Eier,
Dann recenſir' ich ſie.

—Doc—

Der Fuchs und das Pferd.

Einſt warben Fuchs und Pferd, —
Warum, das weiß ich nicht, auch hat es mich verdroſſen,
Denn mir ſind beide Thiere werth, —
In einen Käfig eingeſchloſſen.
Das Pferd fing weidlich an zu treten
Vor Ungeduld, und trat
Den armen Reinke Fuchs, der nichts an Füßen hat. —
Das nun hätt' ich mir wol verbeten!
Tret' er mich nicht, Herr Pferd, ich will ihn auch nicht
treten. —

Nicolai.

Der Käſe.

Ein Ziegenkäſ', in Leinwand eingebunden,
War jüngſthin von einem Paar
Naſchhafter Katzen aufgefunden.
So angenehm die Beute war,
So heftig war der Streit, die Theile gleich zu meſſen:
Willſt du allein den Käſe freſſen?
Laß Drittel nimmſt du weg! — Wie ſchändlich lügſt du!
Mir kömmt die Hälfte noch von deinem Theile zu.

Man ruft zuletzt des Nachbars Affen. —
Sein Herr iſt in dem Magiſtrat,
Er weiß von ihm das Recht, er ſoll uns Recht verſchaffen.
Der Affe kömmt, ein ernſter Rath,
Im Mantel und im Ueberſchlage,

(Der Weisheit seines Herrn), setzt sich zum Tische hin,
Und spricht: Ich will den Streit nicht in die Länge ziehn;
Hier ist mein Messer, hier die Wage.
Seht selbst, wohin das Zünglein überschlage.
Nicht wahr, zur Rechten? — Ja. — Schon gut! Den
Augenblick
Soll ihm geholfen sein. Flugs schneidet er ein Stück
Vom rechten Theile weg und schiebt es in den Rachen.
Wie stehn die Schalen nun? Die linke hat zu viel?
Gleich wollen wir sie leichter machen.
Der Richter wiederholt das Spiel
So schnell und oft, zur Rechten und zur Linken
Macht er so schnell die Schalen sinken,
Daß er bereits den Käse halb verzehrt.

Die Katzen: Nun, wir sind zufrieden,
Der Unterschied ist nicht mehr werth,
Daß sie sich ferner noch ermüden.
Der Affe: Nein, das geht nicht an;
Gerechtigkeit ist eine Sache,
Die man nie zu genau bestimmen kann.
Ich bin ein so exakter Mann,
Daß ich mir ein Gewissen mache,
Wenn ich nur um ein halbes Gran
Dem oder Jenem Tort gethan. —

Er hilft den Schalen noch mit manchem neuen Schnitte.
Seht her! nun ſteht das Zünglein in der Mitte;
Nun looſt! — Was looſen? wählt! — O wähle du!
Und beide Katzen greifen zu.

Noch nicht, ihr Damen! ſpricht der Affe.
Erlauben ſie, daß ich auch mir mein Recht verſchaffe.
Wer zahlt mir erſt den Spruch? Was mag das Reſtchen ſein?
Ein Drittel von dem Kapitale?
Das zieh' ich für die Sporteln ein.

So geht's in manchem Tribunale.

Der Bauer und der Esel.

Mit seinem schwer beladnen Esel kam
Ein Bauer aus der Stadt und nahm
Den Weg zurück nach seiner Hütte
Bei langer Weile, sachtem Schritte,
Sann er der kleinen Wirthschaft nach,
Was er nunmehr gekauft, und was ihm noch gebrach.
Mein alter Schornstein steht schräge,
Ich brauche Ziegel ihn zu baun;
Auch Holz muß ich mir morgen haun. —
Von ungefähr erblickt er hart am Wege,
Wo sonst ein kleines Höfchen stand,
Nun einen leeren Raum. Das Haus war abgebrannt.
Im Schutte sieht er noch gebrauchte Ziegel liegen.
Ha! Niemand will sie mehr? Noch taugen sie für mich
Ein Dutzend Ziegel lassen sich
Noch wol zur Last des Esels fügen.
Nach beiden Seiten gleich vertheilt er sie.
Der Zuwachs biegt des Esels Knie;
Doch seine Kräfte trägt das gute Vieh

Zusammen, stellt sich fest, versucht's und trippelt weiter
Verschiedne hingestreute Scheiter
Erblickt nun Hans im Gehn, die kurz zuvor
Von seinem Wagen Holz ein andrer Hans verlor.
Ha, noch ein guter Fund! So weniger zu hauen.
Auch diese wirft er auf den Grauen,
Der jedesmal, wenn er ein neues Scheit empfängt,
Erzittert, knickt, den Kopf noch tiefer senkt.
Kaum kriecht er, kaum genügen Bein' und Rücken
Der Ueberlast. Gleich stand die Sonne hoch.
Hans zieht den Kittel aus: Auch diesen trage noch!
Der wird dich nicht danieder drücken. —
Gefehlt! Der Esel kann nicht mehr,
Er fällt. Der Bauer faßt den Knittel ihn zu schlagen:
Wie, Fauler! Holz und Steine kannst du tragen,
Und findest nun den Rock zu schwer? —
Wie ungerecht! versetzt das Thier. Bedenke, Lieber!
Ein volles Faß läuft auch durch einen Tropfen über.

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Was ist die Zeit? Laß sehn, ob wir zusammentreffen?
Es war ein trüber Tag; die Eitle sprach es nur,
Sich zu erheben, ihn zu äffen.
Ich weiß es nicht, versetzt er ihr:
Die Stunde sieht man nur an mir,
Wenn mich der Sonne Strahlen treffen.

Armseliger! fuhr jene fort,
An keine Zeit, an keinen Ort,
An keinen Strahl bin ich gebunden
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Und zieht man mich des Morgens auf,
So geh' ich vier und zwanzig Stunden
Noch mehr, ich schlage. Doch von dir
Kömmt nie ein Laut. Du kannst doch zählen?
Da höre mich! Eins, zwei, drei, vier:
So viel ist es genau. Das kann unmöglich fehlen.

Indem sie spricht, zertheilt sich gleich
Der Nebel hier, die Wolken stieben,
Apollo steht allein und strahlenreich
Am Himmel: Aehrenfeld und Teich und Wiese glühen
Der Zeiger weiset vier, drei-Viertel noch dazu.
Wie nun? so spricht er, zweifelst du,
Ob, von Apollen selbst belehrt, ich Wahrheit sage?
Bereit bist du auf jede Frage,
Doch wer dir traut, läuft Gefahr,
Daß er zu viel, zu wenig göttlich.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber wahr.

Der Specht und der Auerhahn.

Der Unerfahrne hält für Sicherheit
Gerade das, was ihm am nächsten dräut.

Wie ruhig bleibst du hier auf deinem Aste sitzen?
So sprach der Specht zum jungen Auerhahn.
Sieh' dort den schlecht verwahrten Schützen;
Dir ist sein Pfeil bestimmt, er setzt den Bogen an. —
Wie thöricht! Weit gefehlt, daß dieser gute Mann
Sein Eisen mir entgegen schicke,
Sieh' hin, er zieht es ja zurücke. —
Die Saite klingt, der Pfeil durchjagt den Auerhahn.

Die Aehren.

An einer hohen schlanken Aehre
Stand mit gesenktem Haupt der reifen Schwestern Schaar
Den steifen Wuchs hält jene sich zur Ehre.
Ein herrliches Verdienst, fürwahr!
Ernähret die gebückte Schaar.
Dein Hochmuth kömmt von deiner Leere,
Bescheidenheit von unsrer Schwere.

Die zwei Bäche.

Zwei Bäche, Kinder Einer Quelle,
Nachdem ſie lange brüderlich,
Faſt Hand in Hand gefloſſen, theilten ſich,
Und wählten jeder ſeine Stelle.

Der Aeltre ſprach: Das Thal dort unten reizet mich
Mit langer Mühe drängt er ſich
Hindurch. Bald muß er Wurzeln unterwühlen,
Bald Kieſel aus dem Wege ſpülen.
Beharrlichkeit ſiegt endlich, und er fließt
In ſeinem rauhen zwar, doch ganz bequemen Bette,
In welchem ihn der frohe Bauer grüßt.
Der Aecker und der Wieſen lange Kette
Beſchleimet er, der Bäume Zucht
Treibt er empor, verdorret ihre Frucht,
Näßt hier der Mühle Rad, wird dort zum Fiſcherteiche,
Schafft Ueberfluß umher, im ganzen kleinen Reiche.

Ein ſtolzer Garten nimmt den jüngern Bruder auf.
Der Herr begegnet ihm mit fröhlichem Empfange:

Solch einen Gaſt wünſcht' ich mir lange. —
Kanäle nach der Schnur und in gemeſſnem Hange
Gräbt man für ihn. Zwar kurze Zeit
Muß er in engen Röhren fließen.
Doch um zuletzt mit großrer Herrlichkeit
Aus einem Marmorberg empor zu ſchießen.
Von ſeiner Höhe blickt er einſt voll Uebermuth
Hinab in's Thal: Sieh'! was aus mir geworden!
O Bruder! hörſt du das Rauſchen meiner Fluth?
Nur Höflinge mit Schlüſſeln und mit Orden
Läßt man zu mir. Auch dieſe bleiben ſtehn,
Mich mit Verwunderung anzuſehn.

O! glaube nicht, daß ich dich drum beneide,
Spricht jener. Zwang und Pracht ergötzen dich,
Natur und Freiheit bringt mir größre Freude.
Dich ſtaunt der Höfling an, der Landmann ſegnet mich.

—Ende—

Die Wünsche des Esels.

Ein junger Esel sollte nun
Bei einem Gärtner Dienste thun.
Es war im Mai. Der frohen Blumen Heerde
Packt man, in Töpfen mit der Erde,
Ihm täglich auf und treibet ihn
Damit zum nahen Städtchen hin. —
Das schwere Zeug! Wer mag doch Lenz und Blumen lieben?
O Sommer komme bald! — Er kommt, die Ruhe nicht.
Man giebt dem Grauen Kohl, Salat und Rüben
Zu schleppen: schwerer, da die Sonne heißer sticht. —
Geduld! der Herbst macht dieser Qual ein Ende. —
Ihr Knechte! ruft im Herbst der Gartner, regt die Hände!
Das Obst den Bäumen abgepflückt,
Und tücht'ge Lasten nach der Stadt geschickt! —
Ein neues Kreuz! doch in den Wintertagen
Giebt mir gewiß die Erde nichts zu tragen.
O Winter, eil' herbei! — Der Winter schleicht heran:
Dem Knechte wird nun anbefohlen
Zweimal im Tage Mist zu holen. —
Nun Mist? und zweimal gar? O Lenz, komm' bald heran!

Der Knabe wünschet sich zum Jüngling, der zum Mann;
Der Alte singe gern beim Knaben wieder an.

Das Lamm und die Frösche.

In einer Pfütze lag ein Lamm
Durch einen Fall von einem Steine.
Die Pflanzen und der zähe Schlamm
Umstrickten, hielten ihm die Beine.
Es stampft und schlägt sich zu befrein,
Und stört die träge Fluth der Pfütze.
Was für ein Lärm in unserm Sitze?
Hört es die Brut der Frösche schrein.
Ihr Herren, wollet mir verzeihn,
Erwidert es: von freien Stücken,
Das glaubt mir, kam ich nicht herein,
Und hoff' in wenig Augenblicken
Des edlen Loches los zu sein. —
Das edle Loch? ein Weiher, wo Personen
So fein als du von Nase wohnen? —
Hat dich dein Stern hierher geschickt,
So lebe friedsam und beglückt,
Wie wir in diesen edlen Fluthen:
Ein Paradies, mit jedem Guten
Und jedem Schönen ausgeschmückt. —
An mir ist all sein Reiz verloren,
Versetzt das Lamm, ich bin nicht hier geboren

Das Pferd und das Füllen.

Ein Füllen, das den ganzen Tag
Auf fetter Wieſe müßig lag,
Beſchnaubte nur den Klee mit ſtolzer Naſe,
Fand Ekel an dem beſten Graſe.
Zu einem ältern Pferd, das mit zur Weide ging,
Sprach es: Weißt du nicht eine Wieſe,
Die beſſre Kräuter hat, als dieſe? —
Ja wohl! doch weit iſt ſie. — Die Sonne hing
Schon tief. Sie brachen auf. Durch dicke Wälder,
Durch ſchroffe Felſen, offne Felder
Läuft unſer Mentor vor, und unſer Telemach
Hüpft ihm erſchöpft und keuchend nach. —
Kömmt nun die Wieſe bald? — Man langet,
Als ſchon der Mond am Himmel hanget,
Auf einem Anger an. Und dieſer Anger war,
Gerade der, von welchem unſer Paar
Vor wenig Stunden ausgezogen.
Das Füllen, durch die Nacht betrogen,
Erkennt die Stelle nicht. Das alte Pferd

Beginnt: Nun! hab' ich dir gelogen?
Nicht wahr, ein herrlich Gras und wol der Reise werth? —
Ja wol! versetzt das Füllen wieder,
Wie Rosmarin und Thymian!
Es frißt, so viel sein Magen fassen kann,
Und legt sich, satt, zur Ruhe nieder.
Der junge Tag beginnt den Lauf,
Und fröhlich wacht das leckre Füllen auf,
Sieht um sich her, erkennt die alte Wiese. —
Wie? kamen wir im Traum zurück? Wo ist das Gras,
Das ich mit solcher Wollust fraß?
Kein andres Gras und keine Wiese,
Erwidert ihm das Pferd, hast du gesehn, als diese.
Durch einen Umweg nur hab' ich bei blinder Nacht
Dich auf den alten Fleck gebracht.
Allein, mein Sohn, du trabtest hart und lange:
Dies hat das Gras so süß gemacht.
Dein Ekel kam vom Müßiggange.

—⁂—

Der Rabe und die Eule.

Wann kommſt du doch aus deiner Höhle?
Wann hören wir die Stimme deiner Kehle?
Trübſelig Stiefkind der Natur!
(Zur Eule ſagte dies der Rabe),
Ich möchte wiſſen, was an ſolcher Kreatur
Minerva wol gefunden habe?

Du zwingſt mich, ſprach die Eule, dir
Zwei meiner Gaben anzuzeigen,
Die liebt Minerva ſehr an mir,
Doch dieſe fand ſie nicht an dir:
Ich kann im Finſtern ſehn, und ſchweigen.

Rudolphi.

Die Nachtigall und die Eule.

Eine Nachtigall im dichten
Grünbuſche ſang dem lichten,
Schönen Abendſtern ihr Lied.

Deß ereifert ſich die Eule
In dem alten Kirchenthurm,
Und ihr fürchterlich Geheule
Prophezeihte nahen Sturm. —

Weißt du nimmer denn zu ſchweigen?
Sieh'! am Horizonte ſteigen
Wetterwolken ſchwarz und ſchwer.
Lerne von mir, Sturm zu wittern;
Lerne vor Gefahr zu zittern.
Immer näher kömmt ſie her! —

Liebe Eule, ſprach beſcheiden
Die vergnügte Sängerin:
Lehrteſt du Gefahr vermeiden,
Ja, ſo würd' ich dich beneiden
Um die Augen, um den Sinn,
Die Gefahr von weitem ſpähen.
Aber ſie ſchon fern zu ſehen,
Und nicht wiſſen zu entfliehn —
Nein, laß mir den leichten Sinn,
Laß mich ſingen immerhin;
Kömmt ſie näher, will ich ſchweigen
Und verbergen mich in Zweigen,
Bis dem grünen Flurenzelt
Sich der Himmel wieder hellt.

Der Maulwurf.

Zur hellen Mittagsſtunde wagt
Ein Maulwurf ſich aus ſeinen dunklen Höhlen
An's Tageslicht herauf und ſagt:
Ich hörte ja ſo vielerlei erzählen
Vom Licht in ſeinem ſchönen Glanz,
Von Blumen und von bunten Farben,
Von Büſchen, Bäumen, Weizengarben;
Ich traue dem doch nicht ſo ganz.
Der Hamſter ſagt, er hab' es ſelbſt geſehn;
Doch ſoll er mich nicht hintergehn:
Von weitem her hat man gut lügen.
Mich ſoll man nicht ſo leicht betrügen,
Ich will mit eignen Augen ſehn. —
Er watſchelt fort, der Unterſucher, ſchaut
Mit eignen Augen; doch — vertraut
Nicht mit der ſchönen Tageshelle,
Erkennen ſie vom Boden kaum die Stelle,
Die er mit ſeinem Körper deckt,
Das Andre bleibet ihm verborgen und verſteckt.

Er kehrt in ſeine Finſterniß zurück,
Und wünſcht ſich und den Seinen Glück,
Daß er die Wahrheit endlich nun entdeckt. —
Ich dacht' es längſt, noch eh' ich dieſes Mittel wählte,
Ein Mährchen iſt es, was man mir erzählte. —

Wozu ſoll aber dieſe Fabel taugen?
Das, lieben Leute, weiß ich nicht.
Dies weiß ich wol, man ſieht nicht ohne Licht:
Doch, wer da ſehn will — ſtärke ſeine Augen.

Pfeffel.

Die Klugheit.

Durch eines Fiſchers Liſt berückt,
Ward in ſein Garn ein junger Hecht verſtrickt.
Das Sprichwort ſagt: Die Noth bricht Eiſen.
Der Kriegsgefangne naht ſo lang',
Bis daß es ihm zuletzt gelang,
Sich aus den Banden loszureißen.
Jetzt ſprach er bei ſich ſelbſt: Ei, ei,
Ich dacht' es nicht, bei meiner Ehre,
Daß hier ein Netz verborgen wäre.
Je nun, ich bin ja wieder frei,
Mein Henker ſoll zum zweitenmal mich kriegen.
Doch ſtill! was ſeh' ich dort vor jenem Boot
Im Waſſer hin und wieder fliegen?
Beim Element, ein fetter Biſſen Brod! —
Er ſchnarrt ihn auf und läßt, dem Netze kaum entgangen,
Sich nun durch einen Hamen fangen.

Der Kater.

Ein Kater ſah bei einem Schmaus
Die goldgefüllten Römer blinken;
Er ſah die Gäſte wacker trinken
Und rief in vollem Eifer aus:
O Himmel, welch ein toller Haufen!
Wie ſchändlich iſt es, Wein zu ſaufen,
Uns Katzen ekelt vor dem Wein.
Nur bei den Menſchen giebt es Praſſer;
Wir löſchen unſern Durſt mit Waſſer,
O lernt von Katzen, weiſe ſein! —
Herr Murner, nur nicht ſo vermeſſen,
Rief ihm ein Gaſt mit Lachen zu:
Ich bin ſo tugendhaft als du,
Denn ich kann keine Mause freſſen.

Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen ſaß
Seines Demantſcheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Barbenhains.

Leiſe ſchlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her und ſchoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach, was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzeſt du?

Der Pommer und der Kater.

Ein Pommer ward von einem Schusse lahm,
Der seinem Herrn, den er beschützen wollte,
Verrätherisch das Leben nahm.
Unwissend, wie er nun sein Brod gewinnen sollte,
Kroch er betrübt bis in die nächste Stadt,
An deren Thor ein Kater zu ihm trat,
Dem eines Abtes Koch vor wenig Tagen,
Weil er ein Rebhuhn stahl, das Bein zerschlagen.
Bedrängte werden gleich bekannt:
Sie unterhielten sich von ihren Unglücksfällen.
Zuletzt sprach Mauz: Freund, laß uns durch das Land
Als ein paar treue Spießgesellen
Hausiren gehn. Der Pommer sagte: Nein;
Wir sind zwar beide lahm, allein
Ich möchte doch nicht gern mit dir verglichen sein.

Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt ſich ein Paar Hunde:
Es war ein Pudel und ſein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde,
Er konnte tanzen, Wache ſtehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Waſſer gehn,
Und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unſers Hunds geweſen,
Und dieſer lernte ſo geſchwind,
Als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einſt fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter ſein,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war ſonſt ein gutes Vieh,
Doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie
Zu ſolchen hochſtudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand

Und ſtellt ihn aufrecht an die Wand.
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf ſeine Vorderfüße nieder.
Man ruſet den Profeſſor Fritz,
Auch der erſchöpfet ſeinen Witz;
Umſonſt, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, ſprach Fritze, hilft der Stock.
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er ſteifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
Was wollt ihr? ſpricht der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor ſchlagen;
Geht, werdet durch mein Beiſpiel klug.
Ihr Kinder, lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.

Der Panther und der Leopard.

Kein Schelm will Schelmen ähnlich ſehen.
Man ſah den Panther und den Leopard
Einſt vor Chronions Throne ſtehen.
Herr, ſprach der Leopard, es iſt ſchon oft geſchehen,
Daß, wenn vom Panther hier ein Mord verübet ward,
Auf mich der Argwohn fiel. — Das iſt auch meine Klage,
Rief jener aus; man kennt die Mordbegier
Des Leopards, er iſt des Waldes Plage. —
Darum, o Herrſcher, bitten wir,
So ſchloſſen ſie zugleich, den einen von uns beiden
In einen andern Balg zu kleiden. —
Warum, verſetzte Zeus, hat das Gerücht
Den frommen Zeber nie mit euch vermenget?
Auch er iſt bunt. Geht, geht, man irret nicht,
Wenn man euch alle beide hänget.

Der Adler und der Pfau.

Der Adler ſprach zum Vögelchor
Am Spiegelquell: Nicht wahr,
Dem Pfau geh' ich an Schönheit vor? —
Ja! rief die feige Schaar.

O! ſprach der Pfau — mit Vorbedacht
Sprach er's für ſich und leis —
Der Schnabel, nicht der Federn Pracht
Ertheilte dir den Preis.

Das Chamäleon und die Vögel.

Die ſchwarze Farbe lebe hoch!
So rief ein Rabe jüngſt am Spiegel einer Quelle,
Als ein Chamäleon vorüberkroch,
Das, wie wir wiſſen, ſeinem Felle
Leicht jede Farbe giebt. Der Rabe krähte noch,
So war das Thier ſchon ſchwarz. Ein Schwan im nahen Teiche
Gab ſeinem weißen Wamms den Preis,
Und das Chamäleon war weiß.
Grün iſt die ſchönſte Tracht! ſo rief aus dem Geſträuche
Ein Zeiſig, und das Thier war grün.
Roth! ſchrie ein Cardinal vom Wipfel einer Eiche,
Roth iſt der Farben Königin,
Und das Chamäleon erſchien im Scharlachkleide;
Als aus dem duftenden Geſträude
Der Meiſe Stimm' erſcholl: Wen reizt nicht der Azur,
Der meinen Scheitel ſchmückt? Im gleichen Augenblicke
Verſetzt ein Goldfaſan: Wer prangt in der Natur,
Wie ich, im reinſten Guldenſtücke?
Flugs färbt ſich das Chamäleon
Mit blauen und hierauf mit ſafrangelben Tinten.
Allein was war des Augendieners Lohn?
Zuerſt verlachten blos die Klügern ſeine Finten,
Bald aber ward ihm ſelbſt der dummſte Gimpel Feind.
Wer jedes Freund ſein will, iſt Niemands Freund.

Der wilde Eber und die Ferkel.

Den Keiler sahn sein Hauerpaar
Die Ferkel an der Eiche wetzen,
Und alle riefen mit Entsetzen:
Wie? Vater, drohet uns Gefahr?
Der Vater sprach: Nicht, daß ich's wüßte;
Allein es wäre viel zu spät,
Falls ich, wenn die Gefahr entsteht,
Erst meine Waffen schleifen mußte.

Der Sperber.

Ein Sperber hörte den Geſang
Der holden Philomele;
Sein feierlicher Ton durchdrang
Des Wüthrichs ehrne Seele.

Ha! rief er aus, welch ein Accent!
Vor ihm muß alles ſchweigen.
Wohlan! ich mache das Talent
Der Zauberin mir eigen.

Er ſchwellt die Kehle, reibt den Kopf
Und wetzet ſeine Zunge.
Doch was gewann er? einen Kropf
Und eine wunde Lunge.

Still! noch fällt mir ein Mittel ein;
Wie konnt' ich es vergeſſen?
Sprach er, das Beſte wird wol ſein,
Die Nachtigall zu freſſen.

Der Lachs und die Neunauge.

In einem Netze ward mit andern Fiſchen
Auch eine Neunaug aufgebracht.
Ei! rief ein Lachs ihr zu, du nahmſt dich ſchlecht in Acht,
Neun Augen haſt du, Kind, und ließeſt dich erwiſchen? —
Mein Unglück, ſprach ſie, guter Freund,
Darf dir nicht unbegreiflich ſcheinen:
Viel Augen helfen nichts, wenn unſer Feind
Mit zweien beſſer ſieht, als wir mit neunen.

—Doc—

Die zwei Schnecken.

Zwei Schnecken kamen einst in Streit.
Warum? Das läßt sich Niemand träumen.
Denkt, um den Preis der Schnelligkeit.
So wahr ist es, daß Stolz und Neid
Auch in den trägsten Seelen keimen.
Zum Kampfgericht erwählte man
Drei biedre Frösche; diese steckten
Den Kampfplatz aus, und als sie quäkten,
So hob das Paar den Wettlauf an.
Es hatte sich auf seiner Bahn
Schon lange mühsam fortgewunden,
Und dennoch in zwei langen Stunden
Zwei Spannen kaum zurückgelegt.
Die Richter saßen unbewegt,
Und gähnten, matt vom langen Harren.
Nein, das ist nicht mehr auszustehn!
Sprach endlich ihr Dekan: Ihr Narren!
Kommt, eh' ihr laufen wollt, erst gehn.

Der Wolf, der Schöps und das Reh.

Ein Wolf ſah einen Schöps im Klee.
Gut, ſprach er, der hat ausgenaſchet,
Er ſpringet auf ihn los und haſchet
Ihn ſchon beim Ohr, als er ein Reh
Im fernen Buſch erblickt. Der Biſſen
Iſt fetter, denkt er, überdies
Bleibt mir der Hammel ja gewiß.
Er jagt das Reh; mit ſchnellen Füßen
Entwiſchet ihm der leckre Schmaus.
Nun will er ſich am Schöps erholen.
Auch dieſer hatte ſich empfohlen
Und Iſegrim ſchlich leer nach Haus,
Laut der Sentenz der lieben Alten:
Wer alles will, wird nichts erhalten.

Der Fuchs und die Henne.

Ein Fuchs ſing hinter einer Tenne,
Am hohen Mittag eine Henne.
Um ſie zu zwingen, auch den Hahn
Durch Gackern in ſein Garn zu ziehen,
Fraß er ſie nicht, und um dem Zahn
Des wachen Hofhunds zu entfliehen,
Sprach er zu ihr: Der kleinſte Laut,
Mein Liebchen, macht dich ſtraks zur Leiche.
Mit kaltem Schweiß und Gänſehaut
Bedeckt, ließ ſie ſich ins Geſträuche
Des Gartens ſchleppen. Dieſe Fahrt
Gab ihrem Geiſt die Gegenwart,
Den Sehnen ihre Spannkraft wieder;
Sie ſchlägt die matten Augenlider
Zum Himmel auf, und ſchloß im Nu
Sie wieder. Ha! rief ſie voll Schrecken,
Was ſeh' ich! — Nun, was ſieheſt du?
Fragt Reinhardt. Ach! drei große Flecken,
Schwarz, wie die Nacht, im Sonnenlicht. —
Du träumſt, verſetzt der Böſewicht,
Und blickt empor. Mit offnem Rachen
Nieſ't er, vom Strahl gereizt, und weint.
Das Huhn entwiſcht und ruft mit Lachen
Von einem Baume: Proſit, Freund!

Der junge Fuchs.

Ein Fuchs, den erſt vor wenig Tagen
Sein Vater mündig ſprach, ging auf den Anſtand aus,
Und brachte zum Beweis für ſein Talent zum Jagen
Ein fettes Rebhuhn mit nach Haus.
Der Sieg macht ſtolz; der junge Nimrod glaubte
Bereits der erſte Held des Walds zu ſein.
Und trotz des Vaters Rath zog er nun ſtets allein
Auf Kapereien aus und raubte
So kühn, ſo frech beim hellen Sonnenſchein,
Daß er den ganzen Bau in Furcht und Schrecken ſetzte,
Indeß der Vater ſtets mit ſchlauem Vorbedacht,
Und immer nur bei dunkler Nacht,
Der Bauern Hausgeflügel hetzte.
Einſt lenkte dieſer ſeinen Lauf
Nach einem Meierhof. Der kecke Knappe
Schleicht unbemerkt ihm nach. Jagt er ein Wildpret auf,
Denkt er, ſo ſpring' ich flugs herbei und ſchnappe
Den Fang ihm vor der Schnauze weg.
Der Alte blieb auf einem Steg,

Der auf ein Hofgut ſtieß, ein Veilchen ſtehen;
Dann zog er haſtig weiter fort.
Der junge Hannibal betrat nun auch den Ort
Und ſtutzte. Hab' ich recht geſehen?
Rief er auf einmal aus. Ja wol, beim großen Pan!
Dort ſchläft ein weißer Puterhahn,
Gedruckt im mondbeſtrahlten Graſe.
Ei, ei! wo hatte nur Papachen ſein Geſicht,
Und ſeine hocherfahrne Naſe?
Doch mir entwiſcht die Beute nicht. —
Er fällt darüber her. Mit einem lauten Knalle
Springt eine Feder los, die ihm ein Bein zerbricht.
Ach, Vater! ſeufzt der arme Wicht,
Ich ſah den Köder, du die Falle.

Die Klapperſchlange.

Zur Klapperſchlange ſprach ihr Kind: Fürwahr an Ruhm
Gleicht in der ganzen Welt kein Thier der Schlange;
Ihr Zahn, ihr Speichel, ſelbſt ihr Blick bringt um,
Schon ihre Fährte macht ſogar den Menſchen bange. —
Dein Lob iſt viel zu ſchön; du haſt, mein gutes Kind,
Sprach die Mama, die Welt noch nicht geſehen,
Denn leider muß ich dir mit Scham geſtehen,
Daß es auch Schlangen giebt, die gar nicht giftig ſind. —

So ſpendet auch der Menſch ſein Lob und ſeinen Tadel,
Das Brandmal und den Lorbeerreis;
Der Neger malt den Teufel weiß,
Und bei den Räubern giebt ein Bubenſtück den Adel.

Der Pavian und der Pudel.

Ein großer, finstrer Pavian,
Der in ein Kloster sich entfernet,
Wo er vom Pater Guardian
Die Christlich abgelernet,
Kam mit dem Pudel Tamerlan
Vom Terminiren einst zurücke,
Und traf auf einer großen Brücke
Ein Dutzend wilder Knaben an.
Sie stellten mit lebendem Fuße
Sich steif auf das Geländer hin,
Und einer lag in dem Flusse.
Er schreit, er winkt, umsonst — sie fliehn.
Hier ist ein seltner Streit von Pflichten,
Sprach der gelehrte Pavian;
War ich beim Pater Guardian,
Ich wüßte gleich den Fall zu schlichten.
Soll ich des Knaben Retter sein?
Ja freilich, spricht die Menschenliebe . . .
Doch wie, wenn ich im Wasser bliebe?
Nein, ruft die Selbsterhaltung, nein! —
O, wehe dem, versetzt der Pudel,
Der Schuldniß und Gewissensrath
Zu guten Thaten nöthig hat!
Und riß den Knaben aus dem Strudel.

Der Schwan und die Gans.

Einſt ſang ein Schwan auf einem See
Sein Lied. Sonſt hörten's nur die Söhne
Apolls; nun reizten ſeine Töne,
Selbſt eine Gans, die ſich im Klee
Des Ufers ſonnte. Laß doch ſehen,
Sprach ſie, ob wir — denn Gans und Schwan
Sind eins — die Kunſt nicht auch verſtehen.
Sie ſtreckt den Kragen himmelan,
Füllt ihren Blaſebalg und kreiſchet
So jämmerlich, daß ihr Tenor
Des Menſchen und des Thieres Ohr,
Ja ſelbſt ihr eignes Ohr zerreiſchet.
Durch Uebung wird man Meiſterin,
Sprach ſie, verſuchet es auf's neue,
Sinkt endlich heiſch und kraftlos hin,
Und bleibet immer Pfuſcherin.
Ha, gackte ſie, bei meiner Treue!
Der Schwan in ein verdammter Wicht,
Ein Zauberer, ſonſt konnte nicht
Sein Lied ſo leicht, ſo tonreich fließen. —
O Thörin! fiel der Schwan ihr ein,
Man braucht kein Zauberer zu ſein,
Um mehr als eine Gans zu wiſſen.

Der Widder, der Fuchs und die Ziege.

Ein Widder hielt im weichen Grase
Mit einer Ziege Mittagsruh;
Da schlich ein Fuchs mit weiser Nase
Aus einem dicken Busch hinzu.
Er gafft den Widder an. Wie prächtig,
Sprach er, ist deiner Hörner Paar!
Wie furchtbar wärest du, wie mächtig,
Nähmst du des edlen Vortheils wahr,
Den du von der Natur empfangen.
Könnt' ich mit solchen Waffen prangen,
So wär' ich selbst mir Herr und Schutz;
Ich lachte dann mit stolzer Seele
Des Leuen herrischer Befehle
Und böte seinen Schössern Trutz. —
Das wäre hübsch, bei meinem Leben!
Versetzt der Widder, muß ich nicht
Ihm jährlich zwei Pfund Wolle geben? —
Ha, rief der Fuchs, der Bösewicht! —
Ich, sprach die Ziege, will nun eben

Nicht klagen; freilich muß ich ihm
Des Jahrs zwo Kannen Milch erlegen;
Allein er schützte mich dagegen
Schon oft vor Meister Isegrim.
Auch dich, Herr Fuchs, entriß der Leue,
Ich sah es selbst, des Tigers Zahn,
Und fielen ihrer zween dich an,
Was nützte dann dich dein Geweihe? —
Ich trete deiner Meinung bei.
Versetzt der Widder, mag der Schösser
Noch heute kommen; immer besser
Ist zinsbar sein, als vogelfrei.

—⊱⊰—

Der Pelikan und der Weyh.

Ein ſchlimmer Weyh, ein Ausbund frecher Tücke,
Trat einſt den edlen Pelikan
Auf einer hohen Feder an.
Er ſah erſtaunt das Vorbild frommer Liebe,
Umringt von ſeiner Kinder Schaar,
In ſeine Bruſt ſich eine Wunde ritzen,
Und froh ſein Blut in ihre Kehle ſpritzen.
Was thuſt du? rief der Weyh — er war zu ſehr Barbar,
Um eine ſchöne That zu ſchätzen und zu ehren —
Wer wird denn ſeine Kinder gar
Mit ſeinem eignen Blute nähren?
Beim Adler Jupiters! du biſt auch allzu gut,
Laß durch mein Beiſpiel dich belehren:
Ich äße mein Gezücht mit fremdem Blut,
Und ſinn die Balge flick, erwacht ihr Muth,
So fang' ich an, im Jagen ſie zu üben. —
Du, ſprach der Pelikan, ziehſt eine Mörderbrut:
Ich lehre meine Kinder lieben.

Der junge Haſe.

Mit ernſtem Schritte, wie der Held
Von Mancha, kam ein junger Haſe
Nach Haus, und ſeine wunde Naſe
Schien laut zu rufen: ſtaune Welt!

Du blutest, Neffe? ſprach ein Greis
Zu ihm. Was hat dich zugetragen? —
Je nun! ich habe mich geſchlagen,
Verſetzt' er, und der Kampf war heiß.

Was! rief die ganze Sippſchaft aus,
Geſchlagen? Wie! mit welchem Feinde?
Mit einem Hund? — Ab, lieben Freunde!
Mit einer ungeheuern Maus.

Der Hecht.

Ein Klausner, der am Tiberſtrand
Einſt fiſchte, zog in ſeinem Netze
Den ſchönſten Hecht erfreut an's Land.
Vermeg'ner! ſprach der Fiſch, verletze
Nicht meine heilige Perſon!
Du weißt, die ganze Paſſion,
Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz, die Lanze,
Die Nagel ſammt dem Dornenkranze
Hab' ich im Kopfe. — Wunderlich!
Verſetzt der Greis; doch darf ich fragen,
Was haſt du hier im vollen Magen?
Sprich oder ich zergliedre dich! —
Ach nichts; ein Neſt mit jungen Aalen,
Hochwürdiger Herr Eremit,
Ein kleines Frühſtück. — Ha, Bandit!
Ich dacht' es wol, ihr Kannibalen
Tragt die Religion im Kopf,
Und in dem Buſen das Verderben. —
Hier warf er ihn in ſeinen Topf
Und ließ ihn wie Sanct Vitus ſterben. —

Langbein.

Die beiden Fliegen.

Die Stechfliege.

Was ſchwärmſt du denn immer?
Unhöflicher Gaſt!
Du fällſt hier im Zimmer
Entſetzlich zur Laſt!
Viel Unluſt erleiden
Die Menſchen durch dich;
So ſei doch beſcheiden
Und ſittſam, wie ich!

Die Brummfliege.

O bleib' mir zu Hauſe
Mit deiner Moral!
Was macht mein Geſauſe
Den Menſchen für Qual?
Ihm wär' es erfreulich,
Wenn du mir nur glichſt!
Du lebeſt ſo heilig,
So ehrbar und — ſtichſt!

Der Igel und der Dachs.

Von seiner Lagerstatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt;
Doch nirgend zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachses Bau,
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.
Ich hoffe, Nachbar, sprach er schlau,
Du wirst das Volk umher beschämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerstörte,
Hartherzig Dach und Fach versagt.
Ein Felsensinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall;
Allein sieh' her, ich rolle mich bescheiden,
Daß ich kaum größer bin als eines Kindes Ball,
Und so kannst du mich wol in einem Winkel leiden.

Er zog jetzt seine Stacheln ein,
Und kugelte sich möglichst klein.

Der Dachs, ein guter Tropf, ſah dieſem Gaukelſpiele
Mit weiten Augen zu, und ſagte: Komm' herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein.

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein ſtiller angenehmer Gaſt.
Er lag, als wär' er feſtgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Laſt.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben,
Er ſtreckte ſich und ſeine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und ſtreifte frech durch's ganze Haus.
Das mußte wol den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte deſſen nicht genießen;
Drum hat er ſanft, kein Störefried zu ſein.
Beleidigt aber drang mit ſeinen ſcharfen Spießen
Der böſe Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte raſch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Beſitz davon.

O welche ſchändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!

Sprach zu ſich ſelbſt der Dachs, und ſah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

Was fehlt dir, Freund? Haſt du nicht ausgeſchlafen?
Fragt' ihn ein Fuchs, als beide ſich
Bald drauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückiſchen Geſellen
Gelungen war, ihn um ſein Haus zu prellen.
Der Schurke! rief der Fuchs: Er war zuvor bei mir,
Und flehte kriechend um Quartier;
Ich aber ſchloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger,
Denn er iſt mir als Heuchler ſchon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprichwort, das ich oft auf Menſchenzungen fand;
Es lautet, wenn ich's recht verſtand:
Giebt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen ſie die ganze Hand.

Die Lehre der Mutter.

Ein junges Mäuslein ging auf Reiſen,
Kam bald zurück in's Mutterhaus,
Und ſprach: Du mußt mich unterweiſen;
Denn mein Verſtand reicht noch nicht aus.
Ich ſehe mancherlei Geſtalten
Vor meinem Blick vorüber ziehn,
Und weiß mich dann nicht zu verhalten:
Soll ich mich nahen oder fliehn?
So hatt' ich heut' in einer Scheuer,
Worin ich ſtill geſchlichen war,
Ein wunderbares Abenteuer,
Voll Schreck und grauſender Gefahr.
Ein Ungethüm von rauhen Sitten,
Und feuerroth um's Haupt vor Zorn,
Kam frech und ſtolz herein geſchritten
An beiden Füßen einen Sporn.
Es rauſchte furchtbar mit den Schwingen,
Und öffnete den Hals dabei,
Als wollt' es mich im Nu verſchlingen,
Doch that's nur einen lauten Schrei. —

Dagegen sah ich in der Ferne
Ein Wesen, ganz der Anmuth Bild.
Die Augen funkelten wie Sterne,
Und waren dennoch fromm und mild.
Sanft, wie auf Rosen, kam's gegangen,
Und leckte sich fein säuberlich
Das Bärtchen und die weißen Wangen,
Die es mit zarten Pfötchen strich.
Voll Lieb' und Lust, die mich durchglühten,
Hätt' ich's um Freundschaft gern ersucht;
Allein des Flügelschlägers Wüthen
Erschreckte mich zu schneller Flucht. —

Das dank' ihm ewig! sprach die Mutter,
Denn dich bezauberte, mein Kind,
Die schlaue Katze, deren Futter
Wir armen Mäuse täglich sind.
Doch stört, trotz seiner Flügelschläge,
Der Hahn nie unsre Sicherheit;
Geh' nur den Schleichern aus dem Wege,
Die Polterer thun dir kein Leid.

Beſenſtolz.

Als von der Birke ſtruppigem Haar
Der erſte Beſen gebunden war,
Wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren,
Und forderte frech, man ſollt' ihn verehren.
Wie käm' ich, ſprach er, zum Dienſt als Knecht?
Ich zähle mich zu der Blumen Geſchlecht;
Und das zu erweiſen bedarf's nicht viel:
Ich habe ſo gut als ſie einen Stiel. —
Darüber lachte das ganze Haus,
Und ſagte: Der Stiel macht's noch nicht aus!
Willſt du den Rang der Blumen erſtreiten,
So mußt du ſüßen Geruch verbreiten.

Das paßt auf jeden verdienſtleſen Stolz,
Der Anſprüche macht, wie jenes Holz.

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einſt früh in Geſchäften aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in großer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann
Der Weizen iſt reif, die Mahd muß geſchehn,
Geh', bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ſind die Nachbarn zu Dienſten bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Uns ließen die treuloſen Nachbarn im Stich!
Geh' flugs nun zu unſern Verwandten, und ſprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth ſehn,
So helfet ihm morgen ſein Weizenfeld mähn!

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs iſt die Sippſchaft zur Hülfe bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in höchſter Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Uns ließen auch unſre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hahne krähn,
Selbander uns rüſten, den Weizen zu mähn.

Ja, ſagte die Wachtel, nun iſt's an der Zeit!
Macht ſchnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geſchwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

Li u h.

Der Eſel und das Hermelin.

Man ſagt, uns Eſeln fehle Witz,
Weil wir an Diſteln uns vergnügen:
Und doch ſeht ihr den Stiegelitz
Nach ihnen viele Meilen fliegen,
Und keine Seele tadelt ihn.
Die Urſach', ſprach ein Hermelin,
Laßt ſich errathen, ſollt' ich meinen:
Dem Klugen wird ein Fehl verziehn,
Dem Narren überſieht man keinen.

Die Hausfrau und die Hühner.

Man ſchlachte doch die fetten Hühner!
Sprach eine Frau zu ihrem Diener.
Kaum hört dies der wachſame Hahn,
So wird's dem Harem kund gethan.
Gefahr, rief er, droht unſerm Leben;
Ich weiß nur Einen Rath zu geben:
Eſſ't wenig, daß ihr mager bleibt;
Ihr ſterbet, ſeid ihr gut beleibt.
Sie folgten ihm, und wurden mager.
Doch dieſes ſchützte ſie noch nicht;
Die Frau kömmt auf den Hof und ſpricht:
Das Vieh wird ganz entſetzlich hager,
Wird es nicht ehſtens abgethan,
Vergeht es gar. — Hört! rief der Hahn:
Was wollen wir mehr Hunger leiden?
Sein Schickſal kann man nicht vermeiden.
Weil alle Vorſicht doch nicht frommt,
Eſſ't! und erwartet, was da kommt.

Tieck.

Miſekätzchen.

Miſekätzchen ging ſpazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht ſich an den Taubenſchlag,
Eine Taube zu probiren.
Schlupft wol in das Loch hinein,
Aber kaum iſt ſie darein,
Iſt der Appetit vergangen;
Eine Falle, ſiehſt du, fällt,
Für den Marder aufgeſtellt,
Und das Kätzchen muß nun hangen;
Und im Sterben ſchreit ſie: trau'
Nicht auf Diebſtahl je. Miau!

Schreiber.

Der Häufling und die Schnecke.

Ein Häufling ſah einſt eine Schnecke,
Die auf dem Wipfel eines Baumes ſaß,
Und die zurückgelegte Strecke
Sich blähend mit den Augen maß;
Der Häufling fragte: ſag' mir doch
Wie kamſt du da hinauf? — Ich kroch.

Tiedge.

Die entscheidende Frage.

Zwei Hähn', aus Welschland her, nicht eben große
Denker,
Nur Schreier, gingen stolz auf einem Hof herum:
Sie schrien als wohlversuchte Zänker,
Doch keiner schrie den andern stumm.
Der eine schilt den andern: Schreier,
Und dieser, mit nicht minderm Feuer,
Erwidert kräftig jedes Wort.
So zankten sie dann fort und fort;
Ihr Wechselhaß wuchs alle Tage.
Am nahen Teiche hob sein Haupt ein Schwan empor.
Dem trug der eine Hahn nun seine bittre Klage,
Voll fremder Schuld und eigner Unschuld, vor. —
Hochweiser Schwan, es treibt ein böser Widersprecher
Mich zur Verzweiflung und zu dir.

Sieh', jener Hahn iſt ein verruchtes Thier,
Er ſchreit mich todt! beim Jupiter, dem Rächer!
Entſcheide zwiſchen ihm und mir! —
Ja, ſpricht der Schwan, dein Feind hat ſchlimm an dir verbrochen;
Ich will dir ſagen, wie du ſiegſt;
Nur ſage mir zuvor: hat er auch widerſprochen,
Der böſe Schreier, wenn du ſchwiegſt?

Das Privilegium.

Der Vogel Zeus, der, wie ihr wißt,
Der Großsultan der Vögel iſt,
Hatt' einen Landtag ausgeſchrieben.
Die Vögel kamen all' herbei;
Und ward auch wol nicht viel betrieben,
So gab es doch viel Schmauſerei.
Mitunter wurden dann auch Klagen
Dem hohen Sultan vorgetragen.
Es war ein Sperling, der begann;
Hart klagte der die Monodramen
Des unbeſcheidnen Kukuks an.
Der Kukuk ſchreit, ſo hub er an,
Bis zum Betauben ſeinen Namen
Im ganzen weiten Wald herum.
Erhabner Adler, mach' ihn ſtumm!
Wir alle hören lieber Raben,
Als dieſen Narrn, den Wald durchſchrein. —
Der Adler ſprach: Ein Narr zu ſein,
Die Freiheit muß ein jeder haben!

Der welſche Hahn und der Schwan.

An einem Teich, auf einem Hügel
Von Schutte ſtand ein welſcher Hahn,
Und lärmt' und trat in ſeine Flügel;
Still auf dem Teiche zog ein Schwan.
Du, guter Freund, dort im Gewäſſer,
Ruft jener laut dem Schwane zu,
Schau her, ich bin ſo groß, wie du,
Vielleicht auch wol ein wenig größer!
Mit edlem Stolze ſpricht der Schwan:
Breit iſt nicht groß, mein lieber Hahn.

Der Pfau und die Krähe.

Zu einem Pfau sprach eine Krähe:
Was magst du dich doch in der Sonne drehn!
Wenn ein Mal nur dein Blick auf deine Füße sähe,
So wurde dir der Stolz vergehn,
Mit welchem du die Federnspiegel
Des Schweifes aus einander spannst. —

Beileib', versetzt der Pfau, doch deinen grauen Flügel.
Wenn du — vor dir — dich sehen kannst.
Das, was dein Aug' an Andern sahe,
Wird Andern nicht an dir entgehn.
Wir stehn uns selber viel zu nahe,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Die Fliege und die Biene.

Zur Biene ſprach die Fliege:
Sag' mir, warum man dich
Auf keinem deiner Züge,
Verfolgt und jagt, wie mich?
Ich glaube, könnt' ich ſtechen,
Und mich ſo ſcharf, wie du,
An meinen Feinden rächen:
Man ließ' mich auch in Ruh!
Du irrſt, verſetzt die Biene,
Was mehr, als alles, mich
In Schutz nimmt, iſt, daß ich
Dem Eigennutze diene

Arndt.

Die Zaunranke und der Klee.

Zum Klee die Zaunranke ſprach:
Nachbar, komm' mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum haſt du nicht mit mir wollen?

Lachelnd erwidert der Klee:
Taxirſt auf die ſtattliche Höh'
Eben ſo trotzig nicht pochen;
Ich ſehe, du biſt gekrochen.

Hang.

Die Spinne und die Fliege.

Warum ſo fern und in Sorgen?
Komm' Püppchen! du biſt hier geborgen.
Komm näher! Vertraue mir, Fliege!
Mich lüſtet, an's Herz dich zu preſſen.
Ich liebe dich. Glaubſt du, ich lüge? —
Nein! Aber du liebſt mich zum Freſſen.

Der Fuchs und die Weiber.

Ein Füchslein rief drei Weibern zu,
Die auf dem Feld in guter Ruh',
Zusammen eine Henne speis'ten:
Wenn ich nun thäte, was ihr thut,
Zerrisse mich der Hunde Wuth. —
Wir essen, sprach ein Weib zum Dreisten,
Was unser ist. Dich, böse Brut,
Nährt immerfort gestohlnes Gut.

Die Kuh und der Hund.

Stolzblickend auf ihr junges Kalb
Sprach eine Kuh zum Schäferhunde:
Seht, Freund, wie zierlich hüpft mein Kalb!
Ein wahres Meisterstück im Grunde.
Glaubt mir, es ist das erste Kalb
Auf hundert Meilen in die Runde.
Von Zeus begnadigt naht sein Kalb
An Reiz und Geist mit jeder Stunde.
Bald giebt von meinem Wunderkalb
Die Fama wol der Menschheit Kunde. —
Vergöttre Mutter nicht dein Kalb!
Ward sie belehrt vom Schäferhunde:
Dein Kalb ist, wie ein andres Kalb.

Die Ziegenböcke und das Schaf.

Zwei Ziegenböcke, weit und breit
Im Rufe größter Weisheit, ſtritten,
Wie große Herrn, ob einer Kleinigkeit,
Und ſtießen ſich, zum Aerger jedes Dritten,
So wüthend, daß ein Schäflein ſprach:
Schämt euch, und laßt zu kämpfen nach!
Ihr wollt Unſterblichkeit erringen
Als Philoſophen erſten Rangs;
Lehrt uns die Leidenſchaft bezwingen,
Und könnt des erſten Unmuthdrangs
Euch nicht erwehren? Mir gelangs. —
Wir ſind, entgegneten die Streiter,
Nur Philoſophen in der Theorie,
Nicht in der Praxis — Ungenie!
Von hinnen! — Und ſie kämpften weiter.

Die Fabel hält den Lehrſatz ein:
Ihr müßt nicht nur gelehrter, nein!
Müßt beſſer auch, als Andre ſein.

Das Eichenblatt.

Du armes Eichenblatt, wohin? —
Fürwahr! Ich weiß es nicht,
Seit ich des Sturmes Beute bin,
Der auch die Eiche bricht.
Mich ſauſelt Weſt, mich wirbelt Nord
Vom Wald hinab in's Thal,
Vom Thal zum Berge wieder fort,
Wol mehr, als tauſendmal.
Verſtummen, dulden iſt mein Brauch.
Ich gehe, wirſt du ſehn,
Wohin die Roſenblätter auch
Und Lorbeerblätter gehn.

Schmetterling und Wurm.

Nach ſeiner ſchönen Metamorphoſe
Schwang bunte Flügel mit Gold und Azur
Ein Schmetterling um die jüngſte Roſe,
Die Fürſtin der reichen Blumenflur. —
Vergiß im glänzenden Gefieder,
Nicht deines Rauxenſtandes Schmach!
Du kreuchſt, wie ich, im Staube hin und wieder,
Hochfliegender Herr Bruder! ſprach
Ein Wurm voll Neides. — Sind wir Brüder,
Rief jener: gut! ſo fliege nach!

Eſel, Haſe und Roß.

Vor kurzer Zeit, als noch die Thiere laſen,
Ergriff vor allen Bücherphraſen
Das Wort, daß Reiſen weiſe macht,
Zugleich den Eſel und den Haſen,
Und beide rannten, ſchnell bedacht,
Neugierig über Berg und Thale,
Trottirten fort, und hofften dreiſt:
Nun fahr' in ſie der Weisheit Geiſt.
Wohin denn? — rief mit einem Male
Das edle Roß. Was ſoll die Gier?
Die ſtete Haſt? — Wir reiſen. — Ihr?
Warum denn? — Reiſen macht ja weiſe. —
Nicht euch, nur wer im neuen Gleiſe
Streng prüfen, klug vergleichen kann:
Dem Denker einzig frommt die Reiſe.
Kehrt wieder heim (mein Rath iſt treu),
Damit kein Schimpf euch widerfahre.
Die Füß' allein — vier oder zwei —
Sie tragen, reiſ'tet ihr auch Jahre,
Nicht einen Gran zur Weisheit bei.

Der Bach und sein Ursprung.

Ein Bächlein, das durch lange Regengüsse
Zum breiten Flusse mählig schwoll,
Verlaugnete gar hochmuthsvoll
Den kleinen Ursprung aus dem Felsenrisse.
Welch eitles Prunken! rief der Quell:
Durch Zufall wuchsest du so schnell,
Und lehnst mit Undank mir — so wisse:
Ich bin sehr wenig; aber ohne mich
Wärst du noch weniger als ich.

Die Maus und die Schildkröte.

Schildkrötel Wei zur Laſt und Pein
Muß dir dein enger Kerker ſein?
Rief eine Stadtmaus jung und klein;
Ich gehe, mich der Koſt zu freun,
Im Schloß des Königs aus und ein,
Und lebe wie ein Königlein.
Du wirſt mich ſehr beneiden! — Nein!
Umläuferin, — dies Haus iſt mein.

Müchler.

Der Affe und der Bär.

Es kam ein Aff' an einen Bach,
Ihm fiel es ein, die Fläche zu begaffen:
Als er sich dort erblickte, sprach
Der eitelste von allen Affen:
Ha, welche närrische Figur!
Welch Fratzenbild! — Dank der Natur,
Daß sie mich doch nicht geschaffen. —

Dies sprechend, kam von ungefähr
Des Wegs vorbei ein zott'ger Bär:
Den Affen stach, wie alle Gecken,
Der Kitzel gleich, den Isegrim zu necken.
Ihr Herren! wenn es euch gefällt,
So naht euch, Ihr dürft euch nur bücken,
Um eins der sieben Wunder dieser Welt
Mit eignen Augen zu erblicken.

Der Bär tritt nahe, kaum verweilt
Er vor dem Bach, im Schaun verloren,
Ei, lieber Freund! er spöttisch kraut:
Das sind leibhaftig deine Ohren! —
Du irrst, versetzt der Affe: es sind
Die deinen, darauf will ich schwören! —
Betrachte deine doch nur, Kind!
Der Augenschein muß dich belehren,
Daß diese dir nur angehören. —
Dein Spaß ist übel angebracht! —
Du lässest niemals dich bedeuten! —
Die hörten lang' nicht auf zu streiten,
Bis sie, da nichts sie Klüger macht,
Nur mit sich selber höchst zufrieden,
Indeß man wechselnd sich verlacht,
Vom Bach, dem spiegelklaren, schieden.

Gesteht nur, daß der Mensch hienieden
Aus Eitelkeit es auch so macht.

Die Biene und die Spinne.

Ein Spinnchen kroch, der Neugier wegen,
In einen Bienenkorb, und als es da
Der Zellen aufgehäuften Segen,
Der Bienen Fleiß und Eintracht sah,
Trat es zu einem Bienchen: Sage,
Woher kommt eure Harmonie?
Wir Spinnen weben zwar, doch nie,
Daß es für Andre Früchte trage,
Ein Jeder baut sein eignes Haus;
Wir rotten selbst uns wütend aus,
Und immer Krieg ist unire Plage.

Wir, sprach die Honigsammlerin:
Wir haben eine Königin.

Die Reisegefährten.

Um in der Welt sich umzusehn,
Beschloß ein Pfau, nach Schwalben Weise,
Nach fernen Gegenden zu gehn:
Doch eine solche weite Reise
Macht man nicht gern allein. — Der Pfau
Erwäget dies, prüft nun genau,
Wen er sich zum Begleiter wähle,
Und dem an Körper und an Seele
Zu solchem innigen Verein
An keiner Eigenschaft es fehle,
Denn er soll klug, still und verträglich sein.

Den Adler würd' ich mir erlesen,
Spricht er nachdenkend jetzt: allein
Er hat ein gar zu herrisch Wesen,
Ich würde bald sein Sklave sein.
Wie wär's, ob ich den Stieglitz wähle?
Er nimmt durch sein Gefieder ein;
Mir wär' am liebsten Philomele,
Mit ihrer liederreichen Kehle
Kann sie mich unterwegs erfreun.
Doch leider! Beide sind so klein!

Wen wähl' ich denn? — Nur nicht den Gimpel,
Den hält man überall für simpel;
Die Dohle? — Die kann nichts, als schrein.
Den Papagei? — Der schwatzet immer.
Den Kuckuck? — Der von sich nur spricht.
Die Eule? — Ei, die scheut das Licht,
Und haßt der Sonne Glanz und Schimmer.
Bei Nacht zu reisen, lieb' ich nicht.
Zu scheu und furchtsam sind die Tauben,
Der Strauß zu langsam sich bewegt;
Der Habicht Tück' im Herzen hegt,
Er hat sich einzig nur aufs Rauben,
Mehr wie der Geier selbst, gelegt. —

So grübelnd, von den Vögeln allen
Will ihm kein Einziger gefallen;
Er floh allein nun mürrisch fort.
Kein Vogel schien für ihn zu passen,
Und ach! er fand an jedem Ort
Sich einsam, hülflos und verlassen.

Der muß auf seiner Lebensbahn
Dem sind der Freundschaft ganz entsagen,
Der Andrer Schwächen nicht ertragen,
Und mild nicht Nachsicht üben kann.

—Doc—

Die Nachahmer.

Ein Pfeil, vom Bogen abgeschnellt,
Flog hoch empor zum Himmelszelt,
Und rief mit stolzem Selbstvergnügen
Dem König Adler frevlich zu:
Sieh' her, ich kann so gut, wie du,
Und höher durch die Lüfte fliegen.

Der Adler lacht' und sprach: O Thor!
Was hilft dir dein erborgt Gefieder?
Durch fremde Kraft steigst du empor,
Und durch dich selber sinkst du wieder!

Seidel.

Der alte Fuchs und die Jungen.

Der Fuchs nahm seine beiden Söhne
Zum erstenmal bei seinem Ausgang mit,
Auf daß er nach und nach zur Klugheit sie gewöhne
Sie gingen langsam, Schritt vor Schritt.
Der Fuchs gab Antwort, wenn sie fragten,
Belehrte, wenn sie ein falsches Urtheil sagten,
Zeigt ihnen, wo er konnte, Freund und Feind,
Und warnt' und lehrte sie Gefahr vermeiden.
Jetzt kamen sie, eh' einer es vermeint,
An ein verfänglich lockend Eisen.
Seht, sprach der Fuchs, hier, hütet euch,
Von diesem Hühnerfleisch zu speisen!
Seht nicht heran! Das Eisen schnappt und hält euch gleich,
Und jämmerlich müßt ihr ins Reich
Der Schattenwelt hinüber gehen.

So lieblich euch der Braten dunkt,
So reizend der Geruch euch winkt,
Nahet nicht! Es iſt um euch geſchehen!
Die Jungen horchten noch auf ihres Vaters Rath,
Als dieſer ſich der Falle nahet.
Schon greift er zu, will ſchon ſich glücklich preiſen:
Doch kaum berühret er das Eiſen,
So fängt es ihn. Zum Glück
Nahm's ihm vom rechten Ohre nur ein Stück.
Beſchämt ging er zurück.

Willſt du den Andern Lehren geben,
So mußt du ſelbſt nach dieſen Lehren leben.

Die Biene und der Schmetterling.

Wie du doch immer hier und dort
Von Blum' auf Blume hüpfest,
Und Nahrung suchst, und mit ihr fort
Zur dunklen Zelle schlüpfest.

Du Thörin, du! denn klug kann ich —
Du wirst es mir vergönnen,
Ich rede frei — klug kann ich dich,
Beim Jupiter! nicht nennen.

Für wen trägst du den Vorrath heim
In langen Sommertagen?
Hast du denn Wachs und Honigseim
Für dich hinweg getragen?

Die Habsucht lauert schon und läßt
Dir kaum das liebe Leben;
Sie raubt dir alles — solch ein Fest
Sollt' ich der Habsucht geben?

So eigennützig denk' ich nicht,
Versetzte drauf die Biene,
Mir ist es Freud' und süße Pflicht,
Wenn ich auch Andern diene.

Krummacher.

Der Marder, der Iltis und die Henne.

Ein Marder ſchlich ſich in die Tenne,
Und raubte tückiſch einer Henne,
Die ſich zum Brüten fertig machte,
Zwei Dutzend Eier, ging und lachte
Der armen Henn' in ihrer Noth,
Und fraß den Raub zum Morgenbrot.

Nur eines hatt' er nicht genommen.
Sie ſah es an und ſprach beklommen:
Nun iſt mein ganzer Troſt zerſtöret!
So ſeufzte ſie. Ein Iltis höret
Die Henne klagen, ſchleicht hinzu,
Und ſpricht: Was, Liebe, weineſt du?

Die Henne klagt ihm ihre Leiden.
Der Heuchler sprach: Es fehlt an Freuden
Dem Frommen nie. Du mußt dich fassen!
Der Himmel wird dich nicht verlassen.
Getrost! Auch Trübsal eilt vorbei! —
Er sprach's und nahm das letzte Ei.

Da rief erfüllt mit bittrem Grimme
Das arme Huhn mit lauter Stimme:
Nun soll kein Tröster mich mehr plagen! —
Das, sprach der Schalk, hat nichts zu sagen!
Jetzt geht dich alle Welt vorbei,
Ich habe ja dein letztes Ei.

—Doc—

Die Nelke und die Lilie.

Die rothe Nelk' und weiße Lilie blühten
Auf Einem Blumenbeet. — Die Nelke sprach:
Du solltest zu den Deinen dich gesellen!
Wir haben nichts gemein. Was will dein blasser Kelch
Zu meinem Farbenglanz? Dein Duft betäubet;
Gewürzig steigt mein Wohlgeruch empor.
Und doch erhebst du dich stolzirend neben mir! —

Die Lilie sprach darauf: Des Gartens Herr
Hat hier uns beid' auf Einem Beet vereinet.
Mein weißer Kelch soll deinen Glanz erheben,
Dein dunkles Roth mein einfach weißes Licht.
Ich soll von fern das Aug' erfreun; drum wurde
Mir zu dem hohen Wuchs der strenge Duft verliehn.
Gewürzig lockt dein Wohlgeruch zum nahen
Beschaun den Blick. Dann labet und ergötzt
Auch ihn dein Kleid und seiner Farben Schmelz.

So stehn wir streitend doch im Wechselbunde.
O, laß gemeinsam uns in Frieden blühn!

Der junge Adler.

Es wollt' einmal ein junger Adler ſich
In ſeiner Herrſcherwürde ſehen.
Er ließ demnach ſofort ein königlich
Edict durch ſein Gebiet ergehen,
Worin bei ſchwerer Pön befohlen ward,
Daß alle Vögel nur auf eine Art
Nach einer Weiſe ſollten ſingen.

Man ſtaunte und begann. — Es wollte nicht gelingen.
Mein Himmel! rief ein aufgeklärter Staar,
Der weit und breit gereiſet war,
Wie kann der König unſern Kehlen
So etwas Tolles anbefehlen?
Fürwahr er macht uns noch Geſang und Luſt zur Plage.
Und — ſingt doch ſelber nicht! —

Freund, fiel die Amſel ein,
Das möchte wol auf deine Frage
Die allerbeſte Antwort ſein. —

Der Pfau und der Haushahn.

Ein eitler Pfau ſprach einſt zu einem Hahn:
Ein Jeder ſchaut mich mit Bewunderung an;
Allein wer hätte nicht auch etwas auszuſetzen?
Der Eine tadelt mein Geſchrei,
Ein andrer ſagt, mein Schenkel ſei
Nicht ſchön, anſtatt am Glanz ſich zu ergötzen,
Womit mein Schweif im Sonnenſchein
So herrlich prangt. Wie kann man ſo vermeſſen
Und ungerecht in ſeinem Urtheil ſein?
Man ſollte dankbar ſich des Schönen freun! —
Mein lieber Pfau, fiel ihm der Haushahn ein,
Man würde gern Geſchrei und Fuß vergeſſen,
Allein du willſt geprieſen ſein
Und Jedem mit Gewalt gefallen,
Und ſo, mein Freund, mißfällſt du Allen.

Der Kuckuck und die Turteltaube.

Der Kuckuck klagte einſt im Rath der Vögel:
Mich achtet man gering, man ſchmähet meines Rufs,
Der nur mich ſelber nennt. Und ſeht, die Turteltaube,
Die gleiches thut, iſt doch bei aller Welt beliebt.
Drum ſchaffet mir Gerechtigkeit und Ehre!

Der Adler ſprach darauf: Die Turteltaube girret
Im dunkeln Wald ihr wehmuthvolles Lied,
Wie es in Einfalt ihr des Herzens treue Liebe
Gebeut. Dir aber ward kein liebend Herz.
Selbſtſüchtig ſpreiſt du dich ſelber aus,
Und nennſt der Straße deinen Namen.
Ihr gab die Liebe ſelbſt nach ihrem frommen Liede
Den Namen Liebe, Freund, den Unterſchied.

Der Affe und das Eichhörnchen.

Ein feister Affe sah in träger Ruh'
Von einem Erker eines Eichhorns Springen
Auf einer nahen Eiche zu.
Wie müßt' es dir, so hub er staunend an,
Bei dieser deiner Kunst gelingen,
Zum höchsten Glück dich schnell empor zu schwingen,
Wenn du nur wolltest! Drum verlaß die kühne Bahn,
Und schone deiner schlanken Glieder,
Eh' dich ein Unglück trifft, mein Bruder, komm' hernieder.
Ich speise von des Herren Tische
Tagtäglich Braten, Wildpret, Fische
Und tausend andre schöne Gaben!
Das sollst auch du, mein Lieber, haben.

Ei! sprach das Eichhorn, sage mir
Zuvor, womit verdienst du dir
Dies seltne Glück? Mußt du des Herren Sachen
Vor Dieben bei der Nacht bewachen? —

Verachten? ſagte Petz, nein ſchönen Dank!
Von Wachen wird man müd' und krank.

Vielleicht, fuhr jenes fort zu fragen,
Muſt du des Herrn Geräcke tragen?

Gar tragen? ſprach der Grinſer, — Nein!
Sein Laſtthier mag ein andrer ſein!
Ich hab' es beſſer: Poſſen machen,
Verlacht von andern, ſelber lachen,
Das iſt die Kunſt, die mich ernährt,
Und ohne Mühe ſich von ſelber lehrt.
Freund, nichts ſoll deinem Glücke fehlen —
So komm' hinab! — Kannſt du noch lange wählen?

Das Eichhorn ſprach: Ich wähle nicht.
Mich jammert dein, du armer Wicht!

Die alte und die junge Eiche.

Verächtlich Pöbelvolk, du grünst und blühest noch!
Rief zürnend eine junge Eiche
Zu eines Brombeers blühendem Gesträuche,
Das tief zu ihren Füßen kroch.

Die alte sprach: In unsern Höhen
Muß man das Niedrige nicht sehen!

Die großen und die kleinen Raubthiere.

Der König Leu und Herzog Leopard,
Fürſt Tiger, Panther und Hyäne,
Graf Luchs und Bär und andre ihrer Art,
Kurz, die Gewaltigen der Krallen und der Zähne
Befahlen einſt den kleinern Thieren,
In ihren Ländern und Revieren
Sich künftighin des Raubens zu enthalten,
Und niemals mehr, von ſchnöder Gier und Wuth
Getrieben, mit dem Gut und Blut
Der Schwächeren ſo frevenlich zu ſchalten,
Wie ſie bisher ſonder Fug und Recht
Sich angemaßt — —

Erlaubet eurem Knecht,
Hut jetzt ein Hamſter an, demüthiglich zu fragen,
Warum ihr Mächtigen uns Kleineren geruht,
Das allergnädigſt zu verſagen,
Was ihr doch ſelber täglich thut?
Verzeiht, wenn euer Knecht den Grund nicht ſieht,
Warum man uns denn ausgeſchloſſen? —

Was? brummt ein Bär ihn an, wir treiben es im Großen
Nur darin liegt der Unterſchied.

Die Froſchbildung.

Ein alter kahler Froſch beſtieg ſein Schilfkatheder,
Ihm ſchwoll der Bauch, ihm ſtrotzte das Geäder,
Die Fröſche horchten rings, er öffnete den Mund,
Den hohlen, breiten, und that männiglichen kund:

Geneigte Brüder, leiht mir euer günſtig Ohr!
Auf daß ihr lernt, euch ſelbſt nach Würden ehren,
Will ich euch jetzt der Ordnung nach belehren,
Wie die Natur vor andern uns erkor
Zu ihrem Lieblingsvolk. — Bemerket denn zuvor:
Aus Eiern in der Fluth wie Perlen hingegoſſen
Sind wir, den Schwänen gleich, entſproſſen;
Doch ſeltſam! ohne Glieder drehten
Wir uns, geſchwänzt gleich himmliſchen Kometen,
Im Waſſer hin und her, und auf und ab; es klang
Im Röhricht noch kein Froſchgeſang!

Natur wie gut biſt du! Sie ſchuf euch nun zwei kleine,
Zwei Aermchen an die Bruſt, man nennt ſie Vorderbeine.

So ſchwammt ihr, reizenden Sirenen völlig gleich,
Halb Froſch' und halbgeſchwänzt im Teich.
Noch war der Mund geſchloſſen; es erklang
Im Rebrigt noch kein Froſchgeſang!

Soll denn mein Lieblingsvolk, dem ich die holden Gaben
Des Sangs beſtimmte, nur zwei Vorderbeinchen haben?
So ſprach die Schöpferin Natur, und wunderbar!
Sie ſchuf zum erſten auch ein zweites Beinchenpaar!
Vierbeinig und geſchwänzt — ſo ſchwammt ihr, wie im Nil
Das Wettertier das große Krokodil.
Noch wart ihr ſtumm, wie jenes; es erklang
Im Rebrigt noch kein Froſchgeſang!

Vergnügt ſah die Natur euch jetzt im Waſſer ſchweben —
Nein ſprach ſie, ſchlanker ſoll mein Völkchen ſich erheben.
Dies hindert nur der Schweif, der hinterher ſich krümmt.
Mein Volk iſt zum Geſang beſtimmt!

Sie ſprach's und es geſchah; ihr ſchwammt nun ohne Schweife,
Gealtet und gefeilt. — So kamet ihr zur Reife.
Allein noch war es ſtill im Teich, und es erklang
Im Rebrigt noch kein Froſchgeſang!

Nachdem ſie mütterlich euch nun die Hintertheile
Gerundet und polirt, da legte ſie die Feile
Auch an das Vordertheil, und ſchuf in euren Schlund
Zwei Blaſen, wunderbar! daß euer Sängermund
Des Lenzes Wiederkehr, den Glanz der Abendröthe,
Die Sommernacht im Schilf beſing' und austrompete.
So ward das große Werk vollendet; es erklang
Melodiſch nun der Fröſche Chorgeſang. —

So ſprach der alte Froſch, und Brekeker erklang
Im Röhrigt Beifall ihm und lauter Froſchgeſang.

Die Gänſe, die Enten und der Schwan.

Ein Dutzend Gänſ' und Enten ſchwammen
Am Ufer eines Teichs beiſammen,
Da rudert' auch ein weißer Schwan
In ſtiller Majeſtät heran.

Ei ſehet doch, wie der ſich brüſtet!
Huh ſetzt ein Entchen an, mich lüſtet,
Den Stolzen näher zu beſchauen:

Wie dunkt er ſich ſo wunderſchön!
Als trotzt' er Goldfaſan und Pfauen — —

O! zischt' ein Gänschen, laßt ihn gehn,
Man kann ihn nur zur Hälfte ſehn;
Doch weil ich's einmal ſagen muß —
Was man nicht ſieht — ein Schwanenfuß — —

Ja, ja! rief nun ein Entchen ein,
Sein Fuß muß zum Entſetzen ſein!
Ei! ſchnatterte die ganze Schaar,
Man ſieht es ja ganz ſonnenklar!

Wer Andrer Ehre kühn benagt,
Und keck den frechſten Tadel wagt,
Braucht nicht um Beifall bang zu ſein;
Der große Haufe ſtimmt mit ein.

Der Elephant, das Pferd und der Eſel.

Ein Elephant erſchien vor Roma's Thor
Mit einem Thurm auf breitem Rücken,
Bewundernd ſchaut' ein Roß zu ihm empor,
Mit edlem Stolz und Ruhe in den Blicken.

Da trat aus dichtem Schwarm ein Eſelein hervor,
Und ſah, und ſchien in Staunen ganz verloren. —
Woher, befragte ihn das kriegeriſche Roß,
Dein dumpfes Staunen und Entzücken?
Was haſt du denn an dieſem Thierkoloß
Zum Augenmerk dir auserkoren?

Der Eſel ſprach: Die großen Ohren!

Das Rind und die Ziege.

Am Weg erhob ſich eine Schierlingspflanze.
Ein grasend Rind bemerkte ſie und ſprach:
Du lockeſt mich vergebens,
Du Feindin meines Lebens,
Hekates Kraut, dich treffe Fluch und Schmach!

Indeß kam eine kranke Ziege
Des Weges und verſchlang mit Gier
Das Unglückskraut. — O armes Thier!
Rief jetzt das Rind, Pan helfe dir!
Du ſtirbſt! — Verſtumme dein Geſchrei,
Erwiderte getroſt die kranke Ziege,
Dir war es Gift, mir iſt es Arzenei!

Der Affe und der Hund.

Ein Urangutang hatte ſich
Mit Menſchenkleidung ſäuberlich
Nach neuſter Mode aufgeſchmückt.
Den Hut in ſeine Stirn gedrückt
Trat er nun ſeine Wallfahrt an,
Und zwar mit ſolchem Schaugepränge,
Als wär' er Sultan Soliman,
Und ihm die weite Welt zu enge.

Das Dörflein ſah den fremden Herrn,
Und wich ihm aus, und grüßte ihn von fern.
Doch als im ſeligen Genuß
Der hohen Würde Peß zum Gruß
Den großen Hut vom Kopfe nahm,
Und man ihm in die Augen ſah,
Da hieß es: Seht den Narren da!
Man rief und ſchrie und ziſcht' ihn aus

Der aber lief voll Gram und Schaam;
Und als er nun nach Hause kam,
Sprach er zu Phylax ſeinem Freund:
Ich habe wunderſeſt gemeint,
Daß ich dem Herrn der Thiere glich,
Und ſiehe! man verſpottet mich,
Und treibt mich fort mit Ungeſtüm!

Ei! ſprach der Hund, du gleicheſt ihm,
Auf's Haar; allein blos äußerlich:
Deshalb, mein Freund, verlacht man dich.

Der reiche Thor will auch ein Denker ſein.
Das Sein iſt ſchwer; er wählt den Schein:
Sein Bilderſaal, ſein blanker Bücherſchrein
Verkünden ihn den weiſen Mann,
Doch Jammer! Niemand glaubt daran.

Der Fuchs und der Iltis.

Einſt hatt' ein Iltis eine Gans gefangen,
Er trug ſie fort mit vieler Müh'.
Zu rechter Zeit kam Reineke gegangen.
Ei, ſpeiſeſt du nun gar ſolch grobes Federvieh?
Sprach er den Räuber lachend an.
Ich meinte, nur die zarte Taube
Sei deine Koſt. Fürwahr, ich glaube
Du haſt zum Nothbehelf den Schreier abgethan.

Ja, wollteſt du zwei Hühnlein dafür geben,
Begann der Iltis, — gab' ich ſie wol hin.

Freund, zwei! ich will dir fünfe geben,
Rief Meiſter Fuchs, ſo wahr ich ehrlich bin.
Mit Freuden ward der Vorſchlag angenommen,
Und Meiſter Fuchs — er ſoll noch wiederkommen.

Wer ſchnell und mehr, als du verlangſt, verſpricht,
Hat Lug im Herzen — trau' ihm nicht!

Caſtelli.

Die beiden Pflüge.

In einer Scheuer lag verſteckt
Ein Pflug, ſchon ganz mit Roſt bedeckt;
Er ſah mit Neid und ſtillem Gram,
Wenn blank und glänzend alle Nacht
Sein Bruder von dem Felde kam.
Da fragt' er einſt mit trübem Sinn:
Wie kommt's, daß ich ſo roſtig bin,
Indeß du glänzeſt voll von Pracht,
Wir ſind aus gleichem Stoff gemacht? —
Sieh', lieber Freund, — verſetzte der, —
Mein Glanz kommt von der Arbeit her.

Reinbech.

Der Schmetterling und die Biene.

Ein Schmetterling mit leichtem Flügel
Umſchwirrte gaukelnd einen Roſenſtrauch,
Da ſah er in der Roſen einer
Die Biene Nectar ſchlürfen auch.

Und lachend ſprach er: Sag', was weileſt
So lange doch bei einer Blume du?
Küß' alle ſie, und tändelnd ſchwebe
Gleich mir dann neuen Blüthen zu.

Und was gewinnt dir ſolch ein Tändeln?
Von deinem Tagesflug, was bringſt du heim?
So ſprach die Bien', erhob ſich ſummend,
Und flog ſchwer heim voll Honigſeim.

Hegner.

Ende gut, alles gut.

Ein armer Hund, vor Alter ſchwach
Und krank durch vieles Ungemach,
Der hatte nichts zu nagen,
Und deſto mehr zu klagen.

Vertrauend auf den milden Sinn
Trat er zu reichen Hunden hin,
Und bettelte ganz beſcheiden
Um Troſt in ſeinen Leiden.

Moloß verächtlich auf ihn blickt:
Wie ſieht der Kerl ſo ungeſchickt,
Weiß nicht, daß vor uns Reichen
Man wedeln muß und ſchleichen!

Und ſeine Dame zorniglich
Rief: hell am Tag' einſt wollt' er mich,
Als wär' ich ſeine Baſe,
Beſchnuffeln mit der Naſe!

Komm' nicht zu nah! — ein Hündchen rief,
Das ſtets auf ſeidnem Kiſſen ſchlief, —
Dein bettelhaftes Klagen
Stört mich im Wohlbehagen.

Ein Andrer ihn zum Beſten hat:
Freund, höre meinen klugen Rath,
Haſt du zu viel, verſchwarr' es,
Und gieb nicht jedem Narr es!

Noch Einer knurrt ihn an: du haſt
Oft Andere, nicht mich zu Gaſt
Gebeten; hungern magſt du
Nun auch mit Recht; was klagſt du?

Von Gaſſe ging's zu Gaſſe ſo,
Der Bitte ward er nirgends froh,
Ein jeder ſchalt den Armen,
Zu ſparen das Erbarmen.

Der Tod war Ende ſeiner Schmach.
Ein Bettler ſah's und weinend ſprach:
Bei Menſchen auch vorhanden
Iſt, was du überſtanden!

Weiſser.

Der Wolf und der Schäfer.

Zum Schäfer ſprach der Wolf: Freund! Zwiſchen uns
ſei Friede!
Des Balgens bin ich, glaube mir!
Des Balgens bin ich herzlich müde,
Und du, irr' ich mich nicht in dir,
Magſt auch gern ohne Fehde leben;
Drum hoff' ich feſt von deinem Edelmuth,
Gern wirſt du billigen Tribut
Dem neuen ſtarkern Freunde geben.
Ich fordre, mäßig von Natur,
Das fünfte deiner Schafe nur,
Und werd' ich künftig dir auch nur ein Lämmchen freſſen
So nenne kühn den Wolf, ſo nenn' ihn ehrvergeſſen
Der Schafer ſprach: Ich danke für den Bund!
Noch lebt, du kannſt ihn bellen hören,

Noch lebt und wacht mein treuer Hund,
Und ich, du weißt's, ich ſelbſt verſteh' es aus dem Grund,
Mich gegen einen Dieb von deinem Schlag zu wehren.
Du willſt, wie meine Einfalt meint,
Durch deinen Frieden nur Gefahren
Und ein zerbläutes Fell in Zukunft dir erſparen.
Allein der Schäfer ſpricht: Zum Henker mit dem Freund,
Will er, ich ſoll ihm ſelbſt ſo viel der Opfer bringen,
Als ſieben Feinde kaum im Krieg von mir erzwingen!

Die Spinne und die Biene.

Mit ſtolzem Ton und hoher Miene
Streit um den Ruhm die Spinne mit der Biene.
Hat dieſe ſummende verwegne Schwärmerin
Vergeſſen wer ſie iſt, vergeſſen wer ich bin,
Mich ſie erbittert aus, ſo muß ich ihr's wol lehren.
Wol brüſteſt du mit deinem Honig dich;
Allein wo nähmſt du, Gitle, ſprich!
Wo nähmſt du ihn, wenn keine Blumen wären?
Dagegen fragt, ich wette, Niemand mich,
Woher ich mein Gewebe nehme?
Weiß längſt doch alle Welt, daß ſich
Die Spinne ſtets des Plunderns ſchäme.
Die Blume ſchenkt dein Wachs und deinen Honig dir;
Doch meinen Faden, merk's! ihn zieh' ich ſelbſt aus mir.
Die Biene ſpricht: Viel Glück zu deinem Ruhme!
Doch rühmlicher iſt's wol, Frau Muhme!
Gleicht gleich dein Stolz: die Wahrheit mir nicht zu,
Ich ziehe Honig aus der Blume,
Als aus dir ſelber Spinneweben du.

Fröhlich.

Die Nützlichen.

Unkraut ſeid ihr, ſagten Aehren
Zu der Korn- und Feuerblume
Und ihr dürfet euch vermeſſen
Selbſt von unſerm Beten nähren?

Wir ſind freilich nicht zum Eſſen,
Wenn das einzig hilft zum Ruhme,
Sagten dieſe wohlgemuthen.
Aber wir erblühn hienieden,
Euer Einerlei, ihr Guten,
Mannigfarbig zu beleben.

Zucht.

Nicht laß ich mich zäumen!
Schaumt wütend das Pferd:
Ich werde mich bäumen,
Mich wälzen zur Erd'.
Und wenn sie mich schlagen,
Zerreiß' ich den Wagen,
Und stürze feldein
Durch Kluft' und Gestein:
Denn besser zu sterben,
Als knechtisch verderben!

Wenn ließ ich mich zügeln,
Entgegnet der Springer,
Von Schläge und Stich
Verscheuchten mich.
So ward ich ein Ringer,
Und lernte besiegeln
Mich selber zum Ziel.
Viel besser gefiel
Mir Zucht zu erwerben,
Denn zuchtlos verderben.

—O:C—

Niedres Loos.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sprach die Pappel: Wachs mir nach
Zu der Höhe steiler Freude!

Und die Weide sprach dawider
Pappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nicht genossen.
Schau, wie hier die Blumen sprossen,
Und die Sterne sich erhellen!

Die Leute.

Zu dem Winde sprach die Welle:
Unbeständiger Geselle!
Alle Stunden hat dein Sinn
Sich gewendet anderswin.
Und der Wind sagt ihr darnider:
Dich hingegen muß man loben,
Sinnbild der Beständigkeit!
Will ich abwärts, gehst du nieder;
Kehr' ich um in kurzer Zeit,
Gehst du wieder mit nach oben,
Bin ich ternig, zankst du weiter;
Schweig' ich, wirst du still und heiter.

Herablaſſung.

Junker Storch, ich kann's nicht deuten,
Sagt ihm eine von den Tauben,
Daß Sie Dinge ſich erlauben,
Die ſelbſt an gemeinen Leuten
Wir für unanſtändig halten.
Ihren Adel zwar den alten,
Den bezweifeln nur die Thoren:
Denn Sie ſind ja hochgeboren,
Auch ein Weit- und Vielgereiſ'ter,
Ein nach jedem Land Gereiſ'ter,
Und ſie haben wol viel hundert
Schön-Ausſichten anbewundert,
Klar iſt's an den hohen Sitten,
Wie die Leute Sie behandeln,
An den würdevollen Schritten,
Wie Sie unter ihnen wandeln.
Aber daß ſie ſich vergeſſen,
Bienen und Gewürm zu eſſen,
Das verdient doch wahrlich Tadel!
Laß ſie, ſagt er, dieſes Schmähen!
Juſt darin beſteht der Adel,
Ueber ſolches ſich wegzuſetzen.

Streichelhände.

Reißer würden mir gefallen
Geierschnabel und Adlerkrallen,
Die so majestätisch sind,
Sagt ein eitles Tigerkind

Nein, mit dem, was uns beschieden,
Sprach die Mutter, sei zufrieden!
Beutereicher sind die schlauen
Samtgetrieten mit den Klauen.

Rechtsmittel.

Zwei reiche Matten zankten ſich
Ob zweier Bäume Ueberhang:
Denn jede möchte Sonnenſchein
Und ihres Baumes Frucht' allein,
Und jede ſpricht uralten Brauch
Und Zeugniß ſelbſt der Markung an,
Kraft welcher ſie der andern auch
Den Ueberhang verwehren kann.
Und gäb' es nicht geſchworne Leut',
Sie zankten ſich darob noch heut'.
Zwei Bäche aber, grundgelahrt
In aller krummen Markung Art,
Die rauſchten her, gerufen, ſchnell
Und unterſuchten tief die Stell',
Und gruben alten Marken nach,
Daß ſelbſt der Baum darüber brach,
Und gruben tief in's Land hinein,
Erleſend auch die kleinſten Stein'.
Die Matten aber ſchwanden gar:
Denn drob vergingen viele Jahr'.
Der Spruch hieß endlich: Theilet euch
In Recht und Koſten: ſie ſind gleich.
Die Bäche aber hatten ſacht
Das Land in's Trockne ſich gebracht.

Kernsprüche.

Kürbisstauden eine
Saat zur hohen Eiche.
Du Gepriesne, Reiche,
Hast doch gar gemeine
Früchte und winzig kleine.
Schau dagegen meine
Aepfel, wie sie quellen,
Wunder von Gerichte!

Aber schnell zu Nichte,
Sind die wasservollen,
Spritzt die Gier; aus meinen
Kernen, den so kleinen,
Wird in späten Zeiten
Sich ein Wald verbreiten!

Verſorgung.

Eingeſperrt beim alten Pferd,
Das im Radlauf wol gelehrt,
Stampft ein Kriegsroß vor Verlangen
In dem Siegeszug zu prangen.
Sei nicht thöricht! ſagt der Gaul,
Haſt's ja ruhig hier, und lug',
Hängt das Heu dir nicht in's Maul?
Giebt's nicht Hafer übergnug?
Einzig hier wohnt wahres Glück;
Glaub' es mir und meinen Jahren:
Täglich hab' ich das erfahren.
Und das Roß ſpricht ſtolz zurück:
Was haſt du denn für Erfahrung?
Nichts denn Kreislauf, Schlaf und Nahrung!

Nachbeter.

Der Kind zum Echo ſpricht:
Du ſingſt auch Alles nach,
Und wiederholſt mit Preiſen
Das Lied der Nachtigallen,
Wie das Geſchwätz des Wichts.
Haſt du auch eigne Weiſen,
Kannſt Etwas oder Nichts? —
Nichts, Nichts, hört man erſchallen.

Ellengröße.

Die Pappel ſpricht zum Bäumchen:
Was machſt du dich ſo breit
Mit den geringen Pflaumchen?
Es ſagt: Ich bin erfreut,
Daß ich nicht blos ein Holz,
Nicht eine leere Stange!
Was! ruft die Pappel ſtolz,
Ich bin zwar eine Stange!
Doch eine lange, lange!

Kehlen wie Seelen.

Als die Nachtigall den Jungen
Ihre Lieder vorgesungen,
Hat ein Esel, wohlgeohrt,
Dies Geheimniß abgehört:
Mangelt euch nicht das Empfinden,
Werdet ihr die Weise finden,
Welche jedes Herz entzückt.
Und der Esel ist beglückt;
Denn in diesen Frühlingstagen
Fühlt auch er sein Herze schlagen,
Und in distelreichen Gründen
Hebt er an, das zu verkünden.
Aber alle Thier' entflohn
Diesem ungeheuren Ton.
Als er solches Elend klagte,
Lachte Nachtigall und sagte:
Freilich passet deine Kehle
Ganz genau zu deiner Seele;
Denn du denkst nur Eseleien
Und verkündest sie durch Schreien.

Reſpekt.

Welch ein Held muß Jener ſein,
Thatenreich, fromm und gelehrt,
Sagt ein Gaſt im Hundverein,
Daß ihn Jeder wedelnd ehrt,
Daß ſich keiner vor ihm muckt,
Wer ihm ſich der Beſte duckt?
Thut mir ſeine Thaten kund!

Ach, ſagt ihm ein anderer Hund,
Dieſer Mächtige zerreißt
Den, der ihm nicht Ehr' beweiſt!

Kluge Freundſchaft.

Zum Jagdhund ſprach der Schäferhund:
Du eilteſt nicht zur Hulf' herbei,
Als ich dem Wolfe widerſtund,
Und ich war dir doch immer treu!
Allein ich weiß, mein tapfrer Freund,
Es iſt der Grundſatz eurer Liſt:
Euch dann zu machen hintern Feind,
Wenn er bereits im Fliehen iſt.

—Doc—

Verſöhnungsgefahr.

Bei den Guten hat ſchon lange
Keinen Glauben mehr die Schlange;
Aber ſie möcht' wieder kommen
In den Umgang mit den Frommen.

Und ſie putzt ſich: Perlen ſchimmern,
Gold und Edelſteine flimmern,
Und ſie kömmt mit leiſem Tritte
In der Turteltauben Mitte.

Bleibt, ruft ſie, ich bring' euch Freude!
Seht, ich bin im Sonntagskleide!
Wer könnt' darin Böſes wollen?

Mit des Worts, des Goldes Scheine
Birgſt du, ſagt der Tauben eine,
Nicht der Augen furchtbar Rollen,
Nicht die Lippen, giftgeſchwollen!
Doppelt kenntlich, doppelt feindlich
Iſt die Bosheit, thut ſie freundlich!

Freunde-Pack.

Fuchs, bewährter Freund im Glücke,
Das ſind wieder Vetterſtücke,
Sagt der Wolf, dann wegzuſpringen,
Wann die Rüden auf uns dringen.

Und der Fuchs ſagt: Aber treulich
Half ich mit Gebet und Bitten;
Hätt' ich offen mitgeſtritten,
Schien' es ja: ich wär' parteilich.

Aenderung vor dem Tod.

Früh und ſpät im Feld und Holze
Sammelt Nüſſ' der hageſtolze
Hamſter, und Frau Nachtigall
Sagt ihm: Ach wie ängſtlich ſeid
Ihr auf ſo entlegne Zeit!
Und was nutzt der Vorrath all'?
Einzig könnt ihr's nicht verzehren;
Andre wollt ihr nicht ernähren,
Kaum euch ſelber was gewähren.
Und das Sammeln macht euch murrig,
Und das ſtete Wachen knurrig.
Mich hingegen hört Ihr ſingen,
Selbſt wenn Sorgen mich umringen;
Denn in meiner Kinderſchaar
Werd' ich jünger Jahr für Jahr. —
Frau, laß ſie das Schelten bleiben;
Sagt der Hamſter, aus Erbarmen
Hab' ich längſt im Sinn, auch Armen,
Meiner Zeit, was zu verſchreiben. —

Und die Nachtigall entgegnet:
O Verkannter, ſeid geſegnet,
Seid ein Beiſpiel unſrer Jugend!
Es iſt wahrlich große Tugend,
Dann den Reichthum zu vergaben,
Wenn man ihn nicht mehr kann haben.

Hey.

Truthahn und Truthühnchen.

Hört Kinder, das will ich euch sagen:
Ihr müßt euch artig betragen,
Das Kollern und Zanken schickt sich nicht;
Macht gleich auf der Stelle ein freundlich Gesicht;
Das Lärmen laßt, das Schrein und Getös;
Sonst Kinder, das merkt, sonst werd ich bös.

Da kam auf den Hof von Ungefähr
Ein Knabe mit rother Mütze her.
Da wurde so bös der Truthahn dort
Und lärmte und schrie: die Mütze fort!
Der Knabe sprach lachend: Herr Puterhahn,
Was hat dir meine Mütze gethan?

Hund und Rabe.

Der Hund.

Rabe, du Schelm, du Spitzbube dort,
Schleppſt mir das ſchöne Stück Fleiſch da fort!

Der Rabe.

Hündchen nur nicht ſo böſe ſei!
Weißt du? ich bin bei der Polizei,
Muß nach den böſen Dieben ſpüren
Und das Geſtohlne confisciren.

Der Rabe hatte gewiß gelogen,
Den Hund um ſeinen Braten betrogen;
Doch der hat ihn nicht darüber verklagt.
Ich denke, er hat es nicht gewagt;
Es ſollte wol nicht zu Tage kommen,
Woher er ihn ſelbſt erſt hatte genommen.

—Doc—

Tau.

Kinder, ſpricht die Mama,
Hört mir zu und folget ja.
Müßt nur recht manierlich ſein,
Immer euch ſauber halten und rein,
Nicht euch wälzen auf allen Wegen,
Nicht euch in jede Pfütze legen.

Und wie ſie ſelbſt es ſtets gethan,
Und wie es von ihr die Kinder ſahn,
So lernten ſie's auch mit Fleiß und Müh'
Und machten es ganz und gar wie ſie.
Sie wollten nichts beſſers, nichts ſchlechters ſein,
Es wurde ein jedes wieder ein Schwein.

Kanarienvogel und Henne.

Der Kanarienvogel.

Henne, wie kläglich gackerst du doch!
Warum leidet nur der Herr dich noch?

Die Henne.

Freilich, ich kann wie du nicht singen,
Heiser wol mag mein Gackern klingen,
Doch meine Eier schmecken nicht schlecht,
Darum leben mich Herr und Knecht.

Wer soll nun zuletzt den Streit entscheiden?
Ich mag sie alle beide leiden,
Das Vöglein in der Stube drein,
Auf dem Hofe die Eierlegerin,
Den Gesang für das Ohr, das Ei für den Mund;
So, denk' ich, ist's allen beiden gesund.

Windhund und Dachshund.

Der Windhund.

Hündchen, wie biſt du ſo klein!
Was haſt du für krumme Bein'!

Der Dachshund.

Hund, wie biſt du ſo groß und lang,
Ach, und wie furchtſam auch und bang'!

Der Windhund.

Kann ich doch Haſen fangen im Lauf.

Der Dachshund.

Jag' ich den Fuchs aus dem Loche herauf.'

Frieden gebot der Jägersmann;
Bald auch ging's mit dem Jagen an.
Ei, wie regte der Große die Beine!
Ei, wie faßte den Fuchs der Kleine!
Jeder in ſeiner Art und Kunſt
Hat ſich verdient des Brodherrn Gunſt.

Knabe und Eſel.

Der Knabe.

Eſel, ein Rätſel rath einmal:
Es iſt ein Thier gar gras und fahl,
Hat kurzen Verſtand und Ohren lang,
Schreit Ya und ſchleicht mit trägem Gang.

Der Eſel.

Nein Knabe, das iſt mir zu ſchwer und fein;
Was mag das für ein Thierchen ſein?

Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu:
Ei, ſchäme dich, Eſel, das biſt du!
Er hört' es, doch konnt' er's noch nicht faſſen,
Da hat ihn der Knabe im Zorn verlaſſen.
Warum auch hat er nicht dran gedacht?
Der Eſel iſt nicht zum Rathen gemacht.

Geisheim.

Die Elster und der Schwan.

Die Elster kroch aus ihrem Ei,
Und machte sich durch Plauderei
Gar sehr beliebt bei Frau und Herrn:
Den Lästermund hört Jeder gern.
Je mehr die böse Zunge stach,
Zog desto mehr die Menge nach.
Schalaster horchte gern sich ab,
Wo Jemand eine Blöße gab.
Wo irgend was vom Uebel war,
Da wurd' es durch sie offenbar;
Als eine Fliege kroch es aus,
Sie macht ein'n Elephanten draus.
In Schande kehrte sie den Ruhm,
Gern guten Ruf in schlechten um.

Einſt ſchwatzet ſie zu einem Schwan,
Der ſiehet ſie bedeutſam an,
Doch bleibt der edle Vogel ſtumm.
Da hält die Elſter ihn für dumm,
Weil er zu dem Gewäſche ſchweigt,
Obgleich er uns im Bilde zeigt:
Es iſt den edlern Geiſtern eigen,
Zur Klatſcherei der Welt zu ſchweigen.

Die Nachtigall und der Specht.

Einſam ſang die Nachtigall,
Weit entfernt von allen Ohren,
Wie vergeſſen und verloren,
Nur bei Echo's Wiederhall.

Welche Narrheit: ſo zu ſingen,
Daß ihr möcht' die Kehle ſpringen!
Meint' ein Specht, ſo einſam hier,
Wo kein Menſch und kaum ein Thier
Auf ſie hört! Was frommt es dir?
Schone lieber deine Kehle,
Nähre ſtill dich, ſo wie wir.

Den Geſang, ſprach Philomele,
Gab Natur zur Freude mir;
Meine Lieder ſoll's nicht ſtören,
Wenn auch Menſchen ſie nicht hören.

Minding.

Schakal und Hyäne.

Ein Schakal, ſchön von Fell und Schwanze,
Sah einſtmals in des Mondes Glanze
'Nen ſchwerbeladnen Karren ziehn,
Der für die Bauercolonien
Vom Meer gefangne Fiſche führte.

Der gute Schakal ſpekulirte,
Indem er ſtill die Wege trabte,
Wie's anzuſtellen, daß auch er
Sich an ſo leckern Biſſen labte;
Allein das Ding fiel herzlich ſchwer.
Trotz aller Müh' wollt's nicht gelingen
Am Wagen hinten aufzuſpringen.
So dacht' er denn auf beſſre Weiſe.
Er läuft den Weg vorauf ein Stück

Und legt ſich dann auf gutes Glück
Ganz ruhig mitten auf die Gleiſe
Und zuckt kein Pfötchen, rührt kein Haar.
Der Mond beſcheint ihn hell und klar.
Der Ochſenkarrn kommt an im Trotte
Und oben ſitzt ein Hottentotte.
Der ſieht das bunte Thier da liegen.
Ei, ſpricht er, ſo ein Fell zu kriegen
Heut' Abend noch! Glatt wie ein Schneckchen.
Das giebt fürwahr ein hübſches Röckchen!
Das giebt, beſeh' ich mir's genau,
Den ſchönſten Preß für meine Frau!
So ſpricht er, faßt den Fuchs beim Kragen
Und wirft ihn oben auf den Wagen;
Und ganz vergnügt kutſchirt er weiter.
Der Schakal aber war geſcheidter.
Er greift herum, er packt und faßt
Hier eine Plötze, dort 'nen Flunder
Und wirft ſie all' vom Wagen runter.
Drauf ſteigt er leiſe ab, der Gaſt,
Und ſucht am Wege ſich die Fiſche
Wie auf 'nem meilenlangen Tiſche.

Doch, hat er auch manch Stück gefunden,
Die beſten waren ſchon verſchwunden,

Weil eine häßliche Hyäne
Das ſchöne Mahl gewittert hat.
Der arme Schakal war kaum ſatt;
Das gier'ge Vieh zeigt ihm die Zähne
Und ſpricht: Verzeihen Euer Gnaden,
Daß ich gefreſſen ungeladen;
Könnt' ich von dieſen ſchönen Fiſchen
Vielleicht noch etwas mehr erwiſchen?

Der Schakal, den das Ding verdroß,
Erzählt ihm ſeine Liſt und ſpricht:
Euch nimmt ein Jeder gern zum Troß,
Legt Euch nur hin und rührt Euch nicht!
Der Andre läuft, ohn' Dank zu ſagen,
Und legt ſich mitten vor die Wagen,
Da kommt der letzte grade an.

Ei, wahrlich! ruft der ſchwarze Mann,
Was mag das für ein Unhold ſein,
Vor welchem meine Ochſen ſcheun?
Er ſpringt herab, nimmt einen Knittel,
Haut der Hyäne auf den Kittel
Und driſcht, als wär's ein Fußſack, daß
Auf Haupt und Schulter, Kreuz und Nas'
Das Unthier hat ſich nicht geregt,

So lang's die Schläge noch erträgt.
Es humpelt fort, so gut es geht.
Nicht weit davon der Schakal steht
Und spricht: Wie mögt Ihr also laufen?
Mir däucht, Ihr wolltet Fische kaufen?
Doch scheint Ihr mir nicht sehr beschwert.
Ihr kennt nun Eures Pelzes Werth.
So mag denn Jeder, laßt's Euch sagen,
Für sich zu Markt den seinen tragen.

Widder und Leopard.

Ein Widder, fett und schon betagt,
Stand einstmals stolz vor seinem Kraale;
Da kam, erhitzt von schlechter Jagd,
Ein bunter Leopard ihm nah';
Ein Jungthier, das zum Erstenmale
Den krausgehörnten Schafbock sah.

Der Leopard naht sich mit Scheuen
Und spricht, der Ehre mich zu freuen —
Wen hab' ich denn das hohe Glück? —
Der Widder blöket grob zurück:
Ich bin ein Widder, lieber Schatz!
Doch wer seid Ihr? Nur eine Katz' —
So spricht der Leopard voll Schreck
Und rennt, so schnell er kann, hinweg;
Erzählt auch gleich das Abenteuer
Von jenem zott'gen Ungeheuer
Dem Schakal, seinem Jagdgenossen.
Der möchte sich das Haar ausraufen,

So hat ihn die Geschicht' verdrossen:
Von solchem Braten wegzulaufen!
O ihr gelbschnäbliger Geselle,
Mit solchem großen, rothen Maul,
Mit Tatzen, wie ein Karrengaul,
Und fürcht' sich vor 'nem Hammelfelle!
Wart! Morgen hol' ich mir den Gecken,
Da magst du an den Knochen lecken!
Der Leopard bewegt den Kopf —
Ei — war ich doch ein dummer Tropf!
Hätt' ich nur das vorausermessen,
Ich hätt' den Kerl ja gleich gefressen.
Ja, morgen gehn wir in den Kraal,
Das giebt ein fettes Frühstückmahl.
Ei wart! Das soll nicht mehr passiren.

Am andern Morgen zeitig schmieren
Die beiden Jäger ihre Schuh
Und traben auf den Widder zu.
Der speiset grad', mit Kind und Frau,
Grüngrassallat mit Morgenthau.
Ach liebe Frau — Gott sei's geklagt,
Da kommen Zwei auf uns zur Jagd!
Kein' Flucht, kein' Rettung — welche Noth!
Ach, wären wir doch erst schon todt!

Die Frau ſpricht: Nur nicht ſo genarrt!
Das iſt ja der dumme Leopard!
Nimm' nur das Kind hier auf die Pfot'
Und thue dann, wie mein Gebot.

Der Widder, der ſie wol verſtand,
Nimmt raſch das junge Lamm zur Hand.
Das arme Thier ſchreit mörderlich;
Grad' vor die Thüre ſtellt er ſich.
Schon ſind die beiden Räuber da;
Der Widder ruft getroſt: Ha, ha!
Willkommen, Schakal, mein Getreuer,
Gut, daß du bringſt das Ungeheuer,
Mein armes Kind that ſchon mit Bangen
Nach ſeinem Morgenbrod verlangen,
Den Leoparden gieb geſchwind:
Sei ſtill und friß ihn, liebes Kind!
Kaum hört der Leopard dies,
Als ihn ſein ganzer Muth verließ;
Den Schakal faßt er bei den Ohren.
Geſchwind, geſchwind! Ich bin verloren!
So eilt er in die Weite jach —
Der Schakal ſtutzt — und läuft ihm nach.

Die Biber.

Ein großer See in Canada
Wo man gar viele Biber ſah,
Thät einſtmals ſchrecklich wallen.
Er reißt die Pfahl' und Blöcke aus
Und ſtößt das ſchöne Biberhaus —
Faſt wär' es eingefallen.

Wie nun der Sturm vorüber war,
Da kömmt herbei die ganze Schaar,
Den Schaden herzuſtellen:
Der holet friſchen Lehm herbei,
Und Andre ziehen, Zwei und Zwei,
Im Walde Holz zu fällen.

Und mit manch abgeſägtem Stamm,
Mit Lehm und Thon im Maule ſchwamm
Die ganze Schaar zur Stelle.
Nun geht es an ein Bauen her.
Zuerſt errichtet man ein Wehr
Zum Schutze vor der Welle.

Bald sind die Balken ausgewählt,
Gespitzt, benaget und geschält,
Daß sie gar herrlich glänzen.
Drauf stellet man sie lothrecht ein
Und setzt den frischen Lehm hinein
Und schlägt ihn mit den Schwänzen.

So bauet Alles, groß und klein;
Da sieht ein junges Biberlein
Fern einen alten Biber.
Der regt weder Pfot' noch Maul:
Ei, ruft der Kleine, du bist faul!
Ei, komm doch her, mein Lieber.

Ich bin doch nicht so groß wie du
Und dennoch muß ich ohne Ruh'
Hier Holz und Steine tragen.
Du scheinst mit deinem dicken Bauch
Mir ein gewaltig fauler Gauch,
Das muß ich ehrlich sagen.

Des Kleinen Vater aber spricht:
Wie — siehst du Ungezogner nicht,
Daß grau und schwach der Alte?
Laß mir ihn künftig ungeneckt

Und hab' vorm weißen Bart Respect
Mit tiefer Stirnenfalte.

Dein Tagwerk geht erst eben an,
Er hat das Seine lang gethan,
Noch eh' du warst geboren! —
Drauf nimmt den naseweisen Tropf
Der Vater tüchtig bei dem Kopf
Und schüttelt ihm die Ohren.

Berlin, gedruckt bei J. Pertsch.

Druckfehler.

Seite 48 Zeile 6 v. u. statt: Ein Weiler, lies: Der Weiler.

Gedichte von H. Kletke.

Gedichte

von

H. Kletke.

Berlin.
Verlag von E. H. Schroeder,
Unter den Linden 21.
1852.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Yo 5241

Inhalt.

Jahrestimmen.

Seite

Wandervöglein 3
Herbstsonne 4
Herbstnacht 5
Die Tanne 6
Ahnung 7
Der Schwalbe Heimkehr 8
Neue Liebe, neues Leben 9
Liebessegen 10
Thränen des Glückes 11
Aussaat 12
Verheißung 13
Die Frucht 14

Herbstblätter.

In dunkler Nacht 17
Augenblicke hat das Glück 18

Seite

Ich ſchweif im Mondenſchein 20
Die Herbſtreiſe 22
Verüber 23
Ein weißes Segel 24
Ach der Ton des Glückes verhallt 25
Die Trauerweide 26
Fließe, fließe du mein Glück 27
Herbſtnacht 29
Nun haſt du Ruh 31
Rinne, rinne Regennacht 33
Nachtbild 35
Aus den Dornen ſprießt die Roſe 36
Schweig ſtill, mein Herz 37
Einmal 38
Kein Lüftchen athmet durch die Schwüle 40
Ein Grab! 42
Ich habe gepflanzt, ich habe geſät 44
Keine Thräne hält dich auf 45
Wie war der lange Tag ſo bang 47
Zu ſpät 49
Der liebe Ehrach 50
In die Ferne 51
Keine Blumen ſuch' ich auf der Erde 53
Du biſt die junge Roſe 54
Zu hoch 56
Zu tief 58

Seite

Du liebſt mich nicht 59
Der Dichter ruht in kühlem Sande 60

Liebesleben.

Sie iſt ein Kind, ein Kind noch faſt 63
Er iſt ſo lieb, er iſt ſo gut 64
Sanft rauſcht der Strom, die Welle fließt . . . 65
Roſe, ſag' ihr, Roſe, ſprich 66
Ich kann's den Blumen nicht ſagen 67
Liebesweiſe, Liebesworte 68
O Blümchen hör', ich frage dich 69
O fänd' ich dich im grünen Wald 70
Es ſang in ſüßer Freude 71
Was weint ihr Augen überfroh 72
O ſchönſter Traum der jungen Herzen 73
Sagt doch, was iſt für ein Schaffen und Sorgen 74

Bilder.

Nur laßt es ruhn 77
Waldnacht 79
Elfenkönigs-Weiſe 81
Mondmärchen 89
Die treue Schweſter 93
Der Friedhof im Walde 96
Das Irrkraut 98
Die letzte Stunde 101

Seite
Das Schwert 104
Ein Zauberwort 107
Der böse Blick 111
Waldeszauber 113
Elfenhold 117
Der Hoffnung Reis 121
Traumbilder 128
Das dunkle Thal 131
Mutterglück 133
Die Savoyarden 136
Ein Leichenzug 139
Der Engel des Todes 141

Frieden.

Lieb' ohne Ende 145
Im Grunde 146
Durch die Nacht zum Licht. 148
Frühlingsgruß 150
Ostern 152
Gottesblick 154
Ich fühle doch, du hast mich lieb 156
Abschied 158

Jahresstimmen.

Wandervöglein.

Wandervöglein, leichtes Blut,
Das zur Ferne fliegt,
Sich auf Wolken fröhlich ruht
Und in Lüften wiegt.

Könnt' ich einmal mit dir ziehn,
Wo kein Auge reicht,
Und auf rascher Schwinge fliehn
Wie ein Traum so leicht.

Nur die Seele folgt der Spur
Durch das goldne Licht,
Ach, die Sehnsucht hab' ich nur,
Doch die Schwinge nicht!

Herbstsonne.

Milde Sonne, die uns labend
Einen letzten Gruß noch schickt,
Auge, das am Lebensabend
Lieb und heiter rückwärts blickt.

Deiner Strahlen reichen Segen
Fühlte längst die Rebenwand;
Sieh nun, sieh, wie rührig regen
Sich die Winzer, Hand an Hand.

Ja, wenn zitternd schon im Laube
Uns der Wald zu sterben heißt,
Sammeln wir in heller Traube
Frisches Leben, frischen Geist.

Herbſtnacht.

Mit naſſem Laube rauſcht der Wind
Dem Wald die bange Klageweiſe,
Die dunkle Regenwolke rinnt
So unabläſſig, leiſe, leiſe!

Und immer dunkler wird es nur,
Und immer trauriger und trüber,
Als ſchliefe weinend die Natur
Zum letzten ew'gen Schlaf hinüber.

Nun zeig' im bängſten Mißgeſchick,
Nun zeig', von Thränennacht umfloſſen,
Daß du der Sonne Frühlingsblick
Lebendig in dein Herz geſchloſſen!

Die Tanne.

Aus dunkelm Wald der Tannenbaum,
Wie zittert ihm in Wonne
Das junge Herz — es iſt kein Traum,
Er ſtrahlt in Freudenſonne.

In allen Zweigen ſchauert ſie
Die Tanne, wunderfröhlich,
Noch jüngſt im Walde trauert' ſie,
Nun iſt ſie reich und ſelig.

„Und wär's ein kurzer Augenblick,
Ein Blick, in dem ich ſterbe,
Iſt nicht der Tod zu klein dem Glück,
Dem Glück, das ich erwerbe?"

Ahnung.

Noch ſchläft der Keim im Wintereiſe,
Und ſchon ein linder Frühlingsblick?
Wie, rufſt du von der Pilgerreiſe
Die Wandervögel ſchon zurück?

Noch iſt das warme Herz verſchloſſen,
Du aber ruhſt und ruheſt nicht,
Und lockſt und ſchmeichelſt unverdroſſen
Der Erde zu mit ſanftem Licht.

Vermag ſo viel ein Blick der Liebe? —
Schon keimt und wächſt das ſtille Glück,
Schon haucht mit ſanft bewegtem Triebe
Schneeglöckchen hold den Gruß zurück.

Der Schwalbe Heimkehr.

Kehrt die Schwalbe lieb und wohlgemuth
Nach der alten Heimath wieder,
Läßt ſich gleich mit Reiſetaſch' und Hut
In der alten Wohnung nieder.

Glücklich, wen die leichte Schwinge trägt
Ueber Meer und Land nach Hauſe,
Wer ſein Herz im Grün der Wälder hegt
Vor des Winters Froſtgeſauſe!

Und die Schwalb' am Fenſterglaſe pickt,
Hört ein Kindlein lachen, weinen —
Wie verwundert, froh ſie das erblickt —!
Ja, du kannteſt nicht den Kleinen!

Neue Liebe neues Leben.

Lacht der Himmel in milder Bläue,
Wie ein Auge voll reiner Treue,
Und der Blüthenbaum ſchüttelt ſich:
Leg' in meine Düfte dich!

Raſch vorüber ja rinnt die Stunde –
Still! ich hauche mit duft'gem Munde,
Was der Nachtigall Liebeslaut
Mir in ſtiller Nacht vertraut.

Sieh der Saaten ſchwellende Felder,
Sieh das ſonnige Grün der Wälder,
Wonnige Winde regen ſich —
Menſchenherz, o freue dich!

Liebessegen.

Was iſt das für ein ſelig Jahr,
So hört nicht auf mit Duft und Blühen!
Wie rauſcht der Wald ſo wunderbar
Dazu mit heil'gen Melodieen!

Dich brech' ich, blühend Röschen, mir,
Und flücht' in ſtille Waldesgänge;
Laß uns auf kühlem Raſen hier
Ausruhen von der Welt Gedränge.

Du trinke ruhig, junges Reh,
Mit durſt'gem Zug die klare Welle!
Wir trüben nicht mit Blut und Weh
Den frommen Wald, die heil'ge Quelle!

Thränen des Glückes.

Ueber der Felder goldglänzende Wogen
Spannt ſich der ſchimmernde Regenbogen,
Tröpflein funkelnde fallen lind,
Wie in Freuden weint ein Kind.

Hoch des Himmels verheißende Farben —
Segen der Erde, du läßt nicht darben!
Durch ſanftweinenden Regenblick
Scheint das helle ſonnige Glück. —

Immer nicht quillſt du vom Dorn der Schmerzen,
Tropfen des Thaues, dem Menſchenherzen,
Das, in wonnigem Ueberfluß,
Doch ſein Glück ausweinen muß.

Aussaat.

Der Sämann streut die reiche Saat
Stillhoffend in die lockre Erde;
Sein ist der Wille, sein die That,
Gott weiß, ob sie entkeimen werde.

Ja hoffe still und streue fort,
Streu' aus mit nimmer müden Händen,
Ob sie verweht, ob sie verdorrt,
Du darfst dein Säen drum nicht enden.

Und frag' nicht, wann ein Frühlingsblick
Die Saat dir reift mit lindem Lichte;
Denn Gott vollendet dein Geschick —
Dein ist die Saat, sein sind die Früchte!

Verheißung.

Hat dich ein ſüßer Traum betrogen,
Hat ſich ein falſches Glück gewandt
O ſieh den lichten Regenbogen
Am grauen Himmel ausgeſpannt!

Wohl trügt die helle Meeresbläue,
Der See verklärtes Angeſicht,
Sie weiß von Liebe nichts, von Treue,
Sie fragt nicht, ob dein Steuer bricht.

O ſieh den lichten Regenbogen
Am grauen Himmel ausgeſpannt!
Ja, Herz, auf ungeſtümen Wogen
Du ſteuerſt doch zum feſten Land!

Die Frucht.

Lange haſt du mit dem ſchweren
Haupt im Winde dich gewiegt,
Blaſſes Gold der vollen Aehren,
Das ſich heut zur Garbe fügt.

Haſt du nicht auf hartem Lande
Oft dein herbes Loos beklagt?
Haſt du nicht im Sonnenbrande
Um die künft'ge Frucht gezagt?

Doch verüber zog der Nächte
Wie der Tage bange Flucht,
Und gereift iſt doch die rechte
Segenreiche milde Frucht!

Herbſtblätter.

In dunkler Nacht!

Die Lerche rief: Ich steige himmelwärts,
Und jubelnd singt mein volles Liederherz,
Gott lobend mit des Liedes hellstem Schall,
Wenn kaum der rothverschlafne Tag erwacht! —
Da tönte sanften Hauchs die Nachtigall:
Ich sehne mich nach Gott in dunkler Nacht!

Augenblicke hat das Glück.

Augenblicke hat das Glück,
Jahre hat der Kummer!
Senke, thränenmüder Blick,
Senke dich in Schlummer!

Starre nicht auf's Leichentuch
Der Vergangenheit,
Schärfe nicht den herben Fluch
Mit der Reue Leid.

Einem raschen Sonnenblick
Folgt der lange Kummer!
Ach, für jeden Becher Glück
Einen Tropfen Schlummer!

Doch mit jeder Stimme weckt
Gram das müde Herz,
Daß es haſtig aufgeſchreckt
Doppelt fühlt den Schmerz.

Ich ſchweif' im Mondenſchein.

Ich ſchweif' im Mondenſchein
Verüber an den blaſſen
Traumbildern, Stein an Stein,
Durch die verſchlafnen Gaſſen.

Nur eine Nachtigall
Singt ihrer Sehnſucht Schauer
Der Liebe bangen Schall
Aus dem geſchloſſnen Bauer;

Sie hofft ein Morgenlicht,
Das ihre Feſſel ſprenge,
Das ihren Kerker bricht
Und ihre Schmerzgeſänge.

Und jeden Morgen noch
Ward ſie der Täuſchung inne
Und hofft am Abend doch,
Daß früh ein Glück beginne.

Wohl dir, du kannſt die Noth,
Die herbe, ganz nicht faſſen!
Dein Licht iſt nur der Tod,
Dein Frühroth ein Erblaſſen!

Die Herbstrose.

Eine Rose bin ich, die der Herbst geröthet,
Eine Rose bin ich, die ein Windhauch tödtet,
Nur noch halt' ich zitternd noch am Leben fest,
Ob ich schmerzlich ahne, wie rasch es mich verläßt.

Lebend noch vom holden Leben rasches scheidend,
Noch mit voller Seele Todesschmerz erleidend,
Fühl' ein Rauh der Lüfte und zerflattert schon
Ob dies Herz, das warme, der rauhen Winde Hohn.

O das bittre Verlust, noch ein Glück zu fühlen,
Wenn die Lebenslüfte schon im Kelche wühlen,
Wenn mit jedem Morgen, jedem Abendroth
Ob im Herbstesschauer empfinde, was mir droht.

Herüber.

Herüber, wo die lichte Reife
In ſüßen Düften träumt und glüht,
Herüber, wo im Windgekoſe
Die volle Aehre ſchwankt und müht!

Herüber, wo die dunkelhelle
Waldſtille birgt der Liebe Koſt,
Herüber, wo die muntre Quelle
Fortplaudert in geſchwätz'ger Haſt!

Herüber an dem hängſten Traume,
Herüber an der freyſten Luſt — —
Du raſcher Fuß, daß du am Raume
So engen Grabes halten muſt!

Ein weißes Segel.

So thränendunkel ſchlich der Wolken Zug,
Unheimlich grollend lag die wüſte See,
Und ſchen verzagt' ich, ach, mein Herz ertrug
Kaum noch dies ſtille unnennbare Weh.

Als Glück und Leben leiſe ſo entſchwand,
Da plötzlich blitzt in raſch' und raſcherm Lauf
Am Horizont, am fernſten Himmelsrand
Ein weißes Segel hoffnungsleuchtend auf. —

Und noch am Glücke hält die Seele feſt,
Wenn ſchen der letzte lichte Schein verglimmt,
Und gleich dem Traum, der ſich nicht zügeln läßt,
Dem bangen Blick im wüſten Meer verſchwimmt!

Ach der Ton des Glückes verhallt!

Ach der Ton, der Ton des Glückes verhallt,
Im Winde verweht das Wort!
Und die Blüthe, die Blüthe, sie welkt so bald
Und der Sturmwind treibt sie fort.

Kein Bestand, kein Bestand der sel'gen Lust,
Die Treue, sie weint ihr nach,
Und die Reue, die Reue durchnagt die Brust,
Der lockend die Liebe sprach.

Nun so brich, nun so brich, du pochend Herz,
Und blicke nicht mehr zurück!
Geb' es Gott, geb' es Gott, daß himmelwärts
Dir blühet ein besser Glück!

Die Trauerweide.

Es steigt im frischen Morgenwinde
Die Lerche schmetternd hoch hinauf,
Das Röschen schlägt, gleich einem Kinde,
Verschlafne Aeuglein funkelnd auf.

Mit linkem Strahle küßt die Sonne
Manch Blümchen, das in Thränen lacht,
Und überglänzt, ein Blick der Wonne,
Den Schauer der durchweinten Nacht.

Ach nur die wehmuthvolle Weide
Hängt ihre Zweige tief hinab
Und senkt in Liebe, senkt in Leide
Sie traurig flüsternd auf ein Grab!

Fließe, fließe du mein Glück!

Raſche Welle treibt zur andern,
Muß der Fluß zum Meere wandern,
Keine Welle fließt zurück —
Fließe, fließe du mein Glück!

Ach, auf leichter Welle baut' ich,
Der bewegten Welle traut' ich!
Traum der Jugend, Glückestraum
Baut' ich auf der Welle Schaum!

Warum mußt' ich Lieb' und Leben
Einer flücht'gen Welle geben,
Daß der Welle rascher Zug
Alles mir zu Grabe trug!

War so bald das Glück genossen,
War so rasch der Traum zerflossen,
Glück und Traum ein Augenblick? —
Fließe, fließe du mein Glück!

Herbſtnacht.

Trübe, ſternenloſe Ruh
Bang verhüllter Todesſchmerzen,
Auch der Himmel ſchließt ſich zu
Einem hoffnungsloſen Herzen.

Weh, es ſteckt der Augenblick
Und die Zeit hat mich vergeſſen!
Andre — ſeliges Geſchick!
Andre ſterben unterdeſſen.

Tiefer, tiefer in die Nacht!
Brecht im Sturm, ihr alten Wipfel,
Donnernd ſtürz' in deinen Schacht,
Wilder Strom, vom Bergesgipfel!

Laßt im zorn'gen Aufruhr mich
Rasch vergessen, rasch verderben!
Mögen Andre leben — ich,
Sterben will ich, ich will sterben!

Nun haſt du Ruh!

Es ſchlägt der Hammer ohne Beben
Am ſchweren Sarg den Deckel zu —
Du traumbewegtes Menſchenleben,
Nun haſt du Ruh! —

Kaum daß der Wind ſich in den Zweigen
Der dunklen Fichte rühren will,
Die halbverblühten Blumen neigen
Sich ernſt und ſtill.

Es klingt noch fern wie eine Weiſe,
Die herbſtesmüd ein Vogel ſingt,
Und immer ferner, bis ſie leiſe
Verweht, verklingt.

Ging doch die Nachtigall ſo lange
Mit ihren Liedern ſchon zur Ruh,
Ach, warum ſchlägſt ſo bange, bange,
Mein Herz, noch du?

Rinne, rinne Regennacht!

Goldner Abendwolke Saum
Und du leiser Bach,
Wie ein liebesheller Traum,
Wie ein zärtlich Ach!

Ach, es war ein kurzes Glück,
Da die Sonne glänzte,
Ach, es war ein Augenblick,
Der mich froh umkränzte! —

Und der Mond am Himmel steigt
Liebeleuchtend sacht —
Zeig', o stiller Freund, geneigt
Dich verschwiegner Nacht!

Doch die dunkle Wolke zog
Trüberhin in Trauer,
Und das leichte Glück entflog
Vor der Wolke Schauer. —

Rinne, rinne Regennacht
Qualenmüd und matt,
Weine nach der goldnen Pracht,
Die geleuchtet hat.

Mochten einst auch Lieb' und Scherz
Frühlingsgolden blühen —
Du mußt sterben, sterben, Herz,
Und zu Asche glühen!

Nachtbild.

Warum, o holder Freund, bedeckt
Dein feuchtes Auge ſich?
Was hat betrübt, was hat erſchreckt,
O milde Seele, dich? —

Der Mond mit halbverſtohlnem Blick
Irrt auf dem dunkeln See,
Und zittert bleich und ſcheu zurück
Wie vor dem tiefſten Weh.

Die grauen Weiden flüſtern ſich
So finſtre Dinge zu —
O wie durchfröſtelt ſchauernd mich
Des Waſſers bange Ruh!

Aus den Dornen ſprießt die Roſe.

Aus den Dornen ſprießt die Roſe,
Immer kehrt der Lenz zurück,
Ich der Freud- und Heimathloſe
Hoffe noch ein ſpätes Glück!

Müdes Herz und bleiche Wangen
Geben wenig Hoffnung mehr —
Ach, dein Frühling iſt vergangen
Und dein Garten roſenleer!

Und im Hoffen, und im Hoffen
Leiſ' erglimmt das Abendroth,
Und im Hoffen, und im Hoffen
Naht das Glück und kommt der Tod!

Schweig ſtill, mein Herz!

Was flammt das Herz, das kühne, raſche,
Hellloderud, liebend, himmelwärts?
Es glüht zu Staub, es flammt zu Aſche —
Schweig ſtill, mein Herz!

Was haucht die Roſe liebesduftig?
Was blüht ihr Traum, was lacht ihr Scherz?
Hin weht der Wind ſie leicht und luſtig —
Schweig ſtill, mein Herz!

Was lockſt du, Lied der Nachtigallen,
Wenn doch in kühlem Todesſchmerz
Vom welken Baum die Blätter fallen —
Schweig ſtill, mein Herz!

Einmal!

Einmal muß der Wolke Grau
Ihren Segen niedergießen,
Einmal muß der frische Thau
Auf den Brand der Erde fließen.

Einmal, der ſich todesmatt
Kaum bewegt mit trocknem Laube,
Einmal trinkt der Baum ſich ſatt,
Kühlt ſein Herz vom heißen Staube.

Ach, ſchon lange hoff' ich ſtill
Auf der Wolke milden Regen,
Der dies Herz erquicken will
Mit dem lang verhaltnen Segen.

Einmal — ach, das liegt ſo weit!
Kommt es heute? kommt es morgen?
Und der Tod hat keine Zeit,
Heute bricht mein Herz in Sorgen!

Kein Lüftchen athmet durch die Schwüle.

Kein Lüftchen athmet durch die Schwüle
Und küßt mein glühend Angeſicht,
Kaum rinnt der Fluß auf ſand'gem Pfühle,
Die Welle ſteht und regt ſich nicht.

Sie ſteht, als ob ſie ewig ſtünde
In wandelloſer Urgeſtalt
Und ein glückſelig Loos verkünde,
Befreit von irdiſcher Gewalt.

Doch hat mein Himmel mich betrogen,
Auf Wellen hab' ich Glück gebaut;
Da ſchrie der Sturm: verrauſcht, verflogen
Sei, was der Welle du vertraut! —

Mir blieb vom Sturm- und Regenſchauer
Der Thräne Mitleid nur zurück,
Daß ſie, genährt vom Born der Trauer,
Mich mahn' an einen Traum von Glück!

Ein Grab!

Zwiſchen Erd' und zwiſchen Himmel
Menſchenherz im Weltgetümmel,
Von dem Pulſe raſch bewegt,
Der dem Tod entgegenſchlägt!

Herz, was flehſt du: weile, weile!
Nennt die Stunde doch in Eile,
Augenblick in toller Haſt
Läßt dem Glücke keine Raſt.

Roſe, ſprich, warum du blühteſt,
Süßer Düfte voll erglühteſt?
Nachtigall, was ſangeſt du
Mir ein Lied der Liebe zu?

Will ich weilen, will ich lauſchen,
Hör' ich's trüb im Winde rauſchen,
Herbſtlich weht es: Thor, laß ab,
Denn der Gräber gräbt dein Grab.

Ja, in jedem Pulsſchlagbeben
Rinnt und rauſcht mein flüchtig Leben
Auf der wilden Welle Zeit
Fort und fort zur Ewigkeit.

Unaufhaltſam rennt die Stunde,
Haſtig bricht der Tod vom Munde
Mir den vollen Becher ab —
Gräber, grabe mir ein Grab!

Ich habe gepflanzt, ich habe gesät.

Ich habe gepflanzt, ich habe gesät
Mit liebendem Auge früh und spät —
Da lachte der Wind: du Thor, du Thor,
Der die Zeit verlor,
Vom steinigen Boden ich hab's verweht!

Ich habe mein Haus gebaut am Strand,
In der Meeresbucht, im kühlen Sand —
Da lachte die Welle: du Thor, du Thor,
Der die Zeit verlor,
Wer baut sich die Heimath am Wogenrand! —

So will ich nun wartend am Wege stehn,
Einem besseren Glück entgegensehn!
Doch es lacht wohl der Tod: du Thor, du Thor,
Der die Zeit verlor,
Ich muß zu glücklichen Menschen gehn!

Keine Thräne hält dich auf!

Auf der Welle ſchwebt das Glück
Wie ein Frühlingsſonnenblick!
Doch die Welle, die es trägt,
Zittert flüchtig, windbewegt,
Wie ein Herz, das ruhlos ſchlägt.

Keine Thräne hält dich auf,
Keine zügelt deinen Lauf!
Und ſchon rinnſt du leiſe dort
Und der Windhauch weht dich fort
Wie ein falſches Liebeswort.

Durch die wüſte Waſſerflur,
Welle, folg' ich deiner Spur;
Fließe ſanft im leiſen Fluß,
Ströme wild im raſchen Guß —
Ruhlos folg' ich, denn ich muß!

Ach, noch einmal, holdes Glück,
Wende lächelnd dich zurück,
Ach, noch einmal ſieh mich an,
Daß ich deines Blickes dann
Liebeſelig ſterben kann!

Wie war der lange Tag ſo bang!

Wie war der lange Tag ſo bang,
So regendurſtig ſchwül!
Nicht eines Lüftchens kühler Drang
Durchrauſcht dies Traumgefühl.

Kein leichtes Blatt an Baum und Strauch
Sich windesfroh bewegt,
Kaum daß, erquickt von keinem Hauch,
Das Menſchenherz noch ſchlägt.

Still kommt die Nacht, die ſternenlos
Ihr Angeſicht verhüllt,
Als ſei das Weh zu bang, zu groß,
Das ihre Seele füllt.

Wie wölbt ſich hoch, wie dehnt ſich weit
Der Trauer dunkles Haus!
Wo findet, ach, aus ſolchem Leid
Mein Herz ſich je hinaus!

Zu ſpät!

Was willſt du an der Kirchhofmauer
Im hellen Schein der Freude glühn?
Willſt du am ſtillen Ort der Trauer
Noch lebensduftig blühn?

Du ſpäte Blume haſt im Leben
Des Blühens rechte Zeit verſäumt —
Was kannſt du jetzt dem Todten geben?
Sein Lenz iſt ausgeträumt!

Was ſoll ihm jetzt die Frühlingsgabe,
Der Jugend Glück — zu ſpät, zu ſpät!
Verblüh' und hauch' an ſeinem Grabe
Hinſterbend ein Gebet!

Der Liebe Obdach.

Die Liebe baut, ein thörlicht Kind,
Ihr Haus aus Blum- und Blattgewinden
Hier hofft ſie gegen Froſt und Wind
Ein freundlich Obdach einſt zu finden.

Doch eine Herbſtnacht war genug
Ihr Hoffen ganz in Leid zu kehren,
Das leichte Haus im wilden Flug
Mit Dach und Pfoſten zu zerſtören.

Nun irrt ſie, mit verzagtem Blick,
Zum Tod erſchöpft im wüſten Wetter
Und ſammelt aus verlornem Glück
Sich weinend noch die welken Blätter.

In die Ferne.

Siehſt du im Abend die Wolken ziehn?
Siehſt du die Spitzen der Berge glühn?
Mit ewigem Schnee die Gipfel umglänzt,
Mit grünenden Wäldern die Thäler umkränzt.
Ach, in die Ferne
Sehnt ſich mein Herz!

Ach, in den Wäldern, ſo ewig grün,
Kann ſtill und heimlich die Liebe glühn!
Nur der Morgen ſieht ſie, der Abendſchein,
Und Lieb' iſt mit Liebe ſo ſelig allein.
Ach, in die Ferne
Sehnt ſich mein Herz!

Am ſtarren Felſen bricht ſich der Nord,
Sanft wehen Lüftchen im Thale fort,
Durch die Wälder ſchimmert der Mond umher,
Und ferne da rauſchet und brauſet das Meer.
Ach, in die Ferne
Sehnt ſich mein Herz!

O könnt' ich ziehen im Morgenroth!
O hauchte Abend mir Liebestod!
Es ſchwindet das Leben, du weißt es kaum —
O ewige Liebe, o ewiger Traum!
Ach, in die Ferne
Sehnt ſich mein Herz!

Keine Blumen ſuch' ich auf der Erde.

O wann trittſt du kühl und ſchlummerleiſe,
Milde Nacht, in meines Kummers Kreiſe?

Um die Augen, die von Thränen glühen,
Laß die Binde mohndurchduftet blühen!

Keine Blumen ſuch' ich auf der Erde,
Daß ihr Duft ein Segenshauch mir werde.

Deinen Sternenmantel breite, breite,
Auf mein müdes Haupt, die wunde Seite!

Ob kein Lerchenjubel je mich wecke
Und kein Frühroth löſt die Schlummerdecke,

Ruht mein Herz, das ruheloſe, warme,
Doch beſänftigt in der Mutter Arme!

Du biſt die junge Roſe.

Du biſt die junge Roſe,
Ich bin der Abendwind,
Die Luft, die mit Gekoſe
Durch deine Blätter rinnt.

Du biſt die hohe Ceder,
Ich bin der kühne Bach,
Aus meiner Wellen jeder
Rauſcht dir ein Liebesach.

Du biſt der Mond am Himmel,
Ich bin das tiefe Meer,
Der Wogen wild Getümmel
Ebnet ſich vor dir her.

Du biſt die reiche Sonne,
Die arme Blume ich,
Die nach dem Strahl der Wonne
Sich wendet ewiglich.

Du Reine, Hohe, Milde,
Ich ſeh' dein Angeſicht
In jedem holden Bilde,
Du aber ſiehſt mich nicht.

Du aber ſiehſt mich nimmer —
Ich bin zufrieden nur,
Daß ich im Abendſchimmer
Hinwandle deine Spur.

Zu hoch.

Du ſtehſt auf lichter Höhe
In frohem Sonnenſchein,
Du weißt nicht um mein Wehe,
Du kennſt nicht meine Pein!

Du hoch in goldnem Strahle,
In Glückes Ruhe du:
Ich unten tief im Thale
Hinwandelnd ohne Ruh.

Und ſuch' ein müder Wandrer
Nach dir ich ſpät und früh —
Dein Weg iſt doch ein andrer,
Die Bahnen treffen nie.

Was iſt, das zwiſchen beiden
Die Herzen hält zurück?
Ein Meer voll tiefer Leiden,
Ein Himmel voller Glück!

Zu tief.

Ich ſteh' zu tief im Thale,
Mich trifft kein Sonnenblick,
Kein Strahl von deinem Strahle,
Kein Glück von deinem Glück.

Ich muß hier ſtill vergehen,
Du glänzeſt hoch und licht,
Die goldnen Wolken wehen
Vor deinem Angeſicht.

Ich muß hier ſtill verderben,
Ich ſteh' zu tief dem Glück —
Ach ſelig wär's zu ſterben
In deinem Sonnenblick!

Du liebſt mich nicht!

Die frohe Schwalbe kam geflogen
Sie baut' ihr Neſt am Hauſe dicht,
Am Himmel ſtand der Regenbogen
Verheißungsvoll — du ſahſt es nicht!

Es hat ſo liebesheld geſungen
Die Nachtigall im Mondenlicht,
Ihr weiches Lied iſt ſtill verklungen
Im Tageraunſch — dir ſang es nicht!

Laut pocht mit ruheloſem Schlage
Mein banges Herz — du hörſt es nicht!
Den feuchten Blick, die ſtumme Klage,
Du fühlſt ſie nicht — du liebſt mich nicht!

Der Dichter ruht in kühlem Sande.

Der Dichter ruht in kühlem Sande,
Ihn wecken Haß und Liebe nicht,
Nicht sengend mit dem wilden Brande,
Nicht schmeichelnd mit dem sanften Licht.

Hier ist die Grenze — ruh' in Frieden!
Hinüber dringt kein banger Laut;
Sie ist auf ewig dir geschieden,
Der Erde Lust, die falsche Braut.

Nicht drängt mit altem Leid und Zorne
Der haß'ge Strom des Lebens nach,
Die Rose nicht mit scharfem Dorne
Blickt dir hinab in's Grabgemach.

In Frieden ruh' — hier ist die Grenze!
Ob ganz verhüllt im weißen Schnee,
Ob ganz umblüht vom bunten Lenze,
Dich rührt kein Hauch, dich weckt kein Weh!

Liebesleben.

I.

Sie iſt ein Kind, ein Kind noch faſt,
O ſagt, was fürcht' ich mich?!
Und hab' doch nie den Muth gefaßt
Und ſprach: Ich liebe dich!

Die Stimme bebt, es recht das Herz,
Und mir verſagt der Ton.
O wär' die Lieb' ihr nicht ein Scherz,
Sie wüßt' es lange ſchon!

Ich ſteh' vor ihr, gleichwie im Traum,
Und ſeh' ſie fragend an.
Sie fühlt es nicht, ſie weiß es kaum —
O ſprecht, wie ſag' ich's dann?

Sie weiß es nicht, ſie liebt mich nicht,
Doch einmal wag' ich mich,
Du liebes holdes Angeſicht,
Und ſag': ich liebe dich!

II.

Er iſt ſo lieb, er iſt ſo gut,
Ach wenn auf mir ſein Auge ruht,
In Wonne mein' ich zu vergehn,
Kann ihm doch nicht in's Auge ſehn.

Denn ſäh' ich einmal recht ihn an,
Ach Alles, Alles wüßt' er dann!
Ich hielte nicht mein Herz zurück,
Er ſäh' mein Leid, er ſäh' mein Glück!

O ſüße Luſt, o bittre Qual,
Sein Bild verfolgt mich überall,
Sein Auge läßt mich nimmer ruhn —
Ich ſchwaches Kind, was kann ich thun?

Ich habe ſchen mich abgewandt,
Da faßt' er leiſe meine Hand —
Die Welt verging vor meinem Sinn,
Es zog mich fort, es zog mich hin!

III.

Sanft rauſcht der Strom, die Welle fließt
In träumeriſch leichtem Sinn,
Das weiche zitternde Mondlicht gießt
Fern über den Wald ſich hin.

Es taucht ſein feuchtes Angeſicht
Die Fluth hinab ſo mild,
Du ſeliger Mond, o ſtrahle licht
Mir der Geliebten Bild!

Vom Wald her tönt die Nachtigall
Und ſinget der Roſe zu,
Mit flötendem Laut, mit ſchmelzendem Schall:
Wach' auf, Geliebte, du!

Ob wohl das Lied der Liebe dich
Im leichten Traume ſtört?
Ob ein Gedanke wohl je an mich
Dem ſüßen Schlummer wehrt?

IV.

Roſe, ſag' ihr, Roſe, ſprich,
Sprich der Lieben Wort für mich!
Veilchen du mit frommer Bläue
Sprich ein Wort von Lieb' und Treue.

Blümchen du Vergißmeinnicht,
Blick' in's holde Angeſicht.
Will die Liebe Blumen wählen,
Du vor allen darfſt nicht fehlen!

Was iſt Duft und Farbenglanz,
Fehlt Vergißmeinnicht dem Kranz?
Soll der Roſe Gluth beglücken,
Mußt du hell vom Auge blicken!

Helle Blumen, reiht euch ein,
Grüßt, o grüßt mit Duft und Schein!
Myrtenblüthe, winde, binde
Alle ſie dem holden Kinde!

V.

Ich kann's den Blumen nicht ſagen,
Die Blumen haben kein Herz:
Ich darf's den Lüften nicht klagen,
Sie trügen es fort zum Scherz.

Mir iſt ſo weh und ſo bange,
So hab' ich es nimmer gefühlt!
Die Thränen auf meiner Wange
Haben die Gluth nicht gekühlt.

Es iſt, als rauſchten mir alle
Die Bäume ſo ſeltſam zu,
Als ſauſte mit lauterem Schalle
Das Mühlrad ohne Ruh. —

O Vögelein hoch im Baume,
Sing' mir dein Abendlied,
Daß bald zu ſeligem Traume
Der Tag vorüberzieht!

VI.

Liebesweiſe, Liebesworte
Klopfen leis an deine Pforte:
Leichter Schlummer, ſüßer Traum,
Gieb, o gieb der Liebe Raum.

Laß, o Traum, auf weichen Schwingen
Sanften Hauch der Liebe klingen:
Traumeswelle, ſüßer Traum,
Gieb, o gieb der Liebe Raum!

Baum und Welle flüſtern's leiſe,
Mondſtrahl webt's in goldne Kreiſe:
Schlummerſt du und ahnſt es kaum?
Gieb, o gieb der Liebe Raum!

Süßer Sehnſucht liebſtes Leben
Will die Nacht der Liebe geben:
Holden Schlummers leichter Traum,
Gieb, o gieb der Liebe Raum!

VII.

O Blümchen hör', ich frage dich:
Liebt er mich nicht, oder liebt er mich?
Mein gutes Blümchen ſag', o ſage
Mir Antwort nur auf die eine Frage!

Ich pflücke: Ja! ich pflücke: Nein —
Blume, du mußt aufrichtig ſein!
Nein — Ja — nun bin ich bald zu Ende,
O wenn ich, wenn ich ein Ja doch fände!

Zwei kleine Blättchen hab' ich noch —
Er liebt mich nicht — er liebt mich doch!
Alle Blumen der Wieſe möcht' ich pflücken,
An meinem Herzen froh zerdrücken!! —

Ach nein, mein Glück wär' gar zu groß,
Das helle Blümlein neckt mich blos,
Oder es wollte mich nicht betrüben,
Wie wär' es möglich, wie könnt' er mich lieben!

VIII.

O fänd' ich dich im grünen Wald,
Wenn nur das Horn des Jägers ſchallt,
Fernher die leiſen Melodien
Wie held im Traum vorüberziehn.

Die Bäume lauſchten froh und ſtill,
Du wüßteſt, was ich fragen will,
Die Liebe fänd' das rechte Wort
Und ſelig wär' ich fort und fort. —

O ruft dich nicht, o lockt dich nie
Mit weichem Hauch die Melodie?
Im grünen Walde fänd' ich dich,
Kein Blick der Menſchen ſtörte mich!

Des blauen Himmels leuchtend Rund
Umwölbte hoch der Treue Bund.
Die Bäume hier, der Wolken Zug —
O Bund, an Zeugen reich genug!

IX.

Es ſang in ſüßer Freude
Ein Vöglein hell im Mai,
Jetzt ſingt's in Leide, Leide —
Ich wollt', es wär' vorbei!

Die Wolken ziehn ſo trübe,
Das Herbſtlaub röthet ſich —
O Liebe, Liebe, Liebe,
Wie elend machſt du mich!

O läg' ich tief im Grabe,
Der Wind verrauſcht' es hin,
Daß ich geliebt ihn habe,
Daß ich vergeſſen bin!

Im Mai noch prieſen und ſangen
Blumen und Vögel mein Glück —
Er iſt vorbeigegangen,
Mich rief, mich ſuchte kein Blick!

X.

Was weint ihr Augen überfroh,
Mein Herz, was pochst du laut?
Er sah mich an, hier stand er, so,
Und nannte mich seine Braut.

Er sah mich an, er küßte mich!
O sagt, was sollt' ich thun?
Er sprach so sanft: ich liebe dich!
O sagt, was sollt' ich thun?

Die rothen und weißen Astern hier,
Sie haben's all' gesehn!
Daß ich dich liebe, ich will es dir
Ja gern, ja gern gestehn!

Ich zittre noch, ich bebe noch,
Mein Herz schlägt noch so laut,
Und bin so selig, ach selig doch —
Er nannte mich seine Braut!

XI.

O ſchönſter Traum der jungen Herzen!
Der Himmel wölbt ſich überall,
Die Sterne glühn als Liebeskerzen,
Ihr Brautlied ſingt die Nachtigall! —

Sie ſtanden da in frohem Traume,
Das volle Herz fand keinen Laut,
Das Abendroth mit goldnem Saume
Umkränzte hell die junge Braut.

Sie ſtanden, Hand in Hand geſchlungen,
Da flog ein Wandervöglein hin,
Es hat ſein ſchönſtes Lied geſungen,
Das leichte Blut, mit heiterm Sinn!

Die Bäume ſprachen ihren Segen
Und rauſchten mit dem letzten Grün,
Doch bald wird neu der Lenz ſich regen,
Zur Roſenglut die Myrte blühn!

XII.

Sagt doch, was iſt für ein Schaffen und Sorgen
Spät in den Abend noch, früh ſchon am Morgen?
Si ſagt, was giebt es? Da jubelt es laut:
Hochzeit, Hochzeit! Es lebe die Braut!

Was für ein Treiben von ſo viel Verwandten!
Mädchen und Frauen, flugrathenden Tanten!
Si ſagt, was giebt es? Da jubelt es laut:
Hochzeit, Hochzeit! Es lebe die Braut!

Vöglein im Baume, das wußt' es ſchon lange,
Uebt früh und Abends am Hochzeitgeſange!
Si ſagt, was giebt es? Da jubelt es laut:
Hochzeit, Hochzeit! Es lebe die Braut!

Rührt euch nun, rührt euch, geſchäftige Hände,
Pfingſten, es naht ſich, da geht es zu Ende!
Si ſagt, was giebt es? Da jubelt es laut:
Hochzeit, Hochzeit! Es lebe die Braut!

Bilder.

Nur laßt es ruhn!

Wie ruht der See in Schweigen,
So traumbefangen!
Die breiten Blätter neigen
Sich voll Verlangen,
Athmend mit durſt'gem Munde,
Zum dunkelkühlen Grunde.
Die Waldesblumen im Kreiſe
Duften um mein Kind —
Wehet und wallet leiſe
Blätter und Wind!

Kaum mag ein Blick der Sonne
Waldburch gelangen;
Er küßt mit leiſer Wonne
Die Stirn, die Wangen,
Der Glieder weiche Fülle
In leichter loſer Hülle.

Im holden Dämmerlichte
Schlummert mein Kind,
Der Wald ſo ſtill, ſo dichte,
So kühl, ſo lind!

Nun ſchaukelt die Traumeswelle
Dich leicht und luftig;
Die Märchenwelt, die helle,
Blüht auf ſo duftig!
Die hohen Bäume ſchwanken
Von goldner Früchte Ranken,
Blumen und Blätter klingen
Um dich her im Traum,
Fröhliche Engel ſingen —
Du athmeſt kaum.

Blumenelfen lauſchet
In weitem Kreiſe,
Waſſerfrauen rauſchet
Nur leiſe, leiſe!
Ihr dürft mir's ja nicht wecken,
Mit euerm Kuß erſchrecken!
Ein Schlummerliedchen ſingen,
Ja, das dürft ihr thun,
Mit Muſcheln und Blumen klingen —
Nur laßt es ruhn!

Waldnacht.

Schnurre, ſchnurre Miſekätzchen,
Waſch die Pfötchen, putz' die Tätzchen,
Vor dem Fenſter brauſt der Wind!
Draußen, wie es ſauſt und flüſtert;
Drinnen, wie der Kienſpan kniſtert,
Und das Mädchen, Mädchen ſpinnt.

Horch nur, wie die Eulen lachen,
Wie die Zweige brechend krachen,
Ganz in Wolken geht der Mond.
Uhre ſchnarrt die ſpäte Stunde,
Ob wohl tief im Waldesgrunde
Noch die Frau, die böſe, wohnt?

Ob ſie noch mit Zaubertücken
Thier' und Menſchen kann berücken?
Wie's die Muhme oft erzählt.
Ob noch unter hohen Bäumen
Die drei Königstöchter träumen,
Bis ein Prinz die rechte wählt?

Surre, ſurre, liebes Mädchen,
Spinne, ſpinne, muntres Mädchen,
Mädchen, Mädchen, ſpinnt, o ſpinnt!
An dem Fenſter, wie es kniſtert,
Wie es klopft und wie es flüſtert!
Mädchen, Mädchen, ſpinnt, o ſpinnt!

Elfenkönigs-Weiſe.

I.

„Ich weiß, Geſell, du haſt gelauſcht,
Der zaubertönigen Weiſe;
Du haſt am Klange dein Herz berauſcht,
Nun lockt ſie dich laut und leiſe.

Als ſich der glühende Vollmondſchein
Gekühlt im feuchten Spiegel,
Da lagſt du am mooſigen Elfenſtein
Da lagſt du am Elfenhügel.

Sie klang ſo ſtark, ſie klang ſo wild,
Die Elfenkönigs-Weiſe;
Sie klang ſo weich, ſie klang ſo mild,
Sie klang ſo innig und leiſe.

Hüt' dich, Geſell, hüt' dich, Geſell
Vor den zaubermächtigen Klängen,
Sie irren, ſie wirren, ſie rauſchen ſo ſchnell
Bis ſie das Herz zerſprengen.

Vor dem Zauberbann o hüte ſich,
Wen ſie leis zu verlocken ſinnen!
Sie weben ihr klingendes Netz um dich —
Du kannſt nie mehr entrinnen.

Denn geigſt du die Weiſe und kannſt du nicht
Rückwärts die verwirrende ſtreichen,
Hingeht die Nacht und des Tages Licht,
Dem Zauber nicht magſt du entweichen.

Und es dreht ſich um dich, und es dreht ſich ſo ſchnell
Wald, Hügel und Menſchen im Kreiſe —
Hüt' dich, Geſell, hüt' dich, Geſell,
Vor der klingenden Zauberweiſe." —

Der Alte ſprach ſo warnend treu,
Er hatte wohl viel erfahren;
Doch das mahnende Wort es rauſcht vorbei
An des Andern heißblütigen Jahren.

II.

Er hört den Ton — er entrinnt ihm nicht —
In den Lüften ſummen und ſingen,
Er hört ihn, wenn früh der Tag anbricht,
Im Rauſchen der Wälder klingen.

Durch ſeinen leiſen Schlummer bebt
Die Elfenkönigs-Weiſe,
Um ſeine ruhloſen Träume webt
Sie ihre Zauberkreiſe.

Er wird das Klingen, das Singen nicht los,
Es ſitzt ihm zu tief im Herzen,
Er möchte ſpielen ſich einmal bloß
Hinweg die wollüſtigen Schmerzen.

Jetzt nimmt er die Geige, jetzt bebt er zurück,
Und weiß nicht, was er beginne, —
Ach, ein tönender Traum, ein klingendes Glück
Umſchlingt wie ein Netz die Sinne!

III.

Wie haucht voll Duft die Luft ſo weich,
Wie blüht des Himmels Bläue,
Und ein Auge ſo mild, ſo wonnereich
Wie lacht es ihm zu in Treue!

Und ſo bittend ſie ſprach, und faßte die Hand:
O ſpiel' uns die ſchönſte Weiſe,
Die ein liebendes Herz auf Erden erfand,
Heut ſpiel' ſie dem frohen Kreiſe.

Es ſchmeicheln die Jungen, die Alten hold,
Er ſtand ſo traumbefangen!
So feurig blinkte das Sonnengold
So roſig blühten die Wangen!

Und als er zitternd die Geige nahm,
Da klang es ſchon tief innen,
Eine wilde jauchzende Luſt überkam
Sein Herz — nicht mocht' es entrinnen.

Und als er leiſe den Bogen ſtrich,
Da quoll es hervor lebendig,
Da drängten jubelnde Töne ſich
Wie ein rauſchender Strom unbändig.

Die Elfenkönigs-Melodie
Sie klang ſo lüſtern und glühend!
Viel beſſer, es hörte das Ohr ſie nie,
Fort eilte der Fuß entfliehend.

Doch ſie tönet ihm nach, ſie hält ihn feſt,
Er muß ſich im Tanze ſchwingen;
Wie ſtürmender Nord, wie ſchmeichelnder Weſt
Die Töne brauſen und klingen.

Spielmann, du halt'! halt' an, halt' an!
O Fluch der zaubriſchen Weiſe!
Schon drehen wie ſinnlos ſich Weib und Mann
Im wirren ſchwindelnden Kreiſe.

Die Augen glühn in wilder Haſt,
Es möchte die Bruſt zerſprengen,
So pocht das Herz, und keine Raſt
Vor den wirbelnden ſchwingenden Klängen.

Die Hügel zittern, die Wälder drehn
Sich nach der üppigen Weiſe;
Da hilft kein zorniges Widerſtehn,
Es drehn ſich die Jungen, die Greiſe.

O denk', was warnend der Alte ſprach —
Laß rückwärts ſtrömen die Klänge!
Doch es quillt zu haſtig dem andern nach
Jeder Ton in wildem Gedränge.

Er hört der pochenden Herzen Schlag,
Die Augen er ſieht ſie rollen —
Unſeliger Mann, der nicht vermag
Zu brechen den Zauber, den tollen!

Wohl hört man leis im Hügelrund
Den Elfenkönig lachen.
Die Tänzer ſchwingen ſich Stund' um Stund',
Die wirrenden Töne wachen.

Der Zauber waltet und ſchaltet fort,
Die Töne, die lockenden, ſchweifen —
O flieh, flieh weit den unſel'gen Ort,
Daß ſie dir an's Herz nicht greifen!

O Wandrer flieh — nicht gönne dir Raſt —
Vor der zaubertönigen Weiſe,
Daß dich hinirrend kein Ton erfaßt
Und bannet dich feſt im Kreiſe!

Mondmärchen.

O Märchentraum, o Vollmondnacht,
Wie webſt du lind und leis,
Wo ein Auge blickt, wo ein Leben wacht,
Der Zauber ſtillen Kreis!
Die dunkle Fluth erbrauſte
Noch erſt in wilder Wogen Drang,
Der feuchte Nachtwind ſauſte
Noch erſt mit zorn'gem Sang.

Da brach aus finſtrer Wolke Saum
Der helle Mondesblick,
Da breitet ſich aus wie ein linder Traum
Ein ſtilles, ſtilles Glück!
Die weichen Lüfte ſchwellen,
Wie ſanften Hauches ſchwillt ein Kuß,
Es raunt und rauſcht der Wellen
Geheimnißvoller Fluß.

Sie ſtrömten hin, ſie ſtrömten her,
Der kühne Knabe ſaß,
Zu Haupte den Mond, zu Füßen das Meer —
Wie rauſcht' und glänzte das!
Wie lachte da dem Kinde
Das Aug' in froher Märchenluſt,
Frei gab es hin dem Winde
Die jugendliche Bruſt.

Und aus den Fluthen hob ſich frei
Ein wunderlichtes Bild,
Hin blickte der Knab' in wonniger Scheu —
Wie ſah es lieb und mild!
Sie ſang — er mußte lauſchen,
Ach ſelig war die Melodie!
Und zu dem leiſen Rauſchen
Der Wogen tönte ſie:

„Nun trink' in dich, du reine Fluth,
Das volle Mondenlicht,
Und ſunkl' es zurück und ſchwill' in der Gluth
Von ſeinem Angeſicht!
Ach wenn der dunklen Welle
Sein mildes Auge ſich ergießt,
Wie da in linder Helle
Das Leid, das Leid verfließt! —

O Menſchenherz, dich wiegt in Ruh
Der Wäſſer Melodie,
Sanft ſchwellende Fluth, ſie decket dich zu —
O flieh zur Ruhe, flieh!
Ja hier im Mondlicht ſchweben,
Am Herzen mir, in milder Fluth,
O wie ein ſelig Leben,
Wie wohl, wie wohl das thut!" —

Der Knabe ſang ſo leiſe nach:
Wie wohl, wie wohl das thut!
O wie es ihm rief, wie lockend es ſprach:
Wie wohl, wie wohl das thut!
So hat ihn nimmer, nimmer
Gelockt die wunderklare Fluth,
Und immer ſang es, immer:
Wie wohl, wie wohl das thut!

Da regt der finſtern Wolke Geiſt
In dunkelm Zorne ſich,
Er ſchreit in die Fluth, die Woge zerreißt,
Der ſanfte Mond erblich.
Und Blitz auf Blitz ein Zücken,
Hin heult der Sturm ſein Lied ſo wild —
Wohin ach ſchwand den Blicken
Das Bild, das holde Bild?

Es folgt dem Knaben Nacht und Tag
Mit ſüßer Melodie,
Die klang in der Bruſt wie des Herzens Schlag,
Sie ließ und ließ ihn nie. —
„Ich hab' ein Glück beſeſſen —
Fort rinnt die Zeit, fort ſtrömt die Fluth —
Ich hab' ein Glück beſeſſen —
Wie wohl, wie weh das thut!“

Die treue Schweſter.

„Hin ohne Raſt, hin ohne Ruh
Treibt mich das wilde Meer hinaus,
O Schweſter, liebe Schweſter du,
Du bleibſt allein zu Haus.
Es weht der Wind die Wellen
Weit über die breite, wüſte See,
Ein Schifflein kann zerſchellen —
Wann kehr' ich wieder je?!

„O Schweſter, ſtell' an's Fenſter her
Allnächtlich mir ein Lämpchen doch,
Das ſagt mir, wenn ich wiederkehr',
Daß du am Leben noch!"
Die Jungfrau ſprach mit Weinen:
Allnächtlich an meinem Fenſter hier
Soll dir mein Lämpchen ſcheinen:
Ich lebe, ſagt es dir. —

Am Meeresstrand ein dunkles Grab
Schloß ihr die treuen Eltern ein —
Schon sank das halbe Glück hinab —
Nun war sie ganz allein.
Die Hütte, noch so enge,
Hat viel zu weiten einsamen Raum,
Doch nicht des Meeres Länge
Verdrängt den stillen Traum.

Die Jungfrau zündet jede Nacht
Dem Bruder an ihr kleines Licht;
Das Lämpchen scheint, die Schwester wacht,
Ihr Aug' ermüdet nicht.
Ob nicht auf dunklen Wogen
Ein schimmerndes Segel weht und wallt,
Ein Schifflein kommt geflogen,
Ein Kuß am Strande hallt.

Bald ruht die See so klar und hold,
Als spielte drauf ein linder Traum;
Bald wieder schrillt der Sturm und rollt
Der Wellen wüsten Schaum.
Und Jahr' auf Jahre fließen
Wie Schaum vorüber dem stillen Haus,
Doch schien so unvergessen
Das Lämpchen treu hinaus.

Schon ſtreut der Winter auf das Haar
Der greiſen Jungfrau ſeinen Schnee,
Sie aber ſaß und blickte klar
Hinaus zur weiten See.
Ob Tag, ob Nacht ihn brächte,
Sie wartet es ab mit treuem Sinn
Und ſtellt ihm alle Nächte
Ihr Lämpchen hoffend hin.

Sie zündet ſtets die Lampe noch,
Sie wird des Wartens müde nicht —
Nun endlich ward es dunkel doch,
Endlich verliſch das Licht!
Die frohen Nachbarn riefen:
Hei, ſeht, ſie löſchte das Lämpchen aus!
Gut, daß wir heut nicht ſchliefen,
Der Bruder kam nach Haus!

Sie ſprangen hin, das Lämpchen ſtand,
Das ſtill verliſchne, neben ihr;
Sie ſaß und blickte unverwandt
Wie ſonſt am Fenſter hier.
Wohl ſtarrt ihr Blick noch immer,
Wo fern auf wallender See ein Boot
Herflog' im Mondenſchimmer —
Sie aber, ſie war tot!

Der Friedhof im Walde.

O wer hier ruhte, wer hier ſchliefe,
Kein feindlich Auge drängte nach,
Kein Schlag der wilden Sehnſucht riefe
Ihm Leid und Liebe pochend wach.

Kein haſ'ger Ton der Welt verwirrte
Die Ruh, die Raſt, den Friedenstraum;
Kaum daß ein müder Wandrer irrte
Vergnügt in dieſen ſtillen Raum.

Nur aus dem Waldesdunkel bebte
Ein tiefer Nachtigallenlaut,
Und in den Eichenwipfeln webte
Ein ahnend Rauſchen ganz vertraut.

Ja, wer hier ruhte, wer hier ſchliefe,
Beſchattet ſo von Kreuz und Stein:
Kein Schmerz der Sehnſucht recht' und riefe
In ſeinen Schlummer wild hinein.

O Waldesduft, o Friedhofſiegen,
Was weht in deinem Hauch mir zu?
Schon muß das Herz ſich leiſer regen —
O nimm mich auf, o gieb mir Ruh!

Bis über Gräber, Kreuz und Steine
Ein wunderheller Morgen bricht,
Der Himmel quillt von goldnem Schreine,
Die Erde trinkt lebend'ges Licht;

Der Wald in niegefühltem Schauer
Rauſcht himmelwärts mit frohem Drang,
Der Nachtigall geheime Trauer
Schmilzt ſelig in dem hellen Klang.

Es weht, es weckt, es bebt, es blühet
Hinunter in den ſtillen Raum;
O Licht, o Klang, es zuckt, es ziehet
Allmächtig durch den Grabestraum.

Das Irrkraut.

Auf das Irrkraut bin ich getreten,
Habe den rechten Weg verfehlt,
Ach, da half kein Bitten und Beten
Ward von bösen Geistern gequält.

Weitab irrt' ich auf fremden Wegen,
Die noch nimmer mein Fuß betrat,
Und in dunklen wüsten Gehegen
Wand sich unheimlich der schmale Pfad.

Plötzlich hört' ich wie aus den Zweigen
Höhnisch lachte die Vogelbrut,
Sah die krummen Schnäbel sich neigen,
Ganz begierig nach Fleisch und Blut.

Ach, wie pochte mein Herz ſo bange,
Ach, wie rannt' ich in wilder Haſt!
Nach mir ſchwirrten und lachten ſie lange,
Hätten erreicht mich Strauchelnde faſt.

Doch nun dehnte der Weg ſich breiter,
Lichter ward der ſchaurige Wald,
Blauer Himmel lachte ſo heiter,
Doch die Hoffnung verlor ſich bald.

Heiß und heißer brannte die Sonne,
Hell und heller glühte der Strahl,
Keines Tropfens kühlende Wonne
Stillte die durſtig lechzende Qual.

Und in ſeltſam fremden Gewändern
Kamen drohend des Weges ſie,
Männer aus weit entlegenen Ländern,
Nie vergaß ich die Blicke, nie!

Unter den Füßen brannten die Sohlen,
Und in Aengſten pochte das Herz,
Kaum hin wagt' ich den Blick verſtohlen,
Senkte die Augen niederwärts.

Aber ſie kamen näher und näher,
Stierten mich an ſo wild und heiß,
Wie ich entrann in ſcheuer, jäher
Flucht dem feindlichen Schwarm, Gott weiß

Endlich ſtürzt' ich müde zuſammen,
Ganz erſchöpft von jeglicher Noth,
Ganz durchbrannt von ſonnigen Flammen,
Weint' ich ſtill entgegen dem Tod.

Ach, da hört' ich leiſe von weiten
Klingen der Abendglocke Ton,
Kaum begann das Glöcklein zu läuten,
Sieh da ſchwanden die Zauber ſchon.

Sah im goldenen Abendſcheine
Schon mein liebes Dörfchen vor mir,
Sah das Haus, das freundliche, kleine,
Stürzt, du liebe Mutter, zu dir.

Die letzte Stunde.

Draußen blüht so lind und hell die Luft,
Und das Leben lacht im Morgenſchimmer:
Aber drinnen, wie in enger Gruft,
Weht ein ſchwüler Hauch durch's Krankenzimmer.

Hört! der König ſpricht in Zorneshaſt:
Hab' ich keine Diener, keine Knechte?
Seht ihr zu, daß mir an's Lager faſt
Jener Buttler drohend ſtreckt die Rechte?

Seht, wie tückiſch mir der Frech nickt,
Langt den Arm, den magern, durch die Scheiben,
Seht, wie hohl ſein ſtiere Auge blickt —
Will ihn Keiner dort vom Fenſter treiben?

Und voll Grauen lauſcht die Dienerſchaar,
Nichts gewahrt ſie von des Königs Schrecken,
In der Luft, die ſonnig blüht und klar,
Kann ihr Blick das Trugbild nicht entdecken.

Doch ſie ſchweigen — leiſ' in das Gemach
Trat der Arzt, der heißerflehte, greiſe;
Auf des Königs düſtre Klage ſprach
Mild und ernſt der vielerfahrne, weiſe:

„Nicht den Dienern zürn', in Luft zerrinnt
Ihrem blöden Aug' der grimme Alte,
Und kein Menſchgeborner Macht gewinnt,
Daß er mächt'ger dieſen Mächt'gen halte.

Der mit haſt'gen Armen dich bedroht,
Der dir Leib und Seele will umfangen,
Jener dreiſte Bettler iſt der Tod,
Und er taſtet ſchon nach Haupt und Wangen."

Wilder lacht und grinſt vom Fenſter her,
Immer wächſt ſie noch die Hand, die lange,
Und der König atmet tief und ſchwer,
Stammelt ſtöhnend fieberwirr und bange.

Wieder ſpricht der Arzt: „o gieb Befehl,
Daß man raſch Unſchuld'ger Ketten löſe,
Denn dein Herrſchen, ja, nicht hab' ich's Hehl,
Gottverlaſſen war es, arg und böſe.

Sprich es aus das milde Gnadenwort —
Was ihr Leben wiedergiebt den Armen,
Scheucht vielleicht das wüſte Schreckbild dort!
Einmal König, einmal hab' Erbarmen!"

Und noch einmal ſchäumt die alte Kraft,
Neu durchlodert von der Fieberhitze,
Und der König, hoch emporgerafft,
Ruft und droht mit zorn'gem Herrſcherblitze:

„„Hab' ich jetzt, Verräther, dich erkannt?
Biſt du ſelbſt nicht der Verſchwornen Einer?
Doch ſo lang ſich ballt noch dieſe Hand,
Nie erbarmt des Henkers Schwert ſich deiner.""

Doch ſchon ſtreckt es, wie der König ſprach,
Lang und länger noch den Arm, den langen,
Still und ſtiller ward es im Gemach,
Und die Todesglocken dumpf erklangen.

Das Schwert.

Ich lag in tauſendjähr'ger Ruh
In eines Schachts verborgner Stätte,
Tollkühn, ſo drangen ſie herzu
Und riſſen mich aus meinem Bette.

Sie haben mich gedehnt, gereckt,
Sie haben mich in lange Zungen
Mit feuriger Gewalt geſtreckt —
Ich bin in jäher Wuth zerſprungen.

Sie haben mich auf's neu gefaßt;
Gepeckt, gehämmert, ganz zerſchlagen,
Mußt' ich, gereinigt ohne Raſt,
Mein jammerreiches Loos ertragen.

Und wieder dann umwallt von Glut,
Durchhaucht von immer heißern Flammen,
Schmolz ſich aus meinem Herzensblut
Ein wunderſeltſam Ding zuſammen.

Ich bin es nicht und bin es doch,
Ich bin's, und doch ein ander Weſen
Bin ich vor meines Zwanges Joch
In ſtiller Bergesruh geweſen.

Nun trag' ich ein polirtes Kleid,
Ich rauhes Erz wie blink' ich freundlich!
Doch heimlich lauſcht zu aller Zeit
In mir ein Grollen wild und feindlich.

Es kocht in mir das Element,
Das ich, gemartert, eingeſogen,
In meinem Innern tobt und brennt
Ein Feuerſtrom mit tauſend Wogen.

Ha, wie ich jauchze, wenn die Fauſt
Des Grimmigen mich niederſchmettert,
Und meine Schneide jählings ſauſt,
In Blitzesfunken ſprüht und wettert!

Bis dieſes Antlitz, ſpiegelhell,
Sich in ein dunkles Bad geſenket,
Und mir des Bluts lebend'ger Quell
Den ewig durſt'gen Mund getränket.

Ein Zauberwort.

Wohl weiß ich, dieſer alte Stein
Mit krauſer Schrift und dunklen Zeichen —
Nur ſtill! ich weiß, das muß er ſein,
Und einem Worte muß er weichen!

Sprech' ich das Wort, es löſt den Bann,
Es bricht der Geiſter Macht und Siegel,
Aufgähnt der ſtarre Felſen dann
Und von der Pforte ſpringt der Riegel.

Ein Wort! — o wie die helle Pracht
In allen Farben flirrt und flimmert,
O wie der dunklen Grotte Nacht
So edler Steine Glanz durchſchimmert!

O wie die Wände wunderreich
Von goldnen Adern blühn und flammen,
Und aus dem Silber zart und bleich
Sich webt der Decke Netz zusammen!

Es wuchs der Schatz emporgehäuft
Seit unvordenklich langen Jahren;
Du reiches Glück! O wer's ergreift
Mit mächt'gem Geist — o wer's erfahren

Das Wort — ich sah's im leisen Traum,
In Flammenzügen sah ich's brennen!
Weh mir, ich sah's und sah es kaum,
So schwand es hin — ich kann's nicht nennen!

Hier steh' ich vor dem lichten Schein,
Hier knie ich vor der dunklen Pforte,
Mein ist der Schatz, die Welt ist mein —
Weh mir, es fehlt an einem Worte!"

Und Tag auf Tag und Nacht auf Nacht
Nicht weicht er von der wüsten Stelle,
Sein glühend Auge stiert und wacht
An seines Schatzes dunkler Schwelle.

Durch ſeinen Schlummer glänzt der Schein
Des Goldes, das ſein Herz bethörte;
Doch unerbittlich blieb der Stein,
Der ſeiner tiefſten Sehnſucht wehrte.

Er ſinnt und ſinnt, er lauſcht und lauſcht,
Ob es die Sterne heimlich künden,
Ob es ihm leiſ' im Winde rauſcht,
Das Wort, er kann das Wort nicht finden!

Und kommt der Lenz, er ſieht ihn nicht,
Ihm blüht der duft'gen Blumen keine,
Vor ſeinem Auge flammt das Licht
Der goldnen Adern, edlen Steine.

Ihm bleicht das Haar, das ruhlos hängt
Auf ſeiner fieberheißen Wange,
Im Auge glüht, der ihn verſengt,
Der ſtille Brand, ſo lange, lange!

Doch endlich rauſcht vor ſeinem Ohr
Wie eines Stromes mächt'ge Welle,
Was ihm verſchloſſen je zuvor,
Das ſcheint ihm wunderklar und helle.

Wie war es leicht das kleine Wort,
Im halben Traume kann er's ſprechen!
Und als er's ſprach, da weht es fort,
Ein leiſer Hauch, — die Augen brechen.

Der böſe Blick.

„Geh' am Garten nicht vorüber,
Störe nicht mein ſtilles Glück!
Andern Weges wandre lieber.
O du Mann mit böſem Blick!

Sieh die Roſe, wie ſie ſchauert
Vor des Auges gift'gem Glanz!
Nelk' und Lilie, wie ſie trauert,
Wie zu Tode welkt mein Kranz!

Warum weilſt du ſo begehrlich,
Wo ein ſtiller Frieden blüht?
Warum ſchaut ſo unaufhörlich
Dieſes Auge haßdurchglüht?"

Und er ſprach mit leiſem Beben:
Andern Weges will ich ziehn.
Ach, ich muß das ſüße Leben,
Was ich liebe, muß ich fliehn!

Immer zog es, immer wieder
Mich zu deinem Frieden hin,
Und den Blick nicht ſchlug ich nieder —
Ich vergaß, daß ich es bin!

Schwellend ach das Herz voll Liebe
Und im Aug' den grimmen Tod,
Folg' ich weh! dem ſtrengen Triebe
Böſer Mächte, bittrer Noth!

Doch ich will im Abendgrauen
Mit verhülltem Angeſicht
Nur das eigne Elend ſchauen,
Und dein Glück, ich ſtör' es nicht!

Waldeszauber.

Dieſer Wald, das iſt ein Zauberwald!
Sprach zu mir mit ernſtem Blick der Alte —
Wenn der Abendglocke Ton verhallt,
Reite nimmer durch und nimmer halte.

Doch ich ritt, die warme Dämmernacht
Winkte lockend mit den grünen Zweigen,
Und der Vollmond ſchien in heller Pracht
Selber mir den ſtillen Pfad zu zeigen.

Als ich träumend ſo des Weges zog,
Hört' ich plötzlich wie ein Kindlein weinen,
Und ich ſah, daß mich kein Traum betrog,
Und mitleidig ſprach ich zu der Kleinen:

Armes Kind, wer hat in ſpäter Nacht
So allein und hülflos dich verlaſſen?
Armes Kind, man hat dich ſchlecht bedacht;
Doch die Aeuglein trockne nun, die naſſen!

Sieh auf's Pferd hier heb' ich dich hinauf,
Und nun klammre feſt die kleinen Hände!
Weine nicht, denn in geſchwindem Lauf
Geht's nach Hauſ', der Wald hat bald ein Ende.

Und wie furchtſam ſchauernd ſaß das Kind,
Leiſe ſchüttelnd wie vor Angſt die Locken;
O wie bebt' es vor dem leichten Wind,
Vor dem Blattgeflüſter ſo erſchrocken!

Und ſo ritt ich, aber wie verwirrt
Schien der ganze Wald um mich zu ſchwanken —
Ob der Mond, ſo voll und roth, mich irrt,
Ob den Weg verſäumt ich in Gedanken?

Wie im Traume ſprach ich leis zu mir:
O fürwahr, ich wollt', ich wär' zu Hauſe!
Reit' ich doch wie ganz verzaubert hier,
Wie betäubt den Kopf von Sauſ' und Brauſe!

Und das Kind vor mir ſo ſchelmiſch lacht:
Warum reit'ſt du auch im Waldesdüſter?
Reit' am Tage, denn die Mondesnacht
Und der Wald iſt mein mit Traumgeflüſter.

Und zur Jungfrau wuchs die Kleine hold,
Ihr in's Antlitz wagt' ich kaum zu ſchauen,
Ganz unheimlich flammt der Haare Gold,
Faſt geblendet ſah ich's und mit Grauen.

Reite, ſprach ſie, doch der Heimath Haus
Wirſt du nie auf dieſem Wege finden,
Aus dem Walde wirſt du nie hinaus
Durch die Zauber deinen Pfad ergründen.

Lachend ſchlang ſie ihren Arm um mich,
Haſt'ger ſpornt' ich da dem Pferd die Seiten,
Weh, ſie klammert feſter ſich an mich,
Und dem Grauſen konnt' ich nicht entreiten.

Forthin jagt' ich in die Mondesnacht
Wie ein toller fluchtgehetzter Reiter,
Doch die Jungfrau vor mir lacht und lacht,
Und der Waldtraum dehnt ſich weit und weiter.

Wahrlich ja, es war ein hohes Glück,
Daß ich endlich noch des Spruches dachte,
Der die böſen Geiſter ſcheucht zurück,
Den die Mutter ſterbend mir vermachte.

Als ich fromm ihn ſprach, da ſchwand das Bild
Wie ein dunkler Schatten leiſe, leiſe,
Und der Weg lag frei und unverhüllt,
Nicht umwirrt mehr von dem Zauberkreiſe.

Nur noch einmal keck vom Waldesrand
Ließ ich rückwärts meine Blicke ſchweifen,
Haſtig ſah ich eine weiße Hand
Aus dem Waldesdunkel nach mir greifen.

Elfenhold.

O wie klagend ſtöhnt durch die Haide,
O wie traurig wallet der Zug,
Der in bitterem Herzensleide
Elfenhold zu Grabe trug!
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Vornen der König ſtolz und mächtig,
Ganz umwehet von dunklem Flor,
Goldgekrönet und purpurprächtig,
Aber traurig wie nie zuvor.
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Auf der blumenduftigen Bahre
Lag eine weiße Lilie ſie,
Mit dem roſigen Kranz im Haare —
Lieblicher war ein Schlummer nie!
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Durch die braune Haide ſie wallten,
Unabſehbar die lange Reih,
Luftigzarte Elfengeſtalten,
Schwebend auf Graſesſpitzen frei.
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Dort am blaſſen Holunderſtrauche,
Der mit Düften die Haide tränkt,
Ward mit traurig feſtlichem Brauche
Elfenheld in's Grab geſenkt.
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Traurig hat man das Grab geſchloſſen,
Traurig warf man den Hügel auf,
So viel Thränen als da gefloſſen,
Glänzten lichte Perlen darauf.
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Und der König, der stolze, greise,
Sprach mit herzenstraurigem Ton:
„Warum pflückt' aus fröhlichem Kreise,
Süße Blume, der Tod dich schon?" —
Stöhnend summen die Jungen, die Greise
Ihre klagende Trauerweise.

Sprach der König: „Wer hat im Reigen
So den zierlichen Fuß gesetzt?
Alles Liebliche war ihr eigen,
Und wir trugen zu Grab es jetzt!" —
Stöhnend summen die Jungen, die Greise
Ihre klagende Trauerweise.

„Daß ihr ein menschlich Herz nicht fehle,
Gab sie freudig dies Leben hin;
Doch es brach das Herz mit der Seele,
O verderblich war der Gewinn!" —
Stöhnend summen die Jungen, die Greise
Ihre klagende Trauerweise.

„Aber den Menschen wehe, wehe,
Die getödtet ein liebend Herz!
Wer vorüber am Grabe gehe,
Trag' und büße den ganzen Schmerz!" —
Stöhnend summen die Jungen, die Greise
Ihre klagende Trauerweise.

„Ruhlos folg' ihm der Liebeskummer,
Der ſein pochendes Herz beſchwert;
Ruhlos ſei ihm, voll Angſt der Schlummer,
Und verſagt ſei, was er begehrt!“ —
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

„Weh, o weh ihm, wer von den kleinen
Grabesblumen ein Blatt nur bricht!
Weinen muß er, in Kummer weinen,
Bis hindunkelt ſein Augenlicht!“ —
Stöhnend ſummen die Jungen, die Greiſe
Ihre klagende Trauerweiſe.

Der Hoffnung Reis.

I.

Mit duftigen Blumen geſchmückt die Bruſt,
Eine Dirne ſchaut aus dem Räuberhaus,
Voll Sünde das Herz, das Auge voll Luſt,
Lacht ſie zum finſteren Wald hinaus.

Und leiſe dämmernd der Tag ſich neigt,
Da quillt und reckt ſich geſpenſtiſch empor
Der Nebel, der weiß vom Grunde ſteigt,
Und quillt und wächſt auf dem dunklen Moor.

O wie ſo eigen er webt und wallt!
Die Dirne ſie ſteht's in trotziger Scheu,
Wie er raſch zu menſchlichen Gliedern geballt,
Wie er naht und ſchwebt und wallet vorbei.

Und leis' aus dem Nebel flüstert es hin:
Die Hölle, die Hölle sie brennt so heiß!
Da ſpricht die Dirne mit trotzigem Sinn:
Du zeigst mich nicht zum Himmel, Gott weiß!

Und als vorüber der Nebel wallt,
Da webt mit traurigem Angeſicht
Vorbei eine weibliche Luftgeſtalt,
Wie ausgeweinet der Augen Licht.

Sie flüstert ſo leis, ſie haucht ſo bang,
O wie ſo traurig, traurig ſie blickt:
O die Ewigkeit iſt ſo lang, ſo lang,
Weh! wen ein bös Gewiſſen drückt!

II.

Was klopft ſo haſtig am Kloſterthor
In der wüſten Nacht eine Frauengeſtalt?
Und hebt ſo ſcheu das Haupt empor
Wie das Reh, wenn dröhnend das Jagdhorn ſchallt!

Und als ſie drin kniet vor der hohen Frau,
Vor der Aebtiſſin demüthig hin,
Da klagt ſie ſich an: „O Heilige, ſchau
Die verlorne, die reuige Sünderin!

„Ich habe gelebt ſo manches Jahr
Mit Fluch beladen im Räuberhaus,
Und wen ich verlockt, der Wanderer war
Ein verlorner Mann, nie kam er hinaus

„Es hat verflucht mein Vater mich,
Die mich verzog, die Mutter ſtarb,
Sie weint' und grämte zu Tode ſich,
Daß ich an Leib und Seele verdarb.

„Weh mir, was flüſtert im Nebel leis!
Weh mir, die Ewigkeit iſt ſo lang!
Weh mir, die Hölle ſie brennt ſo heiß!
Und der Vater, die Mutter ſie ſtarren ſo bang!“ —

Der Sünderin Herz, nun ganz verzagt,
Es pocht in Angſt vor der Hölle Graus —
„O laß mich dienen als ſchlechteſte Magd,
O nimm mich auf in dein heilig Haus!

„Du Hohe, du Edle, du Heilige ſprich:
Muß ich nun ewig verloren ſein?
Schließt ewig der zürnende Himmel ſich?
O hab' Erbarmen, o ſage: nein!“

Sie ſah ſo ſtrenge hinab zu ihr,
Sie ſprach: Und dienteſt du hundert Jahr,
Du büßeſt nicht ab die Sünde hier.
Du biſt verloren wohl immerdar!

So ſprach, die rein, die fleckenlos,
Sie ſprach zur weinenden Sünderin:
Deine Sünde fürwahr iſt allzugroß,
Doch dien' und büße nur immerhin!

Es mag wohl eher an jenem Reis,
Das dir verdorrt zu Füßen liegt,
Auf's neue blühn eine Roſe weiß,
Eh' deine Buße Gott beſiegt. —

Sie nahm es auf, o kummerſchwer!
Und barg es ſeufzend am Herzen doch —
O das verdorrte blüht nimmermehr,
Was hofft die ſündige Dirne noch?

III.

Wie emſig ſchaffte ſie fort und fort
Und war zum härteſten Dienſt bereit,
So ernſt, ſo ſtill, kein klagendes Wort
Verrieth das nagende tiefe Leid!

Und der Hoffnung Reis an der Gartenwand,
An der Mauer ſo fern da pflanzt ſie's ein,
Wo nah das Kreuz wie erbarmend ſtand,
Wo Immergrün umrankte den Stein.

O wie ſie weinend das Reis begoß
So ſpät am Abend, am Tage früh!
Wie heiß die Thräne der Reue floß,
Daß ihr barmherzig die Roſ' erblüh!

Es wandeln leiſe die Jahre hin,
Man trug die Frauen, die frommen, fort,
Doch der Tod verſchonte die Sünderin,
Als ſollte büßen ſie ewig dort!

O wie ſchon lange im Grabgemach,
Wie in der Tiefe ſie alle ruhn!
Der greiſen Dienerin Sünd' und Schmach,
Wer kennt die Schuld und die Buße nun?

Und Tag auf Tag und Jahr auf Jahr,
Sie füllte ſchweigend der Buße Maß,
Sie ſchaffte raſtlos mit weißem Haar —
Ob der Todesengel ſie ganz vergaß?

Doch als er wieder vorüberging,
Mit Roſen blühte das trockne Reis,
Und als ſie weinend das Kreuz umfing,
Da küßt er froh ihr das Auge leis.

Traumbilder.

Es ſchweift der Mond der helle
Weit über den dunkeln Fluß
Und küßt die träumende Welle,
Daß ſie ihm folgen muß.

Mein Schifflein laſſ' ich gleiten,
Es gleitet ſo raſch im Traum,
Kaum rührt es an den Seiten
Der Welle weißen Schaum.

Und mit dem Waſſer rinnt es
Im leiſen Zuge dahin —
Und wie ein Traum beginnt es
Zu weben um Herz und Sinn.

Die grauen Weiden am Rande
Rühren ſo eigen ſich,
Vom weißen Uferſande
Ruft's an ſo leiſe mich.

Dunkle Schattengeſtalten
Strecken die Arme weit,
Nicken und winken zu halten —
Mein Schiff hat keine Zeit.

Es hat nicht Zeit, vorüber
Hinfliegt es ohne Raſt,
Die Schatten trüb und trüber
Verſchweben in banger Haſt:

Verſchweben und andre wieder
Strecken die zitternde Hand,
Beugen zum Strom ſich nieder,
Flüſtern und winken zum Strand.

Mein Schifflein fliegt vorüber,
Die Welle raſtet nicht,
Die Schatten trüb und trüber
Verſchwinden im Dämmerlicht.

O wie so traumgebunden,
So müd ist Herz und Sinn,
Ihr Schatten vergess'ner Stunden —
Fahr' hin, mein Schiff, fahr' hin!

Was sitzt da unter der Weide
Eine mondlichtweiße Gestalt?
Ach, wie mit bitterem Leide
Weckt sie der Liebe Gewalt!

Ich kann vorbei nicht fahren,
Es wird mir gar zu weh,
Ich kann vorbei nicht fahren,
Wenn ich sie weinen seh'!

Sie neigt sich mit flüsterndem Munde
Und ruft so bebend mich —
O Schiff, geh' unter im Grunde,
O brechendes Herz, nun brich!

Das dunkle Thal.

Auf dem Haupt der Jugend frischen Kranz
Und im Herzen Maienduft und Glanz,
In das dunkelstille Thal ich ritt,
Und die hellen Träume zogen mit —
O wie leise rinnt die Zeit!

Doch zur Seite langsam zog der Bach,
Wie gewohntem Elend trübe nach,
Traurig warf er meinem frohen Blick
Nur ein bang beschattet Bild zurück —
O die Heimath liegt so weit!

Als ich hinritt an der trüben Fluth,
Weht' vom Haupte mir der leichte Hut,
Und der grüne Kranz zur Tiefe flog,
Die ihn welk und farblos weiter zog —
O wie leise rinnt die Zeit!

Und ein herbstlich Schauern ging durch's Thal,
Alle Bäume ſtanten todesfahl;
Als der rauhe Wind vorüber ſtrich,
Fühlt' ich zitternd, daß mein Haar erblich —
O die Heimath liegt ſo weit!

Wohl vernahm ich, wie's im Winde klagt,
Wie die Hoffnung weinend hier verzagt,
Und die Ferne trüb und wolkenſchwer —
Grüner Kranz, nun blühſt du nimmermehr!
O wie leiſe rinnt die Zeit!

Als ich einritt in das dunkle Thal,
Blühten Herz und Haupt im Frühlingsſtrahl,
Nun ein greiſer Wandrer irrt hinaus,
Sucht im Abendgraun das Vaterhaus —
O die Heimath liegt ſo weit!

Mutterglück.

Seht das Kind, das holde, ſeht,
Wie's auf ſchwachen Füßchen ſteht,
An dem Arm der Mutter hangt,
Fröhlich hin und her verlangt.

Seht, wie haſtig drängt es ſich —
Locken dort die Hände dich?
Locken Kuß und Schmeichelwort?
Wagſt dich von der Mutter fort?

O, es iſt ſo furchtſam nicht,
Auf des Schweſterchens Geſicht
Setzt es keck ſein Händchen drauf,
Greift in's Haar und hält ſich auf. —

Feuchten Auges ſchaut ſie hin
Auf den holden Kinderſinn —
Weine, reinſten Glückes froh,
Mutter, weine immer ſo!

Wie im Herbſt die Rebe quillt
Und den Drang des Glückes ſtillt,
So durchdrängt die Mutterbruſt
Glückes übervolle Luſt.

Derweil ſahſt du dich erſtehn,
Junges Weib, noch hold und ſchön:
Kannſt dem eignen Lenz entflehn,
Siehſt du neuen Frühling ſchön.

Haſt du je ſolch Glück gedacht,
Kröhlich, kindlich, unbedacht?
Glück, wie kannſt du größer ſein,
Solch ein liebes Kind ward dein!

Wie es lächelt! Winkt dir nicht
Durch dies Lächeln ſein Geſicht?
Liebe lacht ſo hell dich an
Und ein vielgeliebter Mann.

Zeit entflieht mit raſchem Schritt,
Lenz und Jugend fliehen mit,
Und der ſchöne Stern verging,
Deſſen Schimmer dich umfing.

Aber nein, er bleibt nicht fern,
Sieh, er kommt als Morgenſtern,
Sieh, in deines Kindes Blick
Leuchtet heller noch ſein Glück!

Die Savoyarden.

Geld, Geld, Geld! Nur Kupferſtücke! —
Savoyardenbuben zählt!
Zählt, zählt, zählt, was euerm Glücke
Noch an runden Stücken fehlt!
— Zwanzig Stücke, ſchwergewichtig —
Zwanzig Stücke? zählſt du richtig?
Nur getreſt, man wird erbarmen
Sich des Affen und der Armen,
In dem luſtigen Paris
Iſt euch Glück und Geld gewiß.

Ihr die Herrn in kahlen Flicken,
Doch das Aeffchen ſchön geputzt,
Seide rauſchend um den Rücken,
Aufgekraust und aufgeſtutzt;
Ha wie klug und vornehm blickend,
Mit dem Federbusche nickend —

Zählt, ihr Buben, ohne Sorgen,
Heute noch und wieder morgen:
In dem luſtigen Paris
Iſt euch Glück und Geld gewiß.

Auf den Märkten, auf den Gaſſen
Sangt ihr laut, die Orgel klang;
Habt den Affen ſpringen laſſen —
Viel Ergötzen, wenig Dank!
Karge Welt, nur Kupferſtücke!
Langſam geht der Weg zum Glücke.
Botenlaufen, matt und müde,
Hungern bei dem luſt'gen Liede:
Doch der Heimath Paradies
Blüht im Traum auch zu Paris!

O wie weht die Luft ſo reiner
In den Thälern, auf den Höhn!
O du Heimath, wie nach deiner
Gipfel Gruß die Blicke ſtehn!
Langſam geht der Weg zum Glücke!
Zwanzig — zwanzig Kupferſtücke!
O wie anders wird es klingen,
Wenn die Silberſtücke ſpringen!
Klang des Silbers — o wie ſüß!
Lebewohl, du Stadt Paris!

Habt nur — unter grünen Blumen,
In Savoyens Paradies,
Nahmt euch noch in ſpäten Träumen
Wunderſam die Stadt Paris!
Rauſcht ein Lärm fernher vom Wege,
Wagengraſſeln, Roßhufſchläge;
Sprecht ihr zitternd zu den Kleinen:
Wo die reihen Dächer ſcheinen,
Dort am Steinkrug — ſeht ihr dies? —
Geht die Straße nach Paris!

Ja vor vierzig langen Jahren,
Noch ein Bube, war ich dort;
Mußte hungern, frieren, ſparen —
Zog mit hundert Franken fort.
Dieſe Hütte baut' ich wieder,
O wie rauſchten Spiel und Lieder,
O wie flog im Hochzeittanze
Eure Mutter mit dem Kranze —
Schön iſt's hier, das iſt gewiß,
Aber dort — dort iſt Paris!

Ein Leichenzug.

Sie war bedürftig aller Gaben
Und doch an Elend reich genug!
Ach, nur das Eine will ſie haben,
Das Glück, das man zu Grabe trug.

Er war's, um den ſie gern vergeſſen,
Das bleiche Weib, den Gram, die Noth,
War doch ein Schatz noch unermeſſen,
Den ihr ſein Herz voll Liebe bot. —

Es ächzt im frühen Morgengrauen
Der Leichenkarrn mitfühlend nur,
Da iſt kein treuer Freund zu ſchauen,
Der weinend, ſegnend folgt der Spur.

Er war zu arm in dieſem Leben,
Der nichts erwarb als Sterbens Zeit,
Mag ihm der Friedhof Frieden geben,
Was braucht ein Armer das Geleit!

Schleppt doch unwillig faſt und träge
Am alten Karrn ſogar der Gaul,
Als ſei er, grollend ſolchem Wege,
Zum Armendienſt zu ſteif und faul.

Das blaſſe Weib mit ſeinem Kummer,
Es ſaß im Karrn, es ſaß am Sarg,
Es fand nur Raum da, wo der Schlummer,
Der ew'ge, ihr das Liebſte barg.

Jetzt hält er an der Kirchhofmauer
Der ſtille elendvolle Zug,
Da ſchwingt ſich jauchzend durch die Trauer
Zum Himmel einer Lerche Flug.

Der Engel des Todes.

Ich bin der Engel, dem der Herr gegeben,
Mit einem Hauch zu löſen jedes Leben;
Sein Wille ruft und eilend muß ich gehn,
Ein warmes Herz in Aſche zu verwehn.

Ich wandle ſtill, doch zitternd ſeh' ich lauſchen
Die Menſchen, ahnend meiner Flügel Rauſchen.
Unſichtbar nah' ich, ſtumm der Blicke Gruß,
Küſſ' ich ſie mächtig mit der Liebe Kuß.

O dürftet ihr mein leuchtend Antlitz ſchauen,
Wie würdet freudig ihr dem Gruß vertrauen,
Der ſeiner Liebe ſtiller Bote iſt,
Angſt, Schmerz und Traum von eurer Seele küßt!

Ich bin der Engel, der auf Todeshügeln
Lehnt an der Asche schützend mit den Flügeln;
Zum Grab gewendet meiner Fackel Licht,
Künd' ich den Tag, von dem mein Auge spricht.

Ich künde Tag, ich künde ew'ges Leben,
Ich bin der Engel, dem der Herr gegeben,
Daß seinem Blick das Graun der Nächte weicht,
Daß seine Lippe Lieb' und Lösung reicht.

Frieden.

Lieb' ohne Ende.

Ein Lüftchen küßt', ein Lüftchen trank
Die Thräne, die zur Erde sank;
Nun fließt sie aus der Wolke wieder
Mit andern Schwestern segnend nieder.

Es sprüht hinauf, es strömt hinab,
Und wieder grünt der dürre Stab,
Daß Gott ihm Blüth' und Früchte sende —
Wer sagt, wo Lieb' und Leben ende?

Im Grunde.

Mein Herz, du mußt dich fügen,
Ja fügen!
Die Bäume, die im Grunde stehn,
Sie können doch zum Himmel sehn,
Wo helle Wolken fröhlich wehn
In freien Zügen.

Und seh' ich noch so ferne,
Ja ferne!
Der Wolken Zug, des Himmels Schein,
Sie müssen doch mein eigen sein,
Es leuchten doch in's Thal hinein
Die höchsten Sterne.

Es iſt ſo Gottes Wille,
Ja Wille!
Ob mich die Welt vergeſſen mag,
Doch ſchlägſt du Herz mit hellem Schlag,
Ich warte doch auf meinen Tag
Hier in der Stille!

Durch die Nacht zum Licht!

Ob die weißen Nebel ſich
Senken oder ſteigen,
Ob der ſtille Morgen ſich
Hüllt in trübes Schweigen —
Doch, mein Herz, zittre nicht!
Durch die Nacht zum Licht!

Ob kein warmer Sonnengruß
Dich begrüßt am Wege,
Dunkel rauſcht der wilde Fluß
Unter deinem Stege —
Doch, mein Herz, zittre nicht!
Durch die Nacht zum Licht!

Ob der Abend grollend dir
Nicht ein Troſtwort flüſtert,
Schwarz und ſchwärzer für und für
Deine Bahn umdüſtert —
Doch, mein Herz, zittre nicht!
Durch die Nacht zum Licht!

Frühlingsgruß.

In den Frühlingssegen
Wandr' ich rasch hinein,
In den Blüthenregen,
Duft und Himmelsschein.
Was mich grämt, zurück
Laß' ich, und das Glück
Will ich saugen, schlürfen in mich ein.

Rinn', o Wintertücke,
Abwärts mit dem Fluß,
Auf die Frühlingsbrücke
Tritt mein leichter Fuß.
O wie dehnt so weit
Ueber Leid und Zeit
Sich die Brust im heitern Waldesgruß!

Wie der Morgenſtimmen
Lobgetön erſchallt,
Wie die Sorgen ſchwimmen
Schon fernab dem Wald,
Blume neigt ſich fromm,
Vöglein ruft: willkomm!
Daß mir's hell vom Herzen wiederhallt!

O du reicher Segen,
Der ſich froh geſellt,
Glockenklang entgegen
Ruft durch Wald und Feld,
Wie es ſummt und ſingt,
Wie es fröhlich klingt
Friedetönend durch die weite Welt!

Oſtern.

Wenn alle Blumen auferſtehn,
Soll ich begraben ſein?
Wenn ſie zum lichten Himmel ſehn,
Senkt ihr ſo tief mich ein?
Begraben, ach ein ſchweres Wort,
Wie preßt es mich und reißt mich fort!
O weint, ihr jungen Blumen hier,
Am Grabe mir!

Du wenneheller Oſterſang,
Was ſingſt du mich hinab?
Du freudenveller Glockenklang,
Was läuteſt du mein Grab?
Begraben, ach, ein ſchweres Wort,
Wie preßt es mich und reißt mich fort!
O dürft' ich arm, gering und klein
Die Blume ſein!

Und ſollt' ich nicht die Blume ſein,
Du ſelig Oſterfeſt,
Die ſich zu neuem Lebensſchein
Von dir erwecken läßt?
Begraben, ach, ein ſchweres Wort,
So nehmt mich hin, ſo tragt mich fort —
Ich arme Blume hoffe doch
Ein Oſtern noch!

Gottesblick.

Im Lächeln eines Kindes,
Im Hauch des Frühlingswindes
Fühl' ich, o Gott, den Blick,
Der mir so mild begegnet
Und so mit Liebe segnet
Mein wandelndes Geschick.

Und dankend deiner Güte
Erfreu' ich mich der Blüthe,
Die mir dein Hauch erschließt;
Nicht grämend, daß hernieder
Zum Meer dies Leben wieder
In raschem Strome fließt.

Froh trink' ich Lieb' und Wonne
Lebend'ger Frühlingssonne
Mit Blume, Moos und Stein;
Ich fühl', dein eigen bin ich,
Und nur das Eine sinn' ich:
Auf ewig dein zu sein.

Ich fühle doch, du haſt mich lieb!

Noch hat mich nicht mein Gott verlaſſen!
Es ſproßt die Saat, es keimt der Trieb,
Ich kann dein Wollen, Gott, nicht faſſen,
Und fühle doch, du haſt mich lieb.

Wie ſchlug der Sturm an Herz und Wangen,
Da auf dem rauhen Winterpfad
So oft ich irrend fehlgegangen —
Doch innen wuchs die ſtille Saat!

Es wuchs die Saat, nun fühl' ich leiſe
Der ſtillen Liebe rege Kraft,
Und fühl' die milde Gottesweiſe,
Die tief in Erd' und Herzen ſchafft.

Ob aus der Jugend reichem Kranze
Kaum eine Blüthe ſchimmernd blieb,
O Gott, in deinem Frühlingsglanze
Ich fühle doch, du haſt mich lieb!

Abſchied.

So wandle nur den dunkeln Weg
Durch Blum- und Dornenland!
Und brauſt der Strom und bricht der Steg,
Vertrau' dich Gottes Hand!

Siehſt du die Hand nicht — doch du ſiehſt
Den Morgen- Abendſtern;
Da blick' empor, dein Auge lieſt:
Mein Gott iſt nimmer fern! —

Du banges Herz, was zitterſt du?
Es iſt nur ein Augenblick!
Es führt ein jeder Weg zur Ruh
Und dich zu Gott zurück!

Und ob in Luſt und ob in Leid
Gepocht das Menſchenherz,
Es ſchwingt ja doch nach kurzer Zeit
Sich jubelnd himmelwärts.

Lied und Spruch.

Neue Gedichte

von

Hermann Kletke.

Berlin.
Verlag von E. H. Schroeder,
Unter den Linden 23.
1857.

Lied und Spruch.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Yo 1931

-298997-

Inhalt.

Seite

„Tausend Stimmen, doch nur eine" 3

I.

Aus der Einsamkeit.

Mensch und Erde 7
Gieb mir ein Herz! 8
Härte dich, Herz! 9
Frühlingsstürme 10
Schaffe dein Leos! 11
Was der Wille vermag 12
In die Stille! 13
Vom Himmel zur Erde 15
Ein Augenblick 16
Glücks-Sonn 17
Weltleben 18
„Wem wie Rost in den blanken Stahl" 19
Weltgang 20

Seite
Glückes Freund 2
„Es hängt der Schmerz sein Bleigewicht" 2
Stromesworte 2
Staub und Asche mußt du werden! 2
Laß der Erde ihr altes Recht! 2
Hoffnung 2

II.

Jung und froh.

„Schwing' nicht so hastig, Frühlingswind!" . . . 3
„Schon wird's im Osten hell" 3
Wie der alte Winter ausgetrieben wird 3
„Bursche, schnür' den Reisesack" 3
„Lieber Schatz, was grämt es dich?" 3
Närrischer Kuckuck! 4
Was frag' ich nach den Leuten! 4
„Was stiehlst du mit verliebten Blicken" 4
Es soll mir nur zum Lachen sein! 4
„Wenn ich einmal der Sturmwind wär'!" . . . 4

III.

Menschliches Leben.

Menschliches Leben 4
O Waldesluft! 5

Seite

Dich hatt' ich nicht! 52
Am Morgen 54
Sieh, daß die Liebe es tödte! 55
Neujahrgedanken 56
Vöglein, flatterfreies Seelchen! 58
Was ich möchte! 60
Neues Leben, neue Täuschung 61
Fest in's Auge blick' dem Schmerz! 63
In der Nacht 64
Ruhe 65
„Wie hatt' ich den freudigen Lenz so gern!" . . 67
O wer rettet mich hinüber! 68
„Als ich noch der Welle lauschte!" 70
In Einsamkeit 71
Was rufst du mich? 73
Einsam wandl' ich 75
Abend 76
Ein Rosenblatt 78
Du sinnende Nacht voll Sorgen! 79
Fahr' hin, mein Glück! 80
Ein Morgen 81
Blühe! 82
Abendruh 84
Gott hat das Leben 85
Ruhe in Gott 86
Freue dich, freue dich, Herz! 87

IV.

Ein Grab.

I. „Die Rose blüht im Thränenthau“ . . .
II. „Was wehst und schmeichelst du“ . . . .
III. „Ach warum muß an deinem Grabe“ .
IV. „Wie eine Lilie warst du rein“ . . . . .
V. „Ich wandre durch die lauten Gassen“ .
VI. „Als ich in den Garten kam“ . . . . . .
VII. „Als ich im Walde neulich ging“ . . . .
VIII. „Du kannst mir nicht gestorben sein“ . .

Neue Gedichte

von

Hermann Kletke.

Wem ein menschlich Herz gegeben,
Ward in's Herz der Spruch geschrieben:
Man muß leben, um zu lieben;
Man muß lieben, um zu leben!

Tauſend Stimmen, doch nur eine
Sprache hat das Dichterherz;
Ob es juble, ob es weine,
Eine Sehnſucht himmelwärts.

Ob ſie ſchafft in Halm und Steine
Unerſchöpflich, die Natur,
Unerſchöpflich, doch der eine
Gottgedanke iſt ſie nur.

In dem Steine glüht der Funken,
In dem Stamme blüht die Frucht;
Sehnſucht, tief in ſich verſunken,
Die den reinen Himmel ſucht.

Bis dem ruhelosen Drange
Doch die starre Hülle bricht,
Und mit stillem Lobgesange
Sich die Seele kehrt zum Licht.

Tausend Stimmen, doch nur eine
Seele hat das Dichterherz;
Ob es juble, ob es weine,
Eine Sehnsucht himmelwärts.

I.

Aus der Einſamkeit.

Mensch und Erde.

Zieht es ewig zur Erde dich,
O du armer Menschengedanke?
Ist das menschliche, kleine Ich
Deiner Freiheit ewige Schranke?

Ja, der Schelle entfliehst du nicht,
Lieb' und Sorge halten dich beide,
Wenn du flatterst im Sternenlicht
Ueber dem erdgebornen Leide.

Nimmer schweifest du hoch genug,
Freiheittrunken und traumgeflügelt,
Daß nicht hastig im höchsten Flug
Dich die schmerzliche Thräne zügelt!

Gieb mir ein Herz!

Nicht des Schickſals fröhnender Knecht
Baut' ich mir ſelbſt die Hütte zurecht —
Scheint ſie zu arm, gering und klein
Für ein menſchliches Herz zu ſein?

Kleiner iſt doch das Grabgemach,
Und es wölbt ſich des Himmels Dach
Ueber der Menſchen Stein und Stolz,
Ueber der Hütte ſchlichtes Holz!

Laß, wer Du eintrittſt, das prunkende Wort,
Den gleißenden Schein an der Schwelle dort!
Gieb mir nicht erlogene Gunſt,
Gieb mir ein Herz ohne Falſch und Kunſt!

Härte dich, Herz!

Die Eisen glühen,
Der Hammer fällt,
Die Funken sprühen —
So wird auf dem Amboß der Welt
Das Herz geschlagen!
Es hilft ihm nichts sein Zischen und Zagen,
Nichts helfen ihm, die beständig
Auflodern heiß und lebendig,
Zornesgedanken, sprühend,
Aber in Hast verglühend —
Es muß in Pein und Qual
Das Herz sich härten zu Stahl!

Frühlingsstürme.

Wenn in scheidenden Wintertagen
Kampfgewaltig Stürme sich schlagen:
Wo sie das leicht Bewegliche finden,
Immerhin sei es ein Spiel den Winden!
Aber was tiefer wurzelt im Land,
Stehet zu festerem Widerstand!
Mögen sie zornaufbrausend sich schütteln,
Grollend an männlichem Muthe rütteln,
Bis sie stöhnend mit Unbehagen
Sich zu linderem Hauch vertragen!

Schaffe dein Loos!

Treibet der Weltſturm ſchwingend die Speichen,
Greif' in das Rad, das rollende, nicht!
Dröhnet ſein Sturmgang, du mußt ihm weichen,
Oder dein Arm, der ſchwache, zerbricht!

Denn nur der Herrſcher lenkt mit dem Blicke
Sinnend den Unheil drohenden Lauf,
Und vor dem faſt beſchloſſ'nen Geſchicke
Hält er den raſch verderblichen auf.

Sein iſt der Anfang, ſein iſt das Ende;
Er iſt der Weltherr, herrlich und groß!
Schaffe du ſelbſt nur ſtill und behende,
Schaffe dein kleines menſchliches Loos!

Was der Wille vermag.

Was der Wille vermag,
Wenn er Nacht und Tag
Nachſinnet dem Einen,
Lern' es am Kleinen!

Sieh, wie der Tropfen aushöhlt den Stein,
Wie unabläſſig er fällt und klopft,
Bis ihm ſein ruhlos Schaffen gelinge,
Bis er die rauhe Rinde bezwinge,
Bis er an's Herz, das ſteinerne, tropft —
Lerne vom Tropfen geduldig ſein!
Lerne die Tage, lerne die Wochen
So an verſchloſſ'ner Pforte zu pochen!

In die Stille!

O Träume hochfliegend,
Im Glanze ſich wiegend
Dem trunkenen Blick! —
Wir haben gequält uns,
Wir haben gewählt uns
Ein rubles Geſchick!

Es war all das Sorgen
Am Abend, am Morgen
Der Sorge nicht werth;
Nicht werth, was ſo bangend,
So haſtig verlangend
Die Sehnſucht begehrt! —

Hochfahrender Wille,
Kehr' um in der Stille
Beſänftigtes Licht!
An tauſend Geſtalten,
Buntſchimmernd dich halten —
Das locke dich nicht!

Mit wachenden Sinnen
Begreife tief innen
Herztreibenden Schlag;
Begreife und lerne
Am Lichte der Sterne
Den ſonnigen Tag!

Vom Himmel zur Erde.

Du lernſt im haſt'gen Weltgewühl
Die Welt, die bunte, nicht betrachten;
Du lernſt im eignen Schmerzgefühl
Die Welt der Schmerzen nicht verachten.

Du muſt, wo nicht der wilſte Schrei
Dir ewig will die Bruſt erſticken,
O Herz, vom Himmel muſt du frei
Zur kleinen Erde niederblicken.

Zur kleinen Erde ſich zurück,
Sieh, was ein Menſchenherz bewegte,
Sieh, was ein Menſch von falſchem Glück,
Von falſchem Schmerze thöricht hegte!

Ein Augenblick.

Erfaſſe jeden Augenblick,
Denn dein iſt nur der Augenblick.
Die Luſt verrinnt im Augenblick,
Unheil erzeugt ein Augenblick,
Du ſtehſt vor Gott im Augenblick.

Drum ſchmiede raſtlos dein Geſchick,
Es hängt an jedem Augenblick —
Nicht einen rufſt du je zurück —
Schon droht der Tod dir am Genick —
'S iſt Alles nur ein Augenblick!

Glückes Gunſt.

Wer mit dem Glücke ſitzet zu Tiſch,
Nicht berauſch' ihn ſchäumend der Wein;
O nicht träum' er, verſchwenderiſch,
Ewig ein lieber Genoß zu ſein!

Von dem trunkenen Gaſte ſchleicht,
Als ein treuloſes Weib, das Glück,
Raſch der funkelnde Wein erbleicht —
Und die Falſche ließ nichts zurück!

Aus dem Becher, dem leeren, ſteigt
Sorg' und Reue mit fahlem Schein;
Wenn zum Schlummer ſein Haupt ſich neigt,
Summen ihr Lied ſie grauſig drein.

Weltlohn.

Gieb ein weichgeſchaffenes Herz,
Gieb es der Welt zum Spiele nicht,
Hülle dich rauh in dreifach Erz,
Zeig' ihr ein trotziges Angeſicht.

Je demüthiger du dich giebſt,
Deſto ſtolzer erhebt ſie ſich;
Je herzinniger du ſie liebſt,
Je herzloſer verhöhnt ſie dich!

Bis ſie endlich den dreiſten Fuß
Lachend dir auf den Nacken ſtellt:
Dulde der Thor, was er dulden muß,
Der nicht kannte den Lohn der Welt!

„Wem wie Roſt in den blanken Stahl."

Wem wie Roſt in den blanken Stahl
Still ſich fraß der Gram in das Herz,
Der entrinnt nicht ſinnender Qual,
Frei nicht giebt ihn nagend der Schmerz!

Aus dem nächtlichen Schlaf beſchwört
Ein geſpenſtiges Bild ihn wach,
Daß er ſchauernd und grauenbethört
Sinnt dem Sinnverwirrenden nach.

O ihn ſchmerzt das ſonnige Licht,
O ihn kränkt der fröhliche Tag,
Der mit leuchtendem Strahle nicht
Ihm die Angſt zu löſen vermag!

Weltgang.

Fort geht die Welt in eigner Weiſe —
Laß ſie gehn, wie ſie geht!
Sie dreht ihr Rad im eignen Gleiſe —
Laß ſich's drehn, wie ſich's dreht!

Die Thorheit zieht am alten Strange —
Laß der Zeit ihre Zeit!
Die Narrheit jauchzt dem Schellenklange —
Laß ſie ſchrein, wie ſie ſchreit.

Der Hochmuth will am hellſten glänzen —
Laß dem Schein ſeinen Schein!
Die Habgier ringt nach goldnen Kränzen —
Wie ſie ſind, laß ſie ſein!

Aber der Mann, der rechte, ſpricht:
Die Welt, die thörichte, ändert nicht
Ihr lügendes, trügendes Angeſicht;
Aber ich ſoll
Nimmer ihr zahlen den Zoll!
Wahrlich, ich muß
Stehen auf eigenem Fuß!
Ich muß, ich kann
Dem Unrecht ſtehen ein Mann!

Glückes Freund.

Sonniges Glück! der iſt geſegnet,
Der deinem lachenden Auge begegnet!
Ihn kränkt nicht des Alltags mühſame Weiſe,
Ihm rollet die Zeit im ſchwingenden Kreiſe.

Ihm ſingen die Lüfte,
Ihm hauchen die Düfte,
Leicht trägt ihn die helle
Schmeichelnde Welle,
Daß er die fröhliche Welt durchſchweife,
Hoch in den goldenen Himmel greife. —

Mag der launiſchen Gunſt ein Thor nachtrachten,
Ich will ſie entbehren, ich will ſie verachten!
Ob meinem Gange der Regen weine,
In Thränen getaucht der Tag mir ſcheine;
Was ſollen die Roſen am Wanderſtabe —
Ich begehre kein Glück auf dem Weg zum Grabe

„Es hängt der Schmerz ſein Bleigewicht."

Es hängt der Schmerz ſein Bleigewicht
An die haſtige Zeit — du ſiehſt es nicht;
Aber du hörſt es am ſchweren Gange,
Wenn der Pendel ſich müht mit ächzendem Drange! —
Stierſt du ihn an mit glühenden Blicken,
Den ehernen Zeiger — er will nicht rücken! —
Den beflügelt das leichte Glück,
Schleichend hält ihn die Qual zurück —
Es laſſen die trägen Minuten
Verpochen das Herz, verbluten!

Stromesworte.

Am Ufer ſtand ich, es brauſte mit Macht
Hinrollend der Strom ſein Lied in die Nacht:

„O Menſchengemüth, du thöricht Gemüth,
Das im Schaume der Luſt ſein Herz verſprüht!

Das in jagender Haſt die Freude ſucht,
Die in Angſt und Reue es wieder verflucht!

Das am Abend verlacht, was es früh begann,
Das im Haſſe zerſtört, was die Lieb' erſann!

Das am blühenden Tag die That verträumt,
Das in Nichts auflodert, in Nichts verſchäumt."

Staub und Asche mußt du werden!

Weit und steinern war das Haus,
Wo man stumm ihn trug hinaus,
Eng und hölzern war der Sarg,
Der die stille Leiche barg —
Wie du stolz dich magst gebehrden,
Staub und Asche mußt du werden!

Wo ist nun dein rascher Muth?
Wo des Auges Glanz und Gluth?
Wo das leicht bewegte Herz?
Wo der Freude Spiel und Scherz? —
Wie du stolz dich magst gebehrden,
Staub und Asche mußt du werden!

War der Morgen noch so schön,
Einmal muß der Tag vergehn;
Ob er prangt in Sonnenpracht,
Einmal kommt die stille Nacht, —
Wie du stolz dich magst gebehrden,
Staub und Asche mußt du werden!

Ob ein Herz in Freuden schlug,
Ob es Leid und Jammer trug:
Einmal kommt sein letzter Tag,
Einmal schlägt's den letzten Schlag —
Wie du stolz dich magst gebehrden,
Staub und Asche mußt du werden!

Laß der Erde ihr altes Recht!

Laß der Erde ihr altes Recht,
Irdisches laß sie haben!
Sterblich ist des Menschen Geschlecht,
Sterbliches sei begraben!

Daß, vom irdischen Stoff befreit,
Rein Unsterbliches lebe,
Daß es über den Strom der Zeit
Zum Urewigen strebe!

Nicht das thränenbethaute Grab
Fesselt das Unverlorne,
Nur eine lastende Hülle ab
Streifte das Neugeborne!

Hoffnung.

O Hoffnung, milde Blume,
Täglich begieß' ich dich;
Du gabst zum Eigenthume
Dem weinenden Menschen dich!

Blüthen und Blätter immer
Streben sie himmelwärts;
Nicht brauchst du der Sonne Schimmer,
Du brauchst ein menschliches Herz!

Ihr prangenden Blumen im Garten,
Was hilft mir der bunte Schein!
Pflegen will ich und warten
Der lieben Blume allein!

II.

Jung und froh.

„Schwing' nicht ſo haſtig, Frühlingswind!"

Schwing' nicht ſo haſtig, Frühlingswind,
Die leichten Wanderflügel!
Schon flattr' ich, wie ein träumend Kind,
Fort ohne Zaum und Zügel.

Schon flieg' und flattre träumend ich
Auf duft'gem Lenzgefieder,
Und tönend ſchon durchklingen mich
Liebeswonnige Lieder.

Die Birke bebt im Maienlicht,
Mich fröhlich zu begrüßen;
Es blüht der Liebe hold Gedicht
Vom Roſenmund, dem ſüßen. —

O soll an Wonnedüften sich
Mein jubelnd Herz begnügen?
O soll auf hellen Liedern ich
Zum blauen Himmel fliegen?

„Schon wird's im Osten hell."

Schon wird's im Osten hell,
Wach auf, Gesell!
Die Lerchen flattern und steigen!
Schon rauscht im Laube lind
Der Morgenwind,
Sein lustiges Herz zu zeigen.

Schon pocht der Hämmer Schlag
Am frühen Tag,
Schon rühren sich tausend Hände;
Schon hackt am Baume recht
Der muntre Specht,
Als ob einen Schatz er fände!

O bleibe nicht zurück,
Dem jungen Glück
Die rüstige Hand zu reichen;
Hör' doch, wie klopft es hier
An deiner Thür,
Und zieht so fröhliche Zeichen!

O laß im Schlummer nicht
Das goldne Licht
Den leuchtenden Gruß dir bringen!
Spring auf vom Lager schnell,
Laß frisch und hell
Ein freudiges Lied ihm klingen!

Wie der alte Winter ausgetrieben wird.

Die Frühlingsgeister flattern, husch!
Mir summend scheu um's Haus;
Sie flattern über Baum und Busch
Und weben Strauß um Strauß.

O wahrlich, dann ist's hohe Zeit,
Daß ich zum Rechten seh';
Es macht ein Kerl sich allzu breit
Hier, wo ich geh' und steh'.

Er spann sich grau philisterhaft
In jeden Winkel ein,
Doch nehm' ich frisch den Besenschaft:
Heut muß gesäubert sein!

Was hockst du in der Ecke bleich,
Wie ein verwünschter Traum?
Von Haus und Schwelle pack' dich gleich,
Hier hast du keinen Raum

Spring' aus dem Fenſter, trüber Schuft,
Nie wieder kehr' zurück!
Gott geb', daß du im Frühlingsduft
Dir brecheſt das Genick!

„Bursche, schnür' den Reisesack".

Bursche, schnür' den Reisesack,
Teufel, hol' das ganze Pack,
Das Register
Der Philister,
So die Vettern, wie die Basen,
Kurze Weisheit, lange Nasen —
Pack, Pack!
Bursche, schnür' den Reisesack!

O wie schüttl' ich all' den Staub
Fort in Licht und Luft und Laub;
In den Düften
Will ich's lüften,
Daß mein Herz in Freuden klinge,
Daß es gleich zum Himmel springe —
Staub, Staub
Schüttl' ich rasch in Luft und Laub.

Burſche, ſchnür' den Reiſeſack,
Teufel, hol' das ganze Pack,
Weisheit ſinnend,
Sorgen ſpinnend —
Hei, wie rauſcht es durch die Blätter!
Gott befehlen, Mahm' und Vetter!
Pack, Pack!
Burſche, ſchnür' den Reiſeſack!

„Lieber Schatz, was grämt es dich?"

Lieber Schatz, was grämt es dich,
Wenn ein Thor verdrießlich sieht?
Lasse Jedem, daß er sich
Sein Gesicht in Falten zieht.

Laß ihm, daß er Sang und Scherz
Frühlingsluft'ger Jugend haßt,
Laß ihm sein verstaubtes Herz
Und der steifen Weisheit Last.

Laß ihn, den die Nachtigall
Liebesflötend nie belehrt,
Laß ihn, der beim süßen Schall
Nie ein zweites Herz begehrt;

Dem der goldne Morgen nicht
Frisch und froh entgegenrauscht,
Der das ahnungsvolle Licht
Einer Mondnacht nie belauscht

Laß ihn, der am Rosenhag
Blöd' und stumpf vorübergeht,
Laß ihn, der am schönsten Tag
Blüthenlos im Lenze steht!

Närriſcher Kuckuck!

Närriſcher Kuckuck, es iſt ja genug!
Willſt du unzählige Jahre mir geben?
Schweig' doch, o ſchweig' doch, du biſt ja nicht klug —
Wahrlich, du kennſt nicht dies thörichte Leben!

Ja, noch umrauſcht mich der ſchattige Wald
Leis mit der Lüfte ſonſt kühlender Welle;
Ja, noch verlockt mich mit ſüßer Gewalt
Liebe, die treue, zur dämmernden Stelle.

Ja, noch erfreut mich der duftige Kranz,
Den um die glühende Stirn ich mir winde.
Ja, noch entzückt mich im thauigen Glanz
Roſe, die lieblich am Wege ich finde. —

Aber die tückiſche Sorge, ſie ſchleicht
Heimlich am Abend, das Herz zu umſpinnen —
O wie die Roſe dann zagend erbleicht!
O wie die Jahre dann traurig verrinnen!

Was frag' ich nach den Leuten!

Ich küß' meinen Schatz zur guten Stund' —
Ich trinke den Wein mit durſt'gem Mund —
Ich rück' mein Hüttlein ſchiefer noch,
Verdrieß' es all' die Augen doch!
Was frag' ich nach den Leuten!

Und wenn es ſie kränkt, mir iſt es recht,
Was frag' ich nach dem Krämergeſchlecht?
Das rechnet ſich die Köpfe ſchwer,
Die Taſchen voll, die Herzen leer,
Was frag' ich nach den Leuten!

Ich ſing' mein Lied in die Welt hinaus —
Ihr ſinnet und ſpinnt Euch Sorg' in's Haus!
In Roſen blüht der helle Mai,
Ich pflücke ſie und juble frei —
Was frag' ich nach den Leuten!

„Was ſiehſt du mit verliebten Blicken."

Was ſiehſt du mit verliebten Blicken
In's dunkle Zimmer dich hinein?
O Mond, es will ſich gar nicht ſchicken,
Bedenke nur, ſie iſt allein!

O poche nicht auf Freundestreue,
Poch' auf dein altes Anrecht nicht!
Du biſt zu Vieler Freund — ich ſcheue,
Wer mit ſo Vielen zärtlich ſpricht.

Geh' nur, du Heuchler, nimmer müſſen
Mit dir die Mädchen freundlich thun; —
Was ſeh' ich, ha, du willſt ſie küſſen?
Fort, Böſewicht, und laß ſie ruhn!

Es soll mir nur zum Lachen sein!

Herzlich muß ich lachen,
Wenn Ihr gar so ernsthaft seid,
Wenn Ihr tausend Sachen
Euch macht zum Herzeleid. —
Und steh' die Welt auf einem Bein,
Es soll mir nur zum Lachen sein!

Immer im Genicke
Dreht sich noch der alte Zopf,
Und die Angstperrücke,
Sie hängt euch über'n Kopf. —
Und steh' die Welt auf einem Bein,
Es soll mir nur zum Lachen sein!

Ohnekopf-Gespenster
Fackeln um das alte Dach,
Durch die trüben Fenster
Seht ihr's mit Weh und Ach! —
Und steh' die Welt auf einem Bein,
Es soll mir nur zum Lachen sein!

All' der Spuk und Schauer,
Der ein kleines Herz beſchwert,
Eure Sorg' und Trauer
Iſt keinen Seufzer werth!
Und ſteh' die Welt auf einem Bein,
Es ſoll mir nur zum Lachen ſein!

Die Geſpenſter ſchlag' ich
Hell und fröhlich in den Wind,
Und nach Keinem frag' ich,
Der anders iſt geſinnt. —
Und ſteh' die Welt auf einem Bein,
Es ſoll mir nur zum Lachen ſein!

Auf das Lachen eben
Hab' ich recht mein Herz geſtellt;
Lachend will ich leben,
Weil mir es ſo gefällt! —
Und ſteh' die Welt auf einem Bein,
Es ſoll mir nur zum Lachen ſein!

„Wenn ich einmal der Sturmwind wär'!"

Wenn ich einmal der Sturmwind wär',
Ueber die See, wie wollt' ich mich legen,
Wühlend die glatte zum Himmel fegen! —
Schäumende Wogen riss' ich vom Meer,
Risse sie auf, zurück und nieder,
Schleuderte hoch mit schnaubender Brust
Sie dumpfgrollend zum Himmel wieder
Keck in der Wolke flatternde Luft —
Bis das pochende Herz ich gesättigt hätte:
Da liegt und schlaft in dem alten Bette!

III.

Menſchliches Leben.

Menſchliches Leben.

Mein Lied iſt verklungen,
Meine Welt iſt zerſprungen,
Verrauſcht und zertrümmert, —
Verwebt und verkümmert —
Was am Tag ich erſonnen,
Iſt nächtlich zerronnen.

Was beſſ' ich noch ſinnend,
Neue Täuſchung beginnend,
Was ſchaff' ich in Reue
Die Thorheit auf's neue?
Es iſt Alles nur eben
Ein menſchliches Leben!

O Waldesluft!

O Waldesluft, o frische Luft,
So morgenfrüh zu wandern!
Da sitzt und singt aus heller Brust
Ein Vöglein bei dem andern.

Und sieh, es flattert, fliegt und schwingt
Vom Stamme sich zum Gipfel,
Und hoch im jungen Lichte klingt
Das Lied durch schwanke Wipfel.

In goldner Freude blüht der Tag,
Aufsteigend beim Gesange,
Gefliegelt küßt mit leichtem Schlag
Der Wind mir Stirn und Wange.

Mir iſt, als hört' im Wandern ich
Ihn leiſe rauſchend fragen:
Du pochendes Herz, o ſoll ich dich
Vielleicht zum Himmel tragen?

Dich halt' ich nicht!

Ueber die Wieſe kommſt du geſprungen,
Freude, leichtes, flatterndes Kind!
Alle Blumen ſind leis erklungen,
Die du berührt, o Sauſewind!
Und an den zitternden Graſesſpitzen
Demantfunkelnde Aeuglein blitzen.

Halt, an dem Flügel ergreif' ich dich —
Nun blicke du an recht fröhlich mich!

Nein, nein! ich fühl' es, dich halt' ich nicht!
Du biſt wie ein Traum aus Duft und Licht,
Dich hat der goldne Morgen geboren,
Dich drückt zu ſchwer des Tages Gewicht —
Wie raſch gekommen, ſo raſch verloren!

Schon an dem Walde hin seh' ich dich fliegen —
Willst du auf säuselndem Blatt dich wiegen?
Nein mit glänzendem Flügelschlagen
Willst du dich hoch und höher tragen —
O wie schwebst du mit leichten Füßen
Dort eine schimmernde Wolke zu grüßen!

Am Morgen.

Hör' auf zu ſingen, Nachtigall,
Schon rührt ſich laut der Tag,
Schon lärmt in deines Liedes Schall
Pochender Hämmer Schlag.

Dein war der Nacht verſchwiegne Gunſt,
Dein war der milde Freund,
Der nun ſo fern im Wolkendunſt
Trauernd und bleich erſcheint.

Es kam der Tag, es treibt, es ſchallt,
Es ſauſt und brauſt im Licht:
Im Marktgewühl verrauſcht, verhallt
Dein holdes Traumgedicht.

Gieb, daß die Liebe es tödte!

Die Erde blüht und der Himmel blüht
So hell in Liebesgedanken, —
Da möchte ſehnend das Menſchengemüth
Um Erde und Himmel ſich ranken.

Es möchte verhauchen im Morgenduft,
Hinſchimmern in Abendröthe —
O gütiger Gott, der zum Himmel es ruft,
Gieb, daß die Liebe es tödte!

Gieb, daß am fröhlichen Maienglanz,
Am wonnigen Duft es ſterbe,
Daß nicht, zerriſſen ſein heller Kranz,
Spät es und einſam verderbe!

Mondgedanken.

Ob auch nach Menſchenweiſe
Dort ſtill ein Auge blickt,
Das zu den Sternen leiſe
Den Traum der Sehnſucht ſchickt?

Ob auch bei hellem Klange
Ein Herz in Wonne bebt?
Ob auch ſo ſchmerzenbange
Ein Herz in Liebe lebt?

Ob auch im lauen Winde
Der Falter ſchmeichelnd fliegt?
Ob auch der Schlaf gelinde
In Traum die Herzen wiegt? —

Ich frag' und frage wieder,
Doch Antwort find' ich nicht;
Nur milden Auges nieder
Fließet das Mondenlicht.

Vöglein, flatterfrohes Seelchen!

Vöglein, flatterfrohes Seelchen, in den Himmel willst du steigen?
Wer wird auf der schwanken Leiter dir die luft'gen Wege zeigen?

Doch schon schwebst du frei in Lüften; um das leichte Herzchen windet
Nicht die Sorge ihre Schlinge, die das Herz des Menschen bindet.

Einen Gruß noch aus der Wolke schickst du tief zur Erde nieder,
O auf dunkler Scholle ahn' ich nur die jubelhellen Lieder!

Ja wie du entflatternd möcht' ich dieſes Traumnetz
überfliegen,
Leichtbeſchwingt am goldnen Tage lüſtefroh das Herz
mir wiegen!

Was ich möchte!

In dem Walde ruht begraben
Tief und ſtill der dunkle See;
Wald und Waſſer möcht' ich haben
Und ein Häuslein auf der Höh';

Daß ich frei im luft'gen Raume
Mit der raſchen Wolke zieh',
Daß ich hoch zum Sternentraume
Von der kleinen Erde flieh';

Oder daß, o See, in deines
Grundes Tiefe ſtill verſenkt,
Sich mein Herz ſein armes, kleines
Waldumſchloſſ'nes Loos bedenkt!

Neues Leben, neue Täuschung.

Wenn des Windes weiche Welle
Lieb und lind ſich an mich ſchmiegt,
Und ſo froh der ſonnenhelle
Traum zum hohen Himmel fliegt:

Soll ich nicht am ſchönen Tage
Meinem Glücke ganz vertraun,
Soll ich nicht mit leichtem Schlage
Meines Herzens aufwärts ſchaun?

Mit des Falters buntem Flügel,
Flatternd froh in Lenzesduft,
Schweift und ſchwingt ſich ohne Zügel
Meine Seele durch die Luft! — —

Doch verdoppelt kehrt der Schmerzen
Wilde Woge mir zurück,
Fährt der Sturm mit rauhem Herzen
In mein leicht gesponnen Glück.

Er zerreißt die goldnen Netze,
Daß die Träume rasch verwehn,
Und der Hoffnung liebste Schätze
Seh' ich trauernd untergehn.

Fest in's Auge blick' dem Schmerz!

Traue nicht dem holden Glücke,
Traue nicht dem hellen Schein!
Denn verborgen lauscht die Tücke,
Und sie stellt mit bösem Stücke
Sich zur frohsten Lust mit ein.

Traue nicht der lichten Bläue,
Traue nicht dem linden Grufs!
Nicht auf Erden wohnt die Treue,
Thränenschauernd folgt die Reue
Deinem Glück mit raschem Fufs!

In der Hoffnung jungen Tagen
Lern', o froh bethörtes Herz,
Deiner Täuschung Schauer tragen,
Bis du muthig im Entsagen
Fest in's Auge blickst dem Schmerz.

In der Nacht.

O wie die Regentropfen
Fallen eintönig, sacht!
Mir ist, als hört' ich klopfen
Leise das Herz der Nacht.

Mir ist, als wollt' es leise,
Vertrauen dem Menschenohr,
Was in so dunkler Weise
Tönet zu Gott empor.

Mir ist, als ob es schauernd,
Schauernd und tief erbangt;
Mir ist, als ob es trauernd
Nach ew'ger Ruh verlangt.

Ruhe.

So treibt der Hirt die Heerde
Der Heimath rascher zu,
Und seines Tags Beschwerde
Verschläft er selbst in Ruh.

Wem Gott ein Haus beschieden
Der mag dasselbe thun;
Wem Gott gab Ruh' und Frieden,
Der mag in Frieden ruhn!

Doch wer verloren irret
Im Nebel fern hinaus,
Und wer wie traumverwirret
Nie fand ein ruhlich Haus:

Wer faſt von Leid erblindet,
Und doch in Kummer wach —
Gott geb' ihm, daß er findet
Am Weg ein Grabgemach!

„Wie hatt' ich den freudigen Lenz ſo gern!"

Wie hatt' ich den freudigen Lenz ſo gern
Mit der Liebe hellem Geſange!
Nun pflücke vom Himmel ich Stern an Stern
Für die Nacht, die ſchaurige, bange!

Mir iſt, als ſäh' ich am Weihnachtsbaum
Die glänzenden Lichter flimmern,
Mir iſt, als ſäh' ich der Jugend Traum
So golden in's Herz mir ſchimmern!

Mir iſt, als müßte in alter Pracht
Der fröhliche Lenz erwachen;
Mir iſt, als müßt' ich, nach langer Nacht,
Dem Glücke entgegen lachen!

O wer rettet mich hinüber!

Wenn mich trüb' und immer trüber
Diese bange Welt umspannt,
O wer rettet mich hinüber
In mein Jugendheimathland?

Wenn die rauhen Tage kommen,
Wenn die wüsten Winde wehn,
Wenn die Seele, angstbeklommen,
Ganz in Sehnsucht will vergehn;

Wenn die letzten Blätter fallen,
Wenn die letzte Luft verrauscht,
Wenn die weißen Nebel wallen,
Und der Tod geizenstig lauscht —

Dann, o Jugendrose, hauche
Deinen Traumduft über mich:
In den Kelch der Liebe tauche,
O verzagende Seele, dich!

„Als ich noch der Welle lauschte!"

Als ich noch der Welle lauschte,
Die ein Lied der Zukunft sang;
Als der Wald mir sinnvoll rauschte,
Wenn ihn wild der Sturm bezwang —
O ihr goldnen Jugendtage
Holder Märchen, dunkler Sage!

Jetzt im Takte rollt der Tage
Rad den Berg hinauf, hinab,
Und in gleichgemess'nem Schlage
Schwankt der Pendel auf und ab —
Besser wär's, in Ungewittern
Vor dem Schlag des Schicksals zittern!

In Einſamkeit.

In der Frühling ging zu Ende,
Und der ſchwüle Sommer naht;
Einſam zieht ſich durch die Wüſte
Sandverweht ein dürrer Pfad.

Was ich rückwärts ließ, beklommen
Seh' ich's fern, das grüne Land!
Und der Mittag, heiß entglommen,
Hat das müde Herz durchbrannt.

Keine Quelle rauſcht entgegen
Kühlen Hauch und friſchen Gruß,
Und die rauhen Dornen legen
Feſter nur ſich um den Fuß.

Wie der Tod zum Herzen trachtet,
Herb und heiß in Dorn und Gluth!
Meine Seele, die verſchmachtet,
Tränk' ich mit dem eignen Blut.

Was rufst du mich?

Schon will der Wald sich färben,
Und bange rauscht der Wind,
Es ist ein Lied vom Sterben,
Das nach verträumter Lust der rauhe Herbst
beginnt.

Sagt nicht, er kehrt uns wieder!
Der Frühling ist es nicht,
Nicht sind's dieselben Lieder,
Das Glück nicht, das in's Haar der Jugend Rose
flicht.

Leb' wohl! Im Morgenschimmer
Gebar das Leben dich!
O da du gehst auf immer,
Was rufst du immer noch so lieb und lock
mich?

Einsam wandl' ich.

Da ich jung zu heiterem Spiele
Froh die blühende Welt durchzog,
Freund' und Genossen fand ich viele,
Doch der fröhliche Traum betrog.

Als die Sonne den Scheitel brannte,
Blieb die lustige Schaar zurück,
Und mit weinendem Blick erkannte
Ich der Jugend vergänglich Glück.

Einsam wandl' ich — wo blieb der schönen
Jugendgebilde Glanz und Pracht?
Einsam wandl' ich — die Wellen tönen
Fern ihr Lied in die stille Nacht.

Abend.

Abendwind, lege die Schwingen
Mir an die heiße Bruſt,
Laß in mir träumen und klingen
Tage verklung'ner Luſt!

Singe die hellen Lieder
Mir in das Herz zurück,
Gieb, o gieb mir es wieder,
Jugendſeliges Glück!

Hör' ich den Wald nicht rauſchen?
Lockt nicht die Nachtigall?
Duftige Blumen lauſchen
Bangend dem holden Schall.

O wie bebende Töne
Hallen im Herzen nach!
Luft, du ſchmerzliche, ſchöne,
Wirſt du auf einmal wach?

Leiſe im Lied verbluten
Möcht' ich das volle Herz,
Still in die dunklen Fluthen
Weinend tauchen den Schmerz!

Mit verſchwimmenden Blicken
Schau' ich in's Abendroth —
Iſt es ein bang Entzücken?
Iſt es der leiſe Tod?

Ein Roſenblatt.

Was will zu meinen Füßen
Ein letztes Roſenblatt,
Das, ſchmerzlich mich zu grüßen,
Der Wind vergeſſen hat?

Was mahnſt du ſterbend wieder
An das genoſſ'ne Glück?
Du rufſt vom Himmel nieder
Den Frühling nicht zurück!

Lieb oder Leid — verklungen
Iſt all' das heitre Spiel,
Verträumet und verſunken,
Was Herzen wohlgefiel.

Du sinnende Nacht voll Sorgen!

Am Himmel hastig die Wolke zieht,
Hastig im Strome die Welle fliebt —
Mir ist, als sei ich vor Jahren
So träumend die Welt durchfahren!

Laut durch die Lüfte ein Vogel singt,
Kein Ton mir fröhlich zum Herzen klingt —
Wo sind die freudigen Lieder?
Ich finde mein Herz nicht wieder!

Wenn tönt die Glocke, der Abend graut,
Blaß durch die Wolke das Mondlicht schaut —
Du sinnende Nacht voll Sorgen,
Wann kommt der leuchtende Morgen?

Fahr' hin, mein Glück!

Fahr' hin, mein Glück, ein Andrer mag
Um Gunst und Treue werben,
Ich finde doch am rechten Tag
Noch einen Platz zum Sterben.

Schütt' aus, du heller Freudenwein,
Du Becher, brich in Scherben;
Mir bleibt, und wär's auf rauhem Stein,
Mir bleibt ein Platz zum Sterben.

Fahr' hin, mein Glück, du mußtest doch
Früh oder spät verderben;
Lisch Alles aus, ich finde noch
Den kleinen Platz zum Sterben!

Ein Morgen.

Im Thränenſchauer bebten ſie,
Die Blumen über Nacht;
Der Morgen kam, da lebten ſie
Hellauf in Sonnenpracht.

So bebſt du, Herz, im bangen Traum
Und ahnſt die Liebe nicht,
Und ahnſt das Licht, das frohe, kaum,
Das deinen Gram durchbricht!

Blühe!

Blühe, mein Blümlein, blühe
Im Walde tief allein,
Wie blühst du sonder Mühe
Im eignen Freudenschein!

Du blühst am Sonnenherzen,
Du blühst in Licht und Luft,
Du scheidest ohne Schmerzen,
Wenn dich dein Abend ruft!

Blühe, mein Blümlein, blühe,
Die Welt weiß nichts von dir;
Wie reich sie blüh' und glühe,
Du blühst in eigner Zier!

Nie drängt ein eitel Prangen
Sich fremd in's Herz hinein,
Nie wird ein stolz Verlangen
Dir je zu Qual und Pein.

Blühe, mein Blümlein, blühe
Im Walde still und froh;
Daß dich die Weltluft fliehe,
Dein Gärtner wollt' es so!

Abendruh.

Da nun die Tageswelle
Verfließt in Abendruh,
Schließ' auch des Herzens Schwelle
Dem Drang der Erde zu.

Vergiß ein eitles Sorgen,
Der Feinde Haß und Spott,
Und heb', in Nacht geborgen,
Dein Herz empor zu Gott.

Erschließe ganz das bange
Inbrünstig seinem Licht,
Blick' auf zu ihm, empfange
Der Liebe Zuversicht!

Gott hat das Leben.

Ob mich die Welt haßt, ob mich die Welt liebt,
Ob ſie ein Glück nimmt, ob einen Traum giebt —
Sie kann nichts nehmen, ſie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

Kurz iſt die Traumluſt, kurz iſt das Leid auch,
Raſch wie ein Herzſchlag, leicht wie ein Lenzhauch:
Leid muß verſchmerzen, Luſt muß verbeben,
Hier iſt das Scheinen nur: dort iſt das Leben!

So iſt ein Schein nur, der mir das Herz kränkt,
Raſch läuft der Pfad ab, der von der Welt lenkt:
Sie kann nichts nehmen, ſie kann nichts geben,
Sie hat das Scheinen nur: Gott hat das Leben!

Ruhe in Gott.

Wenn dir leis in Abendstille
Milder Hauch zum Herzen weht,
Fühl' es, daß ein Gotteswille
Bei dem Trostverlassnen steht.

Fühl' es, daß ein Gottesfrieden
Das Erschaffne mild umfängt,
Und der wilde Sturm hienieden
Seine Flügel schon gesenkt.

Fühl' es, daß am Gottesherzen
Nun geborgen ruht die Welt,
Und den taggebornen Schmerzen
Liebe nun ein Ziel gestellt.

Freue dich, freue dich, Herz!

Freue dich, freue dich, Herz,
Auf Gottes Segen!
Hin ging die Nacht,
Schon dringt mit Macht
Das Licht her allerwegen.

Freue dich, freue dich, Herz,
Wirf ab dein Sorgen!
Schon jauchzt der Tag,
Schon grüßt der Schlag
Der Lerche hell den Morgen!

Freue dich, freue dich, Herz,
Der Gnadenfülle!
Er kommt im Licht,
Sein Engel bricht
Der Nacht und Nebel Hülle!

Freue dich, freue dich, Herz,
Ihm zu begegnen!
Sein Auge lacht
In Siegespracht —
Blick' auf, es will dich segnen!

IV.

Ein Grab.

An Joseph von Eichendorff.

Was mir im Lied durchbebt das bange Herz
Dieselbe Liebe war's, derselbe Schmerz!

I.

Die Rose blüht im Thränenthau,
Die Sonne glüht aus nächt'gem Grau —
Und kann ich nicht dein Frühroth sehn,
Ich will vertrauend weiter gehn.

Ich küß' in Demuth deine Hand,
Die mir den Strauß von Perlen band,
Vor deinem Kreuze beug' ich still
Mein blutend Herz — wie Gott es will!

II.

Was webst und schmeichelst du,
O Hauch des Frühlingswindes,
Am Grabe meines Kindes?
Du rufst es nicht aus seiner Ruh!

Nicht wird dein sanfter Gruß
Die zarte Wange fächeln,
Du lockst kein liebes Lächeln
Um seinen Mund mit leisem Kuß.

An der Cypresse Grün
Wirst du vergebens kosen,
An weißen Grabesrosen
Mit weichem Hauche dich bemühn!

Es ruht zu tief im Sand,
Du kannſt mein Kind nicht wecken,
Es wird nie wieder ſtrecken
Entgegen dir die kleine Hand.

Still ſchläft's, mein gutes Kind,
Gefaltet fromm die Hände,
Bis Gott den Engel ſende,
Der es emporküßt lieb und lind.

III.

Ach warum muß an deinem Grabe
Der Lebensmüde weinend knien,
Nun ich das Liebste nicht mehr habe,
Soll ich wie sonst durch's Leben ziehn?

Du starbst, und ich soll weiter leben!
Du schläfst in deinem stillen Grab,
Und mir zerbrach im Todesbeben
Mein fester Muth, mein starker Stab!

IV.

Wie eine Lilie warst du rein,
Wie eine Rose morgenroth;
Du blühtest hell im Liebesschein,
Da brach dich rauh der herbe Tod.

Nicht brach der Tod dein Herz allein,
Er brach das meine noch dazu;
Ich aber wandle noch im Schein
Des falschen Lichts — du gingst zur Ruh!

V.

Ich wandre durch die lauten Gassen,
Man treibt und drängt sich wie zuvor,
Umirrend einsam und verlassen
Fühl' ich nun ganz, was ich verlor!

Sie gleiten hastig mir vorüber,
Was fragt die Welt nach dir und mir!
Es wird mir banger nur und trüber
Im raschen Strom des Lebens hier.

Gefühllos treibt sie fort die Welle,
Und weiß nicht, welch ein tiefes Leid
Sie überrauscht in wildster Schnelle,
Sie hat zum Mitleid keine Zeit!

VI.

Als ich in den Garten kam,
Standen die Blumen blaß und trüb,
Vögel ſchwiegen wie vor Gram,
Alle, alle hatten dich lieb.

Schweigend wandt' ich Aug' und Herz,
Ging in's weite Feld hinaus,
Ohne Zeugen weint' ich den Schmerz
Unter dem ſtillen Himmel aus.

Doch die dunkle Wolke hier,
Die ſo bang zu Haupte ſtand,
Weinte linde Tropfen mir
Leis auf die gefaltete Hand.

VII.

Als ich im Walde neulich ging
Und meine Seele rief nach dir,
War's wie ein Traum, der mich umfing,
So wunderſam — du ſtandſt bei mir!

Erſt gingſt du ſtill zur Seite hin,
Dann ſchlugſt du hell den Blick empor,
Da war mir's ganz aus Herz und Sinn
Verrauſcht, daß ich dich je verlor!

Du gabſt mir froh die kleine Hand,
Wie ſchmeichelnd klang dein Kinderwort,
So lieb und treu, ſo wohlbekannt,
Wir zogen glücklich fort und fort.

Mir war's gleichwie in alter Zeit,
In Freuden rauscht der grüne Wald,
Bis plötzlich durch die Einsamkeit
Ganz wunderhell ein Glöcklein schallt.

Wir knieten nieder, du und ich,
Kein Blättlein flüstert in der Rund,
Es klang so fromm, so inniglich,
Recht wie ein Hall aus Engelsmund.

Doch als der letzte Ton verschwand,
Sah ich dich fern und ferner mir,
Noch einmal grüßt die kleine Hand,
Und wieder weint' ich einsam hier.

VIII.

Du kannſt mir nicht geſtorben ſein,
Ich ſeh' dich ja im Frühlingsſchein
Mit deinem kleinen Pilgerſtab —
Man trug dich nicht in's dunkle Grab!

Du lächelſt lieb und mild mich an —
Ob das ein todtes Weſen kann? —
Du ſchmeichelſt mit dem Kinderwort
Mir allen Gram vom Herzen fort.

Oft wird es dunkel um mich her,
Als ob ich ſelbſt geſtorben wär',
Da ſtehſt du bei mir hold und licht —
O geh' nicht fort, verlaß mich nicht!

Und wenn im bängſten Augenblick
Dies Herz erzitternd bebt zurück,
Steh' mir zu Haupt, der Liebe Geiſt,
Der mir den Weg zum Ew'gen weiſt!

Druck von G. Bernſtein in Berlin, Mauerſtr. 41